



Brief von Charlotte Knobloch an Jürgen Todenhöfer
SEITE 7

Prof. Alexander Yakobson über Rotary Clubs, Hamas und Zionismus
SEITE 12



Artists4Israel Graffitikunst aus New York
SEITE 24



WORT DES HERAUSGEBERS

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

mit großem Dank und großer Genugtuung haben die Redaktion und ich die breite und freundliche Aufnahme sowie das rege Interesse an unserer ersten Ausgabe verzeichnen dürfen und uns sehr über die zahlreichen positiven Reaktionen zu unseren Beiträgen und die vielfachen konstruktiven und ermutigenden Anregungen zu Themen und Gestaltung gefreut.

Jeder einzelne Ihrer Beiträge ist für uns von größter Wichtigkeit und es sind an erster Stelle Ihre Kommentare und Vorschläge, die uns helfen, Ihre Jüdische Rundschau besser und attraktiver zu gestalten.

Vor allem anderen geben Ihre positive Resonanz und das große Echo der Redaktion und mir die erforderliche Bestätigung und machen uns Mut den eingeschlagenen Weg fortzusetzen.

Mut und Zuversicht für die Zukunft sind es auch, die wir mehr denn je brauchen, angesichts der gegenwärtigen Nachrichten und Geschehnisse, die wir täglich zur Kenntnis nehmen und beklagen müssen.

Israel befindet sich seit Wochen im Kampf mit der auch durch die westlichen Staaten finanzierten und ausgerüsteten menschenverachtenden Mörderbande der Hamas, die Israel und jüdisches Leben um jeden Preis auslöschen möchte und die mit Vorsatz und verbrecherischem Kalkül gewissenlos den Tod der eigenen Zivil-Bevölkerung als politische Waffe gegen Israel einsetzt. Im Gegensatz hierzu versucht Israel auch in dem ihm aufgezwungenen Verteidigungskampf, die Zahl der zivilen Opfer in Gaza so gering wie möglich zu halten und warnt die Bevölkerung von Gaza vor Angriffen auf besonders in zivilen Einrichtungen versteckte Hamas-Ziele. Während Israel Raketen-systeme zum Schutz des Lebens der eigenen Bevölkerung baut, benutzen die Hamas-Terroristen vor allem die eigene Bevölkerung und vorzugsweise Kinder um ihre Mord-Raketen zu schützen.

►► Fortsetzung auf Seite 2

Inhaltsverzeichnis

Politik.....	3-5
Meinung.....	6-8
Israel.....	9-12
Aus den Gemeinden.....	13-15
Diaspora.....	16-17
Wissen.....	18-19
Lesecafe.....	20-21
Kunst und Kultur.....	22-24
Einspruch.....	25
Religion und Tradition.....	26-29
Menschen.....	30-31
Geschichte.....	32-35
Aus der Bloggerszene.....	36-37
Judentum heute.....	38
Abo-Coupon/Von der Redaktion.....	39
Jüdische Küche.....	40

Österreich 3,70 € Schweiz 4,60 CHF



Grüne Nazis? – Antisemitische Pogromstimmung in Europa

Von Clemens HENI

Die Juden in Europa sind wieder in Gefahr. In einem ungewöhnlichen Schritt appellierte der Leiter der Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, Avner Shalev, Ende Juli an die Weltpolitik und namentlich an europäische Regierungen, alles Mögliche zu tun, um Juden vor Angriffen zu schützen. Die Ereignisse der letzten Wochen zeigen: soviel antisemitische Agitation und Gewalt auf Europas Straßen gab es schon lange nicht mehr.

Europa sieht sich derzeit einer antisemitischen Stimmung ausgesetzt, wie vielleicht seit dem Ende des Nationalsozialismus nicht mehr. Ganz offen wird auf den Straßen Hitler gelobt, werden Hetzparolen wie «Hamas, Hamas, Juden ins Gas» oder «Israel vergasen» geschrien, Synagogen mit Brandsätzen (wie in Wuppertal) und Steinen attackiert sowie belagert (wie in Paris), aus verschwörungsmyschischem Wahnsinn heraus eine Burger-King-Filiale in Nürnberg gestürmt und Juden tötlich angegriffen (wie in Berlin). Die Polizei in Frankfurt am Main stellte einem aufgepeitschten antisemitischen Mob gar ein Polizeifahrzeug zur Verfügung und verstärkt durch die Lautsprecher des Fahrzeugs konnte mehrfach geschrien werden, «Kindermörder Israel!». Deutsche Neonazis liefen zwar bei vielen dieser Aufmärsche mit, aber sie werden sich gewundert haben, wie aggressiv die Islamisten und türkischen wie arabischen Aktivisten vorgehen. Es zeigt sich eine neue Form des (Neo-)Nazismus in Europa. Der grüne Nazismus? Man sollte immer vorsichtig sein mit solchen Worten und Vergleichen. Aber hier passt der Vergleich. Denn wie anders kann man jene Islamisten und fanatisierten Türken und Palästinenser bezeichnen, die sich öffentlich positiv auf Hitler beziehen (so geschehen z.B. in Berlin), Israel «vergasen» wollen und so ihre Zustimmung zum Holocaust demonstrieren? Sicherlich ist das eine kleine Minderheit innerhalb der türkischen, muslimischen und palästinensischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik. Aber sie ist die bei weitem lauteste. Es gibt auch keine Massendemonstrationen von den türkischen oder palästinensischen Gemeinden, die sich vom Antisemitismus aus ihren eigenen Reihen distanzieren. Manche Funktionäre distanzieren sich mit Worten – aber wo sind die Taten? Andererseits muss man höllisch aufpassen, dass nicht extreme Rechte Proteste gegen den Antisemitismus nutzen, um sich als israelfreundlich zu gerieren, dabei ist deren Agenda oft rassistisch und antimuslimisch bzw. anti-arabisch. Beispiele sind die German Defence League (GDL) oder das Internet-Portal «Politically Incorrect». Solche Rechten werden sich im Zweifelsfall natürlich auch gegen die Juden stellen, wie es sich bei der «Beschnittungsdebatte» im Sommer 2012 zeigte.



Die Kritik an Rechten und extremen Rechten darf aber nicht dazu führen, den Antisemitismus von manchen Muslimen und Arabern in Deutschland, Europa und dem Nahen Osten auch nur im Geringsten zu verharmlosen. Es geht nicht nur darum, dass «Mein Kampf» in der Türkei und der arabischen Welt ein Bestseller ist und dass es eine historische enge Beziehung des Großmufti von Jerusalem Muahammad Haj al-Husseini zu den Nazis und zum Holocaust gab. Das ist schockierend genug. Es geht hier und heute darum, dass sich die grünen Nazis verhalten wie «biodeutsche» Nazis: sie sind gut organisiert, online wie offline, jagen pro-israelische Demonstranten durch Innenstädte, lauern Juden oder pro-israelischen Aktivisten auf (wie in Berlin-Kreuzberg schon vor Monaten geschehen), werfen Brandsätze auf Synagogen, schlagen Juden, bedrohen sie, schicken Mordaufrufe an Jüdische Gemeinden und ziehen antisemitische Parolen brüllend durch die Innenstädte.

Die aufgehetzten Massen und grünen Nazis auf den antisemitischen Anti-Israel Demonstrationen gefährden das Leben von Juden in Deutschland auf eine Weise, wie es selbst Neonazis in den letzten Jahrzehnten nicht geschafft haben. Es gibt kaum einen Juden oder eine Jüdin, der oder die sich nicht bei jedem Einkauf, Spaziergang oder Gang zur Synagoge überlegen muss, welchen Weg man nehmen kann, da eine offen sichtbare Kippa Lebensgefahr bedeuten könnte, oder ob es mit Gefahren verbunden ist, eine Davidsternhalskette sichtbar und stolz zu tragen. Keine andere Gruppe von Menschen wird heute in Europa auf eine solche Weise in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt wie die Juden.

Die ganze Menschenverachtung und der Rassismus wie Antisemitismus der letzten Wochen werden deutlich, wenn man sich anschaut, was in Syrien oder dem Irak passiert. Dort werden teilweise an einem Tag Hunderte, wenn nicht Tausende Menschen ermordet, abgeschlachtet, geköpft, mit Giftgas getötet. Es handelt sich um muslimische Täter und muslimische Opfer. Da aber keine Juden im Spiel sind, gibt es offenbar keinerlei Widerhall auf Europas Straßen. Ginge es den Pro-Hamas-Demonstranten um Menschenleben, würden sie gegen den Islamischen Staat (ISIS), gegen das Regime von Baschar al-Assad in Syrien, gegen al-Qaida und alle möglichen anderen Gruppierungen demonstrieren, die für die Blutbäder im Nahen Osten derzeit verantwortlich sind. Doch die bloße Reaktion Israels auf den unerträglichen Beschuss seiner Bürger und auf den Bau von Terrortunneln direkt unter seinem international anerkannten Territorium führt reflexartig zu einem Ausbruch des Hasses und der Gewalt und der geradezu obsessiven Berichterstattung auf allen Kanälen. Jeder einzelne von der israelischen Armee getötete Bewohner von Gaza wird im grellsten Licht betrachtet, dabei betont Israel nonstop, dass seine Streitkräfte alles Erdenkliche tun, um Zivilisten zu schützen. Man kann das im Internet nachvollziehen, da die israelische Armee Videos veröffentlicht, die z.B. zeigen, dass geplante Angriffe auf Häuser abgebrochen werden, wenn sich dort trotz Vorwarnung Menschen bewegen. Dass das nicht immer klappt, ist offensichtlich und Teil der zynischen Strategie der Hamas. Je mehr Tote, umso besser für sie, so denken diese Terroristen.

►► Fortsetzung auf Seite 3

Fünf vor Zwölf?

Alex FEUERHERDT

Charlotte Knobloch, die frühere Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, ist eigentlich ein bedächtiger Mensch. Sie neigt nicht zu lauten Tönen, nicht zu Übertreibungen und auch nicht zum Alarmismus. Wenn sie also einmal deutlich wird, darf man davon ausgehen, dass es einen besonderen Grund dafür gibt. Und vor wenigen Tagen ist sie überaus deutlich geworden. Die «hemmungslose Judenhetze» habe «eine neue Qualität erreicht», sagte sie in einem Interview dem «Kölner Stadt-Anzeiger». Und weiter: «Was wir derzeit erleben, ist die kummervollste und bedrohlichste Zeit seit 1945. Bei uns stehen die Telefone nicht still, die Mail-Postfächer quellen über – wir sind konfrontiert mit Beleidigungen und Hassparolen.» Allen in Deutschland lebenden Juden riet sie, sich derzeit «nicht als Jude erkennbar zu machen». Das Risiko, zum Ziel eines Angriffs zu werden, sei sonst zu groß.

Das sind erschütternde Worte, und das Schlimme ist: Charlotte Knobloch hat damit Recht. «Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein», riefen beispielsweise mehrere Dutzend Teilnehmer einer antiisraelischen Demonstration Ende Juli in Berlin. Ein Ehepaar aus Jerusalem, das vor den Raketen der Hamas in die deutsche Hauptstadt geflüchtet war und dort zufällig den Weg einer weiteren israelfeindlichen Manifestation kreuzte, wurde von Demonstranten massiv bedroht: Als diese den Kippa tragenden Israeli sahen, riefen sie Parolen wie «Nazimörder Israel!», «Scheißjuden, wir kriegen euch!» und «Wir bringen euch um!»; zudem versuchten sie, den Mann und seine Ehefrau kör-



Pro-Israel Kundgebung in Berlin, August 2013

perlich zu attackieren. In Essen grölten antiisraelische Demonstranten «Adolf Hitler! Adolf Hitler!» und «Scheißjuden, brennt!», in Gelsenkirchen brüllten sie «Hamas, Hamas, Juden ins Gas!». In Hannover wurde ein Mann, der eine Israelflagge gezeigt hatte, tödlich angegriffen, in Bremen versuchten Teilnehmer einer Kundgebung gegen Israel, einem Journalisten die Kamera zu entreißen. Mehrere jüdische Einrichtungen wurden mit antisemitischen Parolen beschmiert, auf die Synagoge in Wuppertal gab es gar einen Brandanschlag. Und das sind nur einige Beispiele von vielen.

Polizei, Justiz und Politik sind viel zu oft entweder nicht willens oder nicht in der Lage, diesem antisemitischen Treiben konsequent zu begegnen. In Frankfurt stellte die polizeiliche Einsatzleitung den antiisraelischen Demonstranten sogar ihren Lautsprecher zur Verfügung – zur Deeskalation,

wie es hieß, doch genutzt wurde er vor allem für Parolen wie «Kindermörder Israel!». In Berlin ließ die Staatsanwaltschaft ausrufen, es sei weder Volksverhetzung noch eine Beleidigung, einen Juden als «feiges Schwein» zu beschimpfen. Nach einem Bericht der Tageszeitung «Die Welt» beauftragen immer mehr jüdische Gemeinden und Einrichtungen israelische Spezialkräfte damit, für ihre Sicherheit zu sorgen, weil sie deutschen Polizisten nicht mehr vertrauen. «Wenn Europas Staaten die Juden, die auf ihrem Territorium leben, nicht schützen, wird Israel das tun», sagte der israelische Parlamentsabgeordnete Israel Hasson auf einer Sondersitzung der Knesset. Deutsche Politiker verurteilen die antisemitischen Parolen auf den Demonstrationen zwar gelegentlich, aber wenn sie es tun, klingt es eher pflichtschuldig als überzeugend.

Und auch die Medien tragen dazu bei, dass sich immer mehr Juden in Deutsch-

land zunehmend unsicher fühlen. Verständnis für seine Verteidigung erfährt der jüdische Staat nur selten; in etlichen Leitartikeln, Kommentaren und Interviews wird das israelische Vorgehen gegen die Hamas vielmehr als «unverhältnismäßig», «völkerrechtswidrig» oder «alttestamentarisch» verurteilt, und dies umso häufiger und heftiger, je länger der Krieg andauert. Man beeilt sich zwar, allzu offenkundig jüdenfeindliche Äußerungen auf der Straße zu rügen, befeuert die antisemitischen Demonstrationen aber gleichzeitig durch eine «Israelkritik», die sich von den Rufen und Transparenten der Demonstranten zwar in der Form, nicht aber inhaltlich grundlegend unterscheidet. Jürgen Todenhöfer durfte in Anne Wills ARD-Talkshow sogar behaupten, Israel sei «eine europäische Kolonie auf arabischem Boden», die im Gazastreifen eine «Bombardierungsorgie» veranstalte.

Ob Israel den «Medienkrieg» verloren habe, wurde Jaakov Amidror, der frühere Chef des Nationalen Sicherheitsrats Israels im Interview der «Tagesschau» gefragt. Amidror antwortete: «Er war bereits vor dem Krieg verloren. Wir wissen, dass wir eine weitaus bessere Stellung in der Europäischen Gemeinschaft hätten, wenn wir bluten würden. Wir haben jedoch nicht die Absicht, wieder zu bluten. Deshalb existiert der Staat Israel.» Wie wichtig das ist, zeigt sich dieser Tage wieder besonders deutlich. Auch und gerade in Deutschland.

Alex Feuerherdt ist freier Autor und lebt in Köln. Er schreibt regelmäßig für verschiedene Medien zu den Themen Antisemitismus, Nahost und Fußball, unter anderem für die Jüdische Allgemeine, Konkret, den Tagesspiegel und die Jungle World.

◀ Fortsetzung von Seite 1

WORT DES HERAUSGEBERS

Während Israel immer wieder versucht mit einseitigen Waffenruhen für eine Entlastung der Zivilbevölkerung in Gaza zu sorgen, beschäftigt sich die Hamas vor allem damit, diese Waffenruhen umgehend zu brechen und zu verhindern.

Es ist daher unerträglich, wird von der Welt in keiner Weise gewürdigt und erfüllt uns mit Trauer, dass in diesem, dem Staat Israel – gerade und wegen seines ungebrochenen Friedenswillens – durch Hass und Terror der Hamas-Verbrecher aufgezwungenen Verteidigungskrieg, wegen der für jede Armee vorbildlichen Rücksichtnahme des israelischen Militärs auf die Zivilbevölkerung in Gaza, viele Todesopfer unter Israels Soldaten verschmerzt werden müssen.

Obwohl kein Staat dieser Welt zulassen könnte, in sein Gebiet reichende Mordtunnelsysteme stehen zu lassen und seine Bevölkerung dem täglichen Terror-Raketen-Beschuss seines verbrecherischen Nachbarn auszusetzen und obwohl dieses Selbstverteidigungsrecht Israels – wenn zum Teil auch nur widerwillig – selbst durch die westlichen Politiker und auch Ägypten anerkannt werden muss, werden große Teile der hiesigen Medien und ihrer epidemisch als Kommentatoren auftretenden selbsternannten Nahost-Experten, die bei zwischenzeitlich 170.000 Toten in Syrien und dem willkürlichen Hinrichtungsterror der ISIS eher zurückhaltend berichten, nicht müde, vor allem die Opfer in Gaza zu beklagen und hauptsächlich Israel dafür verantwortlich zu machen. Mit der gleichen Logik wäre der Kampf der Alliierten gegen das Nazi-Regime wegen der zivilen Opfer in Deutschland desavouiert worden und somit eine Befreiung von der schrecklichen Willkürherrschaft der Nazis unmöglich gewesen.

Der Verteidigungseinsatz Israels bietet auch widerwärtige Gelegenheit und heuchlerisches Alibi, den ohnehin in Deutschland und Europa

bestehenden und rapide zunehmenden anti-jüdischen Vorbehalt noch ungenierter auszulieben. Linke Israelhasser und Terror-Verstehler halten in ekelerregender Allianz mit Mord an Juden propagierenden, Islam-bezogenen Hamas-Terror-Anhängern und den ewig gestrigen Antisemiten brauner Couleur an zahlreichen Orten Deutschlands und Europas gewalttätige Israel-Flaggenverbrennungs- und Judenverunglimpfungs-Aufmärsche ab, die ohne Einschreiten von der hiesigen, eigentlich den Gesetzen und der freiheitlich demokratischen Grundordnung verpflichteten Polizei begleitet werden.

Während «Juden-ins-Gas»-Rufe und körperliche Angriffe auf als Juden erkennbare Personen bei unserer Polizei bestenfalls – wie in Frankfurt/M und jetzt auch in Hagen geschehen – dazu führen, den meist muslimischen Rechtsbrechern noch einen polizeilichen Einsatzwagen oder zumindest Polizei-Lausprecher zur Verbreitung von Hetzparolen zur Verfügung zu stellen, wird gleichzeitig das Bekunden von Sympathie mit dem israelischen Staat und das Zeigen von israelischen Fähnchen von eben dieser Polizei als nicht zu dulddende Provokation angesehen.

Das besonders Beunruhigende und Beängstigende daran ist, dass der große Teil unserer freiheitlichen Gesellschaften – nicht nur an deren Rändern – die Gefährdung unserer rechtsstaatlichen Systeme nicht einmal erkennen will und – wie zahllose Hass-Einträge in Blogs und sozialen Medien belegen – die antijüdische Grundhaltung mitträgt, während unsere Politik und unsere Medien derartige Vorfälle weitestgehend nicht für erwähnenswert halten oder mit halbherzigen Statements zu bagatellisieren versuchen.

Der demokratische Rechtsstaat ist die Grundlage unserer freiheitlichen, westlichen Lebenswerte.

Der explosionsartige Anstieg von nahezu unverhohlenen Antisemitismus gefährdet nur knappe 70 Jahre nach dem Ende des Holocaust das nur unter Schwierigkeiten wieder geschaffene jüdische Vertrauen in unsere deutsche Nachkriegs-Demokratie und ist dabei, das wieder entstandene jüdische Leben in Deutschland zu verunmöglichen. Vor allem aber gefährdet der massiv sichtbar gewordene Antisemitismus für alle Menschen in Deutschland und Europa unsere mit vielen Opfern erkämpften freiheitlich demokratischen Grundordnungen.

Noch stets hat uns die historische Erfahrung gelehrt – wo Juden nicht leben können, da kann auch die Freiheit nicht leben – wo die Freiheit nicht leben kann, kann es auf Dauer auch keinen Frieden geben. Unsere Politik und wir alle sollten alles unternehmen, uns einen weiteren Beweis dieser leidvollen geschichtlichen Wahrheit zu ersparen.

Appeasement, Toleranz und Verständnis gegenüber Rechtsbrechern, Terrorunterstützern und Terror gleich welcher Richtung ist nicht hinnehmbar und gilt für den Terror der Hamas und anderer islamistischer Gruppen ebenso wie für den grauenvollen und völlig undenkbar terroristischen Abschuss ziviler Flugzeuge und die Ermordung unschuldiger Passagiere im russisch-ukrainischen Konflikt.

Wir werden, im Interesse einer friedlichen und lebenswerten Zukunft für uns alle, niemals müde werden das Wort für die weltweite Einhaltung rechtsstaatlicher Prinzipien zu ergreifen.

Ich wünsche Israel und Gaza eine schnelle Befreiung von der ruchlosen Gewalt der Hamas und baldigen, nachhaltigen Frieden.

Ihr Dr. Rafael Korenzecher
Herausgeber

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung

Herausgeber:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Verlag:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Postfach 12 08 41, 10598 Berlin

Tel.: (030) 54 71 02 50

Fax: (030) 23 32 88 60

E-Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

www.juedische-rundschau.de

Redaktion: Clemens Heni (clemens.heni@juedische-rundschau.de), Olaf Glöckner (olaf.gloekner@juedische-rundschau.de), Michail Goldberg

Layout: Maria Pokrovski

Kontaktmöglichkeiten

• per Post: J. B. O. GmbH, Postfach 120841, 10598 Berlin

• per Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

• per Telefon: (030) 54 71 02 50

• per Fax (auch Anrufbeantworter): (030) 23 32 88 60

• per Website: www.juedische-rundschau.de

Werbeabteilung:

Tel.: (030) 54 71 02 51

E-Mail: werbung@juedische-rundschau.de

Druck: Pressedruck Potsdam GmbH

Friedrich-Engels-Str. 24, 14473 Potsdam

Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis: frei Haus

jährlich 35 € einschließlich 7% MwSt.

Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel «AFP» gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt. Es gelten AGB vom 01.05.2014 und Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 01.05.2014

◀ Fortsetzung von Seite 1

Grüne Nazis? – Antisemitische Pogromstimmung in Europa

Antijüdische Hetze in Deutschland – aber im Nahen Osten steht Ägypten auf der Seite Israels im Kampf gegen die Hamas

Wurden die aktuellen Ereignisse im Nahen Osten von Beobachtern und Medien anfänglich zumindest teilweise durchaus zutreffend dargestellt – es wurde z.B. darauf hingewiesen, daß die Hamas angefangen hat, Raketen auf Israel zu schießen und sich hinter Zivilisten versteckt –, ist alsbald wieder Routine eingekehrt: Israel wird als Aggressor dargestellt, dessen Handlungen den Terror der Hamas doch irgendwie verständlich machten.

Dabei haben sich bei diesem neuerlichen Gaza-Krieg, dem dritten seit Dezember 2008, ganz neue Konstellationen aufgetan, die Hoffnung geben, trotz der schrecklichen Bilder von Tod und Zerstörung, Angst und Panik.

Ägypten, das größte und wichtigste arabische Land, stellt sich erstmals demonstrativ nicht hinter die Hamas. Vielmehr hat Ägypten in den letzten Wochen ca. 1000 Tunnel zerstört, die vom Gazastreifen nach Ägypten reichten. Ebenso hat es den Grenzübergang im Süden des Gazastreifens, Rafah, nicht geöffnet. In der ägyptischen Presse sind Stimmen zu hören, die sich gegen die Hamas positionieren. Wie Nina Hubinet und Boualem Rhoubachi für France24 berichteten, schrieb der Kolumnist für die Tageszeitung El-Watan, Adel Nehaman, «Tut mir leid, Gaza-Bewohner, ich kann euch nicht unterstützen, solange ihr die Hamas nicht los werdet.» Azza Sami dankte in der regierungsnahen Tageszeitung Al-Ahram dem israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanyahu mit den Worten, «Gott möge uns mehr Männer wie Sie geben, um die Hamas zu zerstören.» Der «Starreporter» des ägyptischen Fernsehsenders Al-Faraeen TV, Tawfik Okasha, ging soweit zu sagen, wenn «die Männer in Gaza Männer wären, würden sie gegen die Hamas revoltieren.» Ob das angesichts einer so brutalen Diktatur, die gleichwohl noch vor wenigen Jahren sich einer großen Unterstützung sicher sein konnte, realistisch ist, sei dahingestellt. Die Hoffnung vieler in Ägypten, dass die Hamas, der palästinensische Ableger der in Ägypten mittlerweile wieder verbotenen Muslimbruderschaft (Ikhwan), zerstört oder so stark als möglich geschwächt wird, muss allerdings noch nicht bedeuten, dass Ägypten zu einem Vorkämpfer gegen jede Form des Antisemitismus wird. Denn das scheint mit Blick auf ägyptische Debatten darum, ob es angemessen sei, israelische Übertragungen von der FIFA-Fußball-WM anzuschauen oder nicht, eher unwahrscheinlich. Doch die Distanz zu einer der brutalsten antisemitischen Organisationen im Nahen Osten könnte sich sehr positiv auf die arabische und muslimische Welt auswirken und die politische Kultur nachhaltig verändern.

Solche arabischen Töne gegen die Hamas werden jedoch so gut wie nie in deutschen Fernseh- oder Radionachrichtensendungen und auch kaum in Printmedien oder im Internet dokumentiert und analysiert. Ausnahmen stellen der Chefkommentator der Tageszeitung Die Welt, Jacques Schuster, und der FAZ-Politik-Redakteur Rainer Hermann dar, die auf diesen möglichen Paradigmenwechsel im Nahen Osten hinweisen. Wenn es die letzten Jahrzehnte immer und ausnahmslos darum ging, Israel zu difamieren und zu bekämpfen, so könnte es diesmal einen regelrechten Wandel geben hin zu einer Kooperation der gemäßigten

arabischen Staaten mit Israel. Viele in der arabischen Welt sehen die Gefahr des Jihadismus, Extremismus und islamistischen Terrorismus mit großer Sorge. Nach einer repräsentativen Umfrage des unabhängigen Think Tanks PEW Research Center aus Washington, D.C., von Juli 2014 nimmt die Zahl derer in der muslimischen Welt zu, die Islamismus, Extremismus und jihadistischen Terror ablehnen und kritisch sehen. Bei der repräsentativen Umfrage mit 14.244 «face-to-face»-Interviews in 14 muslimischen Ländern bzw. Ländern mit einer starken muslimischen Minderheit, von Indonesien über die palästinensischen Autonomiegebiete, Ägypten, den Libanon, Israel, bis hin nach Nigeria, die zwischen dem 10. April und 25. Mai 2014 geführt wurden, zeigt sich eine stärker werdende Ablehnung von Terrorgruppen wie Hisbollah, al-Qaida und Hamas. So ist die Zustimmung zu Selbstmordattentaten unter den Palästinensern von 70% im Jahr 2007 über 62% 2013 auf 46% 2014 gesunken. Das ist immer noch eine schockierende Zahl, aber gleichwohl ein signifikanter Rückgang. Die palästinensische Zustimmung zur Hamas ist allein von 2013 bis heute von 48% auf 35% gesunken, während mittlerweile 53% der Palästinenser der Terrororganisation ablehnend gegenüberstehen. Warum wird darüber so selten berichtet? Ist die Realität im Nahen Osten zu kompliziert für die deutschen Mainstreammedien?

Womöglich sind also jene pro-israelischen Demonstranten, die «Free Gaza from Hamas» rufen, viel näher an der Wirklichkeit in den palästinensischen Autonomiegebieten dran als die angeblich propalästinensischen Agitatoren der Anti-Israel- und Pro-Hamas-Demonstrationen. In der Türkei, Ägypten und Jordanien wird die Terrororganisation Hisbollah zunehmend negativ gesehen – während in Deutschland die gelben Hisbollah-Fahnen von muslimischen Extremisten auf Demonstrationen ungestraft geschwenkt werden können.

Von 2007 bis 2014 stiegen die Zahlen deren, die eine «negative Sicht auf die Hisbollah» haben, von 66 auf 85% (Türkei), 41 auf 83% (Ägypten) und 44 auf 81% (Jordanien). Eine große Mehrheit der befragten Muslime sieht insgesamt «islamischen Extremismus» mit großer Sorge. Während im Libanon 8% unbesorgt sind, sind 92% besorgt, in Tunesien ist das Verhältnis 19 zu 80%, in Ägypten 22 zu 75%, in Bangladesh 25 zu 69%, in Pakistan 14 zu 66%, nur in Indonesien und dem Senegal wird die islamistische Gefahr als weniger stark empfunden.

Während im Nahen Osten und weiten Teilen der muslimischen Welt der Islamismus oder «islamischer Extremismus» also mit Sorge betrachtet werden, ist es in Europa gerade andersherum. Hier toben antisemitische und islamistische Extremisten wie schon lange nicht mehr.

Wie kann man diese Ungleichzeitigkeit verstehen? Warum feiern in Europa Muslime den Islamismus, während Millionen von Muslimen im Nahen Osten, in Afrika und Asien große Angst vor ihm haben und ablehnen? Die Jüdische Rundschau sprach darüber mit dem Islamforscher und Historiker Daniel Pipes, Präsident des Think Tanks Middle East Forum (MEF) in Philadelphia. Er ist bekannt für seine Unterscheidung

von Islam und Islamismus, zwischen Glaube und Ideologie. Er unterstützt moderate Muslime im Kampf gegen den Islamismus. Auf die Frage, «Muslime im Nahen Osten sind schockiert über den Terror von Gruppen wie ISIS (Islamischer Staat), doch Muslime in Europa attackieren Israel, woher kommt das?», antwortete der Islamexperte: «Es existiert ein weit verbreiteter, irrtümlicher Glaube, dass Israel eine künstliche Entität sei, die von westlicher Unterstützung abhängig sei. Wenn diese Unterstützung wegfiel, würde der Staat kollabieren. Vor diesem Hintergrund hat die Hetze gegen Israel auf westlichen Straßen eine so große Priorität. Andererseits wird der Westen für die Bürgerkriege in Syrien und dem Irak als weniger bedeutend erachtet und die Eroberung von Mosul führt zu keinen Demonstrationen.»

Auf die Frage, warum es in Ländern mit einer muslimischen Mehrheit eine Abnahme der Zustimmung zum Islamismus gibt, während wir eine Zunahme islamistischer Einstellungen in Europa erleben, sagte Daniel Pipes: «Islamisten haben an vielen Orten und Ländern mit einer muslimischen Bevölkerungsmehrheit die Macht übernommen. Die Bevölkerung erlebt sozusagen auf brutale Weise, wie die Scharia sich im Alltag zeigt. Westliche Muslime, vor allem solche, die im Westen geboren wurden, haben keinerlei konkrete Erfahrung mit der Scharia und behalten ihre Illusionen über den Islamismus bei.»

Die Aufrufe zum Massenmord an Juden, denn nichts anderes stellen Parolen wie «Hamas, Hamas, Juden ins Gas» oder «Israel vergasen» dar, zeigen eine neue Qualität des Antisemitismus. Der bekannteste Antisemitismusforscher des Landes und ehemaliger Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung (ZfA), Wolfgang Benz, hingegen sagte dem Kölner Stadtanzeiger: «Es haben sich zum Teil seltsame Leute zusammengerottet, einige haben blödsinnige Parolen gerufen.» «Blödsinnig»? Dieser Realitätsverlust von Benz steht ganz typisch für viele Vertreter der akademischen oder publizistischen Elite in Deutschland. Benz geht noch weiter: «Die selbstverständliche Akzeptanz israelischer Politik ist nicht mehr da. Das ist kein Antisemitismus. Das wird aber von Aktivisten auf diesem Gebiet sehr gerne so dargestellt. Und sicherlich hat auch die israelische Regierung ein Interesse daran, dass jede Kritik an ihren Handlungen als Antisemitismus verstanden wird.» Der taz-Journalist Stefan Reinecke sekundierte dem Meister der Verharmlosung des neuen Antisemitismus und schrieb: «Es muss in einem freien Land möglich sein, straflos das Existenzrecht Israels infrage zu stellen.» Diese Verteidigung des neuen Antisemitismus, nichts anderes als ein typischer Ausdruck des neuen Antisemitismus ist es, das Existenzrecht Israels abzulehnen, führt zu keinen Demonstrationen vor dem taz-Hauptquartier.

Es ist schließlich im positiven Sinne eine neue Qualität, dass ein Redakteur der Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Christian Geyer, auf Seite eins der FAZ vom 26. Juli den Historiker Wolfgang Benz mit folgenden Worten kritisierte: «„Seltsame Leute“ hätten „blödsinnige Parolen“ gerufen, wiegelt beispielsweise der Historiker Wolfgang Benz ab. Da soll Volksverhetzung als Blödsinn durchgehen, da sollen türkisch- und arabischstämmige Antisemiten als komische Vögel verharmlost wer-



Projektion des eigenen Nazismus? Palästinenser vergleichen ägyptischen Armeeführer al-Sisi mit Hitler, Jerusalem, August 2013

den.» Benz hat im November 2010 dem islamistischen Portal Muslim-Markt ein freundliches Interview gegeben, ohne auf den Antisemitismus und Israelhass dieses Portals einzugehen. Dabei sind ein durchgestrichener Davidstern und der Aufruf zum Boykott Israels typische Bestandteile des heutigen, auf Israel bezogenen Antisemitismus'. Muslim-Markt ist seit Jahren einer der Teilnehmer und Organisatoren des antisemitischen, vom Iran 1979 initiierten Al-Quds-Aufmarsches in Berlin, auf dem zur Vernichtung des jüdischen Staates Israel und zur «Befreiung Jerusalems» aufgerufen wird.

Offenbar ermuntert durch islamistische Prediger, die in Berlin zum Mord an Juden aufriefen, oder von Politikern der Linkspartei in Nordrhein-Westfalen, die antiisraelische Demonstrationen besuchten oder von den Verharmlosern des neuen Antisemitismus, wird der Israelhass in Deutschland immer nazistischer. Für den 29. Juli rief eine Gruppe aus Duisburg zu einer Demonstration unter dem Motto «Tod dem Zionismus» auf. Gegen diese Volksverhetzung müssen nicht nur die Polizei, die Justiz und ggf. der Gesetzgeber vorgehen, vielmehr und vor allem muss die gesamte Gesellschaft dagegen aktiv werden. Es muss eine politische Kultur entwickelt werden, die ganz klar sagt: Israel ist der jüdische Staat und wer ihn ablehnt ist ein Antisemit. Wer Israel mit den Nazis vergleicht, handelt ebenso antisemitisch und leugnet, was der Holocaust war. Wer «Kindermörder Israel» schreit, möchte nicht nur von der perfiden Taktik der Hamas, sich und Raketen hinter Zivilisten zu verstecken, schweigen, vielmehr die mittelalterliche antisemitische Blutbeschuldigung gegen Juden wieder aufwärmen. Wer auf Demonstrationen mitläuft, auf denen «Israel vergasen» gerufen wird, macht sich mit den Antisemiten gemein. Und Antisemiten gehören mit allen Mitteln aus der Gesellschaft ausgegrenzt und bekämpft.

Der Mob rast

In Deutschland offenbart sich anlässlich der erneuten Eskalation im Nahost-Konflikt wieder einmal der tiefsitzende Antisemitismus.

Jan-Niklas KNIEWEL

Wenn sich die Außenminister Frankreichs, Italiens und Deutschlands treffen, um in einer gemeinsamen Erklärung zu beteuern, «mit allen Mitteln des Rechtsstaats gegen Taten und Äußerungen» vorgehen zu wollen, «die die Grenze zu Antisemitismus» überschreiten, dann müssen dramatische Entwicklungen ihren Lauf genommen haben.

Die Vielzahl antijüdischer und antiisraelischer Demonstrationen und Ausschreitungen in vielen europäischen Ländern ist alarmierend.

kann ein Ehepaar aus Jerusalem, das zufällig den Weg einer Gaza-Demo kreuzt nur mit Mühe und Not von der Polizei vor einem aggressiven Mob geschützt werden, der die beiden Israelis mit «Scheiß Juden, wir kriegen Euch!» und «Wir bringen euch um!» bedroht. Auch Pressefotografen müssen geschützt werden, die man angeht und ihnen Sprüchen wie «Zionistenpresse» oder «Wir kriegen euch» zuruft. Auch hier beteiligt: Linke Gruppierungen wie Die Linke.SDS, die sogar mit zu der Kundgebung aufgerufen hatten.

In Essen folgen am 18. Juli etwa 1.500 Demonstranten einem Aufruf von Linksjugend Ruhr, der Palästinensischen

So stören am Rande einer pro-israelischen Kundgebung am 17. Juli in Berlin auf dem Joachimstalerplatz/Kurfürstendamm aggressive pro-palästinensische Aktivisten die Demonstranten, diffamieren und provozieren sie. Die Kundgebung ist rundherum mit Stahlgittern abgeschirmt und wirkt für die Teilnehmer wie ein Käfig, während die Antisemiten drum herum frei herum laufen können, sofern sie einen Polizeischutz überwinden, was einige tun. Manche antiisraelischen Agitatoren gehen soweit und loben Hitler. Dafür wird eine Frau zwar angezeigt, aber erst nachdem mehrere Kundgebungsteilnehmer darauf beharren. Die Dreistigkeit, angesichts der

gelegene Synagoge. Auch die traditionelle, von Ayatollah Khomeini ins Leben gerufene Hass-Demonstration selbst verhilft den antiisraelischen Aktivisten zu einem Mobilisierungsschub. 1.200 Menschen ziehen über den Kurfürstendamm, zahlreiche Hisbollah-Flaggen werden geschwenkt, ebenso wie die Flagge des Syrischen Regimes. Rufe wie «Tod Israel» und «Sieg Heil» hallen über die Flaniermeile, am Rande versuchen die aufgeputschten Demonstranten, deren Demo-Ordner teilweise Hisbollah-Shirts tragen, immer wieder Gegendemonstranten anzugreifen. Die Szenerie ist absurd: Obwohl viele der Vorgaben, welche die



Al-Quds Demonstration in Berlin Juli 2014.

In zahlreichen deutschen Städten bilden sich Querfronten aus Islamisten, Salafisten, Neonazis und überwiegend dem antiimperialistischen Spektrum zugehörigen Linken, die gegen den jüdischen Staat auf die Straße gehen. Dabei geht es nicht um Solidarität mit der Zivilbevölkerung im Gazastreifen oder Kritik an der israelischen Militäroperation «Protective Edge», wie die meisten Demonstranten gar nicht mehr versuchen vorzugeben, sondern darum, puren Hass auf die Straße zu tragen.

Demonstrationen von Frankfurt am Main, München und Berlin bis nach Essen, Köln oder Bremen haben eins gemeinsam: In einem fort werden antisemitische Parolen gezeigt, die die Shoah relativieren, den Nationalsozialismus verherrlichen und Israel dämonisieren und delegitimieren. Schilder mit Aussagen wie «Das ist kein Krieg, das ist Völkermord», «Angeblich früher Opfer – heute Täter» oder «Stoppt den Holocaust in Gaza» werden so oder in leichten Variationen auf den Veranstaltungen präsentiert und vor allem: Toleriert. Ebenso das Tragen von Hamas-, Hisbollah- oder Dschihad-Flaggen.

Und immer wieder finden sich, wie am 12. Juli in Frankfurt am Main, Vertreter der Linken ein, hier des Studierendenverbands Die Linke.SDS – Seite an Seite mit Islamisten und Neonazis.

Am selben Tag stört es Mitglieder der Linkspartei und der Antiimperialistischen Aktion auch nicht, mit den faschistischen Grauen Wölfen, Hamas-Anhängern und Schildern mit Aufschriften wie den beschriebenen sowie «Hitler lebt noch, nur unter anderem Namen: Israel» in München zu demonstrieren. 1.100 Menschen sind anwesend.

Am 17. Juli skandieren sie in Berlin «Jude, Jude feiges Schwein – Komm heraus und kämpf' allein!», zwei Tage später

Gemeinde und den linken Bundestagsabgeordneten Inge Höger und Niema Movassat. Auch Ralf Michalowsky, der Landeschef der Linken in Nordrhein-Westfalen, unterstützt das, später folgt auch die Partei. Trotz zahllosen Warnungen und Aufforderungen die Demonstration abzusagen schalten die Organisatoren auf stur, es kommt zum Desaster. Nachdem die Kundgebung abgebrochen wurde, ziehen etwa 200 überwiegend islamistische Kundgebungsteilnehmer zur nahe gelegenen proisraelischen Gegendkundgebung und durchbrechen mindestens eine Polizeikette auf dem Weg. Was folgt beschreibt die Aktivistin Lena S. so: «Ich habe den 18. in Essen als Straßenschlacht erlebt. Allerdings als einseitige, denn auf unserer Seite ist niemand gewalttätig geworden. Ich habe es als beängstigend erlebt und für mich war das teilweise Proklamationsstimmung, vor allem, als wir nicht wussten, ob nun Leute auf dem Weg zur Synagoge sind oder nicht.»

Die Polizei ist in zahlreichen Städten überfordert gewesen. Am 13. Juli überlässt man einen Reporter der taz in Bremen sich selbst, trotz drohendem Mob. Ein Passant wird gleichzeitig von antiisraelischen Aktivisten schwer verletzt, er liegt im Koma. In Frankfurt, am 12., versucht man zu deeskalieren, indem man einem Demonstranten den Lautsprecherwagen zur Verfügung stellt, dieser nutzt das um die Menge mit Parolen wie «Kindermörder Israel» weiter anzustacheln, die Beamten lassen ihn gewähren. Entweder unterschätzt die Polizei die Veranstaltungen und ist zu geringer Stärke vor Ort, oder sie handelt fahrlässig und ohne Sensibilisierung für die Problematiken. So auch im Falle Essens. Lena stellt sich auf einen Kasten um zu filmen, daraufhin fliegen Flaschen und Böller nach ihr. Ähnliche Berichte gibt es aus anderen Städten.

Polizei Hitler zu loben und somit Pro-Holocaust Äußerungen zu machen, ist eine neue Qualität des Antisemitismus. Am Ende der Kundgebung ist die Stimmung so gefährlich, dass die Polizei alle pro-israelischen Demonstranten auffordert, nur in eine bestimmte Richtung den Kundgebungsort zu verlassen bzw. die U-Bahn nur in eine Richtung zu benutzen.

Nordrhein-Westfalen ist das Zentrum der Proteste in Deutschland. Hier gelingt es, die meisten Menschen zu mobilisieren, hier steht die Führungsspitze der Linkspartei hinter den Veranstaltungen. Michalowsky beteiligte sich am 19. Juli gar mit Mitgliedern der rechtsextremen Partei «Die Rechte» an einer weiteren antiisraelischen Demo in Dortmund mit 500 Teilnehmern. Statt die eigene Rolle aufzuarbeiten, leugnet man in der Linkspartei, klopf sich für eine angeblich gelungene Veranstaltung in Essen auf die Schulter und behauptet, dass das, was danach passiert sei, nichts mit der eigenen Kundgebung zu tun gehabt hätte. Dass man die Leute erst in die Stadt geholt und versammelt habe, und ihnen so erst das Vehikel für die Eskalation geliefert hätte, wie der Journalist Stefan Laurin kritisiert, bestreitet man.

Stattdessen sehen sich proisraelische Aktivisten immer mehr Druck ausgesetzt, was auch Lena am eigenen Leib erfahren hat, wie sie erzählt: «Wir werden gerade von verschiedensten Seiten denunziert. Das ist so widerwärtig hier. Eine junge Frau die zu uns gekommen, kriegt jeden Tag Drohanrufe, nachdem sie auf irgendwelchen Antiimp-Seiten und anderen geoutet wurde. Auch wir kriegen jeden Tag Drohanrufe.»

Am Vorabend des Al-Quds-Tags am 25. Juli wird ein junger Jude in Berlin, wie er vermutet wegen seiner Kippa, unvermittelt von einem Unbekannten ins Gesicht geschlagen – er flüchtet sich in die nahe

Polizei gemacht hat, umgangen werden, ist dies für die Beamten oft kein Grund einzugreifen, stattdessen werden Gegendemonstranten drangsaliiert und daran gehindert ihre Meinung kundzutun. Das Zeigen von israelischen Flaggen wird nicht nur in Berlin von Beamten zunehmend als «Provokation» gewertet, während man jene, die gegen Israel hetzten, glaubt die Meinungsfreiheit sichern zu müssen. Blutverschmierte Puppen, Fahnen von Terrororganisationen, Fotos von übel zugerichteten Leichen, die meist nicht mal aus dem Nahost-Konflikt stammen, die lautstarken «Tod Israel»-Rufe? Provozieren tut der, der eine Fahne der einzigen Demokratie im Nahen und Mittleren Osten mit sich führt.

Es zeigt sich, was viele in Europa und Deutschland nicht wahr haben wollen: Dass Antisemitismus und insbesondere seine antiisraelische Form noch immer virulent ist. Insbesondere in Relation zu vergangenen Demonstrationen ist die Hemmschwelle zur Gewalt deutlich gesunken, auch unverhohlener Antisemitismus wird immer deutlicher gezeigt. Es ist keine Zeit für Beschwichtigungsrhetorik. Im Gespräch sagt die Leiterin des Pariser Büros des American Jewish Committee über die Zustände in Frankreich, insbesondere über liberale und linke Politiker: «Sie haben immer noch nicht verstanden, dass es heute eine neue Art von Antisemitismus gibt. Während es ihnen leicht fällt Antisemitismus von Neonazis und Rechtsextremen zu bekämpfen, haben sie es nicht verstanden dass auch eine andere Minorität rassistisch und jüdenfeindlich sein kann.» – So ist es auch hier. Den überwiegend islamistischen Antisemiten stellt sich kaum einer entgegen. Wozu das führen kann, zeigt Frankreich, wo die Zahl der Juden, die sich gezwungen sieht nach Israel auszuwandern, Jahr für Jahr

«Um elf geht die Bombe hoch!»

Der NSU-Prozess gegen Beate Zschäpe offenbart neben lange unterschätztem Rechtsterrorismus auch einen perfiden Antisemitismus des Nazi-Trios

Von Anton MAEGERLE

Im Sitzungssaal A 101 des Münchner Oberlandesgerichts verhandelt der 6. Strafsenat seit dem 6. Mai 2013 gegen die 39-jährige Beate Zschäpe wegen Mordes, versuchten Mordes, Mittäterschaft bei bewaffneten Raubüberfällen, schwerer Brandstiftung und einem weiteren versuchten Mord an einer Nachbarin. Zschäpe ist nach Ansicht der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe Gründungsmitglied des «Nationalsozialistischen Untergrunds» (NSU) und deshalb auch wegen Bildung und Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung (129a StGB) angeklagt. Der Prozess gegen Zschäpe und vier Helfer der Terrorgruppe ist der teuerste Prozess in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Der Mammutprozess kostet pro Verhandlungstag etwa 150.000 Euro. Hinzu kommen 1,2 Millionen Euro für den Ausbau und die technische Aufrüstung des Gerichtssaals. Viel Steuergeld, das wegen der vermeintlichen Fehler der Verfassungsschützer ausgegeben werden muss. Bedingt durch das multiple Versagen der Sicherheitsbehörden und die jahrzehntelange strategische Relativierung und Verharmlosung der extremen Rechten durch den Verfassungsschutz konnte der NSU ungehindert in den Jahren 2000 bis 2007 mordend durch die Bundesrepublik ziehen. Am 16. November 2011, wenige Tage nach dem Aufliegen des NSU, musste der damalige Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) eingestehen: «Man konnte sich bis vor wenigen Tagen nicht vorstellen, dass es tatsächlich terroristische Organisationen geben könnte oder Zellen geben könnte, die mordend durchs Land laufen.»

Rechte Gefahr fatal unterschätzt

Mindestens zehn Menschen wurden in München, Nürnberg, Kassel, Hamburg, Dortmund, Kassel und Heilbronn vom NSU erschossen. Ca. 25 weitere Personen wurden bei drei Bombenattentaten in Köln und Nürnberg zum Teil schwer verletzt. Bis auf die ermordete Polizistin Michele Kiesewetter und ihren schwer verletzten Kollegen Martin Arnold hatten alle Opfer einen Migrationshintergrund. Keiner der Morde und keiner der Anschläge ist bislang schlüssig erklärt. Die rassistische Mordserie war das größte rechtsextreme Verbrechen in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Es ist kaum nachzuvollziehen, dass niemand in der bundesdeutschen Sicherheitsarchitektur eine Verbindung zwischen der Neonazi-Szene und den Migrantenmorden herstellte. Einem institutionellen Rassismus allein kann dies nicht geschuldet sein. Tatsache ist, dass die Gefahr durch rechtsextremen Terror nicht wirklich zur Kenntnis genommen wurde.

Briefbombenatrappe gegen Ignatz Bubis

In der Medienberichterstattung wird zu Recht immer wieder auf die fremdenfeindliche und rassistische Ausrichtung der Rechtsterroristen hingewiesen. Weniger Beachtung wird jedoch der Tatsache geschuldet, dass der NSU extrem antisemitisch ausgerichtet war. Am 26. März 1999 ging im Büro von Ignatz Bubis, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, in Frankfurt/Main ein sprengstoffverdächtiger Gegenstand ein. In dem Brief befand sich ein Blatt Papier mit der Aufschrift: «Um 11 Uhr geht die Bombe hoch». Auf dem Brief klebte eine nicht abgestempelte

österreichische Briefmarke. Die Briefbombenatrappe wurde vom Bundeskriminalamt (BKA) untersucht. Nach der Auswertung der Zentralen Datei für Spreng- und Branddelikte teilte das BKA den Landeskriminalämtern in Thüringen und Hessen mit Schreiben vom 30. März 1999 mit: «In drei Fällen ist ein ähnlicher Aufbau des verwendeten Tatmittels festzustellen. Es handelt sich um Vorgänge der SOKO Rex des thüringischen LKA, Az: 97010204. In allen drei Fällen sind folgende deutsche Staatsangehörige jeweils tatverdächtig:

1. Böhnhardt, Vorn: Uwe, geb: 01.10.1977/Jena
2. Mundlos, Vorn: Uwe, geb: 11.08.1973/Jena
3. Zschäpe, geb. Apel, Vorn: Beate, geb: 02.01.1975/Jena»

Den seit 1992 amtierenden Zentralratsvorsitzenden Bubis hatten die Jenaer Neonazis schon Jahre zuvor zu ihrem Feindbild erkoren. Im Zeitraum vom 31. Dezember 1996 bis zum 2. Januar 1997 gingen bei der Lokalredaktion der Thüringischen Landeszeitung, der Stadtverwaltung Jena und der Polizeidirektion Jena Briefbombenatrappen mit folgendem Inhalt ein: «Von Lügen und Betrügen haben wir genug. Das wird der letzte Scherz sein. Ab 97 haut es richtig rein» und «Mit Bombenstimmung in das Kampffahr 97. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dieses Jahr kommt Bubis dran.» Geschmückt waren die Schreiben mit Hakenkreuzen.

Holocaust-verherrlichendes Brettspiel «Pogromly»

Im Januar 1998 tauchte das «Trio» mit Unterstützung seines politischen Freundeskreises in die Illegalität ab. Ihren Lebensunterhalt bestritten die Rechtsterroristen von Dezember 1998 bis zum November 2011 durch mindestens 15 Überfälle auf Post- und Sparkassenfilialen sowie einen Einkaufsmarkt in Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen. In 13 Fällen ging ihr Plan auf, zwei Überfälle gingen fehl. In den ersten Monaten ihrer Flucht lebten die thüringischen Neonazis unter anderem von Spendengeldern aus der Szene und dem Verkauf des selbst handwerklich hergestellten antisemitischen Brettspiels «Pogromly», einer Anlehnung an das populäre Spiel Monopoly. Die Spielidee des menschenverachtenden und den Holocaust verherrlichenden «Pogromly», deutsche Städte «judenfrei» zu machen, dokumentiert schon frühzeitig die Vernichtungsphantasien von Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe. Zum Einsatz kamen SS- und SA-Karten mit «Spielanweisungen» wie «Du hast gestohlen. Gehe zum Juden, damit du dieses Bild des Abschaums als Warnung behältst», «Du hattest auf ein Judengrab gekackt. Leider hast Du Dir hierbei eine Infektion zugezogen. Arztkosten: 1000 RM» oder «Wiedergutmachungszahlung: Juden müssen für Verbrechen am deutschen Volk zahlen.» Das Spiel «belegt in perfider Weise die vollständige Identifikation der drei mit dem Völkermord an den Juden im „Dritten Reich“, konstatiert die Anklageschrift des Generalbundesanwaltes beim Bundesgerichtshof (BGH) gegen Zschäpe. Weiter heißt es in der Anklageschrift: «Idee, Entwicklung, äußere und inhaltliche Gestaltung» des Spiels «offenbaren den abgründigen Antisemitismus und die uneingeschränkte Identifikation der Angeeschuldigten Zschäpe sowie von Böhnhardt und Mundlos mit der entmenslichenden Degradierung jüdischer Menschen und de-



Angeklagte Beate Zschäpe vom Nationalsozialistischen Untergrund (NSU) bei Prozessbeginn in München, Juni 2013. Auch ein Jahr später sind viele Details der NSU-Mordserie noch ungeklärt.

ren planmäßiger Massenvernichtung im „Dritten Reich“. Die Anspielung auf die Reichspogromnacht kostete 100 Mark. Einer der Käufer von «Pogromly» war der international bekannte britische Holocaust-Leugner David Irving. Geld floss auch aus der Kasse des thüringischen Inlandsgeheimdienstes. Der Neonazi und langjährige V-Mann Tino Brandt, Führer des Neonazi-Netzwerkes «Thüringer Heimatschutzes» (THS), der Keimzelle des NSU, besorgte im Auftrag des Thüringer Landesamtes für Verfassungsschutz (TLfV) mehrere Exemplare. Über Bestellung und Aufkauf des Spiels wollten die Verfassungsschützer versuchen, an den Unterschlupf des «Trios» zu kommen. Brandt bekannte sich im Mai 2000 in einem Fernsehinterview öffentlich zum Antisemitismus und verweigerte nähere Ausführungen dazu mit dem Hinweis, sich ansonsten strafbar zu machen. Als V-Mann kassierte Brandt im Laufe der Jahre ein Spitzensalar von rund 200.000 Mark.

V-Leute im NSU-Umfeld als Teil des Problems

Neben Brandt waren rund zwei Dutzend V-Leute im direkten oder mittelbaren Umfeld des NSU aktiv. Erschreckend nahe waren die Sicherheitsbehörden so an den Rechtsterroristen dran. Verhindert hat das weder Banküberfälle noch die Mordserie. Der stereotypischen Beateuerung des Verfassungsschutzes, dass V-Leute unabdingbar seien und ihr Einsatz nicht in Frage gestellt werden dürfe, muss widersprochen werden. In einem Geheimpapier des Bundeskriminalamtes (BKA) vom 3. Februar 1997 erhob der Staatsschutz schwere Vorwürfe gegen den Verfassungsschutz. In dem Positionspapier stellten die Staatsschützer des BKA in Meckenheim zehn Thesen auf, die an das Bundesamt für Verfassungsschutz adressiert waren. Kern der «Anklageschrift» gegen die Verfassungsschützer: Die V-Leute wirkten als Brandstifter und schaukelten sich gegenseitig hoch. Der Verfassungsschutz bekämpfe die Neonazi-Szene nicht entschieden, sondern schütze sie, beispielsweise vor Durchsuchungen. Wichtige Informationen seien zu spät an die Polizei weitergereicht wor-

den. V-Leute sind kein Teil der Lösung, sondern ein Teil des Problems.

Fakt ist, dass das überkommene V-Leute-System sich als desaströs, kontraproduktiv, nutzlos und sündhaft kostenintensiv erwiesen hat. Die Kriminellen im Dienste des Staates haben oftmals in exponierten Positionen extremistische und terroristische Strukturen gestärkt anstatt sie zu zerschlagen. Ohne die Aktivitäten dieser Quellen hätten bestimmte Aktionen, beispielsweise die Rudolf-Heß-Gedenkmärsche in den 1990er Jahren, nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen abgehalten werden können. Teilnehmer eines dieser Hitler-Stellvertreter-Gedenken am 17. August 1996 im rheinland-pfälzischen Worms waren neben dem V-Mann Brandt auch Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe. Einer der Organisatoren der Demonstration war der spätere NPD-Bundesvorsitzende Holger Apfel, der mittlerweile als Gastronom auf der Deutschen liebster Urlaubsinsel agiert, Mallorca.

NSU-Prozess und viele offene Fragen

Der im November 2011 aufgefliegenen rechtsterroristischen Gruppierung „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU), die im Kern aus den Ende der 1990er Jahre untergetauchten Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe bestand, wird der kaltblütige Mord an mindestens zehn Menschen in München, Nürnberg, Kassel, Hamburg, Dortmund und Heilbronn zugeordnet. Fast alle Opfer hatten einen Migrationshintergrund. Rund 25 weitere Personen wurden bei drei Bombenattentaten in Köln und Nürnberg verletzt. Die Mord- und Anschlagsserie der NSU gilt als das bisher größte rechtsextreme Verbrechen in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Fatale Fehleinschätzungen der Gefährlichkeit der Gruppe durch den Verfassungsschutz haben ein früheres Aufliegen der Gruppe möglicherweise verhindert. Böhnhardt und Mundlos begingen auf der Flucht vor der Polizei Selbstmord, Zschäpe steht seit Sommer 2013 in München vor Gericht. Ungeklärt ist – neben vielen anderen Fragen – auch das Agieren verschiedener V-Leute im Umfeld der NSU.

Antisemitismus: von der Straße zurück in die Schule

Ein Appell an die Kultusminister

Von Fabian WEISSBARTH

Nach den antijüdischen Attacken und Hassparolen, die sich in den letzten Wochen in ganz Deutschland im Zuge der Gaza-Proteste Bahn gebrochen haben, wird deutschlandweit über das Ausmaß des Antisemitismus diskutiert. Zurecht: Zwar sind antisemitische Übergriffe und Hasspropaganda nicht neu, doch weisen die jüngsten Proteste eine neue Qualität des Problems auf. Ein Ende der Eskalation ist derweil nicht in Sicht.

Die Bild-Zeitung veröffentlichte daher eine Titelseite mit Statements zahlreicher Prominenter unter dem Aufhänger «Nie wieder Judenhass». An der Social Media Kampagne stimmteerheben beteiligten sich zudem Tausende, darunter Bundestagsabgeordnete aller Fraktionen. Bundeskanzlerin Merkel nannte diese Ausbrüche und Äußerungen ein «Angriff auf Freiheit und Toleranz», die man nicht hinnehmen dürfe.

Wenn auch zu spät: Die öffentliche Verurteilung des Antisemitismus durch Politik und Gesellschaft ist wichtig und mehr als nur «Symbolpolitik». Doch die eigentliche Arbeit beginnt erst jetzt. Wie schaffen wir es, die allgemeine Empörung über die antisemitischen Gewaltausbrüche in langfristig angelegte politische Handlungsmaßnahmen zu übersetzen?

Bundestag und Bundesregierung haben es bislang versäumt, ihre Hausaufgaben zu machen. Kurz vor Ende der vergangenen Legislaturperiode verabschiedete das Parlament mit großer Mehrheit die Resolution «Antisemitismus entschlossen

bekämpfen», nachdem ein umfangreicher Bericht der unabhängigen Expertenkommission Antisemitismus zwei Jahre in der Schublade verschwand. Es wurde unter anderem beschlossen, Initiativen gegen Antisemitismus nachhaltiger zu fördern



Fabian Weissbarth

oder Bildungspläne dahingehend zu verändern, ein differenzierteres Bild von Israel und Judentum zu vermitteln. Dabei geht es insbesondere und nachdrücklich darum, auch die Analyse und Kritik antisemitischer Verschwörungstheorien auf den Lehrplan zu nehmen. Die jüngsten Gaza-Proteste haben gezeigt, dass diese weit verbreitet sind. So stürmten zahlreiche Palästina-Aktivistinnen eine Schnellrestaurantfiliale in Nürnberg, weil sie glauben, Juden würden sowohl McDonalds als auch BurgerKing besitzen.

Forderungen, die angesichts der aktuellen Proteste notwendiger denn je sind. Derzeit gibt es jedoch kein staatlich gefördertes Programm, welches sich gezielt mit dem

Problem des Antisemitismus auseinandersetzt. Viele Initiativen und Programme mussten ihre Arbeit mangels Förderung einstellen. Das Ausmaß des Problems wird umso brisanter, wenn alsbald die Sommerferien vorbei sind. Was passiert erst, wenn die durch die Sommer-Demonstrationen aufgehetzten Jugendliche zurück in die Klassenzimmer strömen? Schon jetzt sind unsere Lehrkräfte oftmals überfordert, wenn es um die Themen Nahostkonflikt und Antisemitismus geht.

Die derzeitigen Gaza-Proteste haben zudem zwei weitere Entwicklungen deutlich gemacht: Zum Einen nehmen salafistische Gruppen in Deutschland an Selbstbewusstsein zu und das nicht erst seit den militärischen Auseinandersetzungen in Gaza. Derzeit kämpfen bis zu 320 deutsche Dihadisten in Syrien, was nicht nur eine Herausforderung für die Sicherheitsbehörden darstellt. Die Syrien-Kämpfer fungieren schon jetzt als Rollenvorbilder für zahlreiche Jugendliche in Deutschland. Zum Anderen findet Antisemitismus, sichtlich angeheizt durch die Hetzkampagne des türkischen Ministerpräsidenten Erdogan, immer stärker auch Widerhall in der türkischen Community in Deutschland. Nicht wenige türkische Fahnen waren in den vergangenen Wochen bei Demonstrationen sichtbar.

Doch wäre es verkürzt, das Problem auf die Muslime in Deutschland abzuladen, finden antisemitische Ressentiments Resonanz in sämtlichen Teilen der Gesellschaft, gerade auch bei der Darstellung des Nahost-Konflikts.

Im kommenden Jahr etwa veröffentlicht

die Deutsch-Israelische Schulbuchkommission einen Bericht zum Israelbild in deutschen Lehrbüchern. Das Zwischenergebnis ist schon jetzt eindeutig: Israel wird in hiesigen Schulbüchern allein auf Gewalt und Konflikt reduziert. Häufig wird Israel als starker «Goliath» dem schwachen palästinensischen «David» gegenübergestellt. Hinzu kommen Medienberichte, die Israel als «Kinder- und Frauenmörder» darstellen oder von «Auge um Auge» und «Vergeltung» sprechen. Die Grenze zum Antisemitismus ist oftmals fließend.

Die Verantwortung der Politik ist gefragt. Eine Dringlichkeitssitzung der Kultusminister wäre ein erster Schritt. Eine massive Ausweitung von Bildungsprojekten gegen Antisemitismus ist längst überfällig. In den kommenden Wochen und Monaten wird sich zeigen, wie ernsthaft sich die Politik dieser Herausforderung widmet. Empörung ist wichtig, reicht aber nicht aus, um den Antisemitismus zurückzudrängen. Der Antisemitismus ist ein Angriff auf die demokratische Gesellschaft insgesamt. Doch machen wir uns nichts vor: Im Kampf gegen Antisemitismus bedarf es weiterhin der unnachgiebigen Aufmerksamkeit von jüdischen und nicht-jüdischen Organisationen.

Fabian Weißbarth ist Public Affairs Coordinator des American Jewish Committee in Berlin. In seiner Funktion ist er für Medien- und Kampagnenarbeit des AJC hauptsächlich zu den Themen Antisemitismus und Israels Sicherheit zuständig.

Engagiert bei NS-Aufarbeitung

Union Progressiver Juden ehrt Justizminister Heiko Maas mit dem Israel-Jacobson-Preis

Von Ina SCHWARZ

Bundesjustizminister Heiko Maas ist mit dem Israel-Jacobson-Preis geehrt worden. Die von der Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) verliehene Auszeichnung nahm er am 24. Juli bei einer feierlichen Zeremonie im Plenarsaal des Berliner Kammergerichts entgegen. Mit der Preisverleihung wird insbesondere das Engagement des Bundesministers für das sogenannte «Rosenburg-Forschungsprojekt» gewürdigt, welches personelle und ideologische Kontinuitäten in der deutschen Justiz vor und nach 1945 untersucht. Zugleich werden aber auch Maas' vielfältige Aktivitäten gewürdigt, historische Erkenntnisse aus der Unrechts- und Verfolgungsgeschichte des NS-Regimes einer möglichst breiten Öffentlichkeit zu vermitteln.

Bislang waren mit dem Israel-Jacobson-Preis ausschließlich Protagonisten des liberalen Judentums geehrt worden, so beispielsweise der langjährige UPJ-Vorsitzende und Mitbegründer der liberalen Jüdischen Gemeinde «Beth Shalom», Jan Mühlstein, die Rabbiner Henry Brandt und William Wolff, der Historiker Ernst Ludwig Ehrlich und die Ehrenpräsidentin der Europäischen Union Progressiver Juden (EUPJ), Ruth Cohen. Der nicht dotierte Preis wird in der Regel alle zwei Jahre verliehen und ist nach dem Reformen Israel Jacobson, einem der bedeutendsten Wegbereiter der jüdischen Reformbewegung in Deutschland, benannt.

Mit der erstmaligen Verleihung des Jacobson-Preises «außerhalb des liberalen Judentums» bekundete die Union

Progressiver Juden nach den Worten ihrer Vorsitzenden, Sonja Guentner, den Willen zu einem intensiven Dialog mit Politik und Gesellschaft. Die diesjährige Wahl sei auf Heiko Maas gefallen, weil der Minister bereits bei seinem Amtsantritt im Dezember 2013 ankündigte, die Aufarbeitung von NS-Belastungen des Bundesjustizministeriums nach 1945 zu einem der drei prioritären Themen seiner Amtszeit machen zu wollen. Damit mache Maas deutlich, dass ihm dies ein politisches Herzensanliegen sei. Misst man die Worte des Ministers an seinem Terminkalender, dann hält er Wort: Inzwischen hat Heiko Maas auch einen Preis zur strafrechtlichen Aufarbeitung des NS-Unrechts, den Fritz-Bauer-Preis, gestiftet. Zum 50. Jahrestag des Ausschwitz-Prozesses stattete er die Ausstellung «Fritz Bauer – Der Staatsanwalt» mit einer großzügigen Anschubfinanzierung aus. Ende Mai 2014 empfing der Bundesminister Schüler einer Hamburger Gesamtschule, um mit ihnen Inhalte und Möglichkeiten der Aufarbeitung von NS-Verbrechen zu diskutieren. Weitere Informations- und Diskussionsveranstaltungen sollen folgen.

Im November wird Heiko Maas in die USA reisen, um das nach dem ersten Sitz des Bundesjustizministeriums benannte Rosenburg-Forschungsprojekt der amerikanischen Öffentlichkeit, insbesondere der intellektuellen Elite der Hauptstadt, näher zu bringen und zu einem Gedankenaustausch am Deutschen Historischen Institut einzuladen. Eine weitere Veranstaltung in New York, mit veranstaltet vom Leo Beck Institut (LBI) und dem American Jewish Committee (AJC), soll folgen. Es ist das

Anliegen des Ministers, bei der dortigen jüdischen Gemeinschaft das Interesse für eines der letzten Kapitel der NS-Aufarbeitung in Deutschland zu wecken. Im Frühjahr 2015 soll sich ein Besuch in Israel anschließen, bei dem Maas ebenfalls das Rosenburg-Forschungsprojekt und sein Ziele vorstellen wird.



Ein strahlender Bundesminister Heiko Maas mit dem Israel-Jacobson-Preis.

Die Studie, die seit Jahren von renommierten deutschen Historikern geleitet wird, hat es in der Tat in sich. Erschreckend, so Minister Maas in seiner Dankesrede zur

Preisverleihung, sei, dass so viele Juristen, die schwere Schuld auf sich geladen hätten, ihre Karrieren in der jungen Bundesrepublik fortsetzen konnten. Belastend bliebe auch, dass die Nachkriegsjustiz bei der strafrechtlichen Verfolgung des Völkermordes so kläglich versagt habe. Bemerkenswert sei jedoch zugleich, dass die Bundesrepublik zu einem stabilen, freiheitlichen Rechtsstaat geworden sei. Das Rosenburg-Projekt solle helfen, diesen Widerspruch zu verstehen und die deutsche Justizgeschichte der jungen Generation zu vermitteln – gerade auch im Hinblick darauf, dass es immer weniger Zeitzeugen gäbe.

Den geplanten Israel-Besuch des Bundesministers griff Sonja Guentner ebenfalls auf. Die UPJ-Vorsitzende sieht darin eine große «Chance, die letzten Überlebenden der Schoah zu erreichen und ihnen das heutige Selbstverständnis der deutschen Justiz zu dokumentieren».

In seiner eigenen Rede ging Heiko Maas auch auf die aktuellen Kundgebungen in Europa und insbesondere in Deutschland gegen den Gaza-Einsatz Israels ein und sagte: «Israel hat ein Recht auf Selbstverteidigung. Dagegen kann man demonstrieren. Die Art und Weise wie dies geschieht, ist allerdings erschreckend». Die immer häufiger werdenden jüdenfeindlichen Parolen dürfe man nicht dulden. «Antisemitismus darf in Deutschland nie wieder eine Bühne bekommen», betonte der Minister, und weiter: «Meinungsfreiheit rechtfertigt keine Volksverhetzung und erst recht keine Gewalt. Wer sich auf diese Weise mit dem Judentum anlegt, legt sich auch mit dem deutschen Rechtsstaat an.»

«Gefangen in irrwitziger Naivität»

Offener Brief von Charlotte Knobloch an Jürgen Todenhöfer vom 18.07.2014

Sehr geehrter Herr Todenhöfer,
Ihre jüngsten Auslassungen auf Facebook verfassten Sie unter der Überschrift «Fassungslos in Gaza». Ihr heutiger Auftritt im ARD-Morgenmagazin macht mich fassungslos in Deutschland. Mir ist unbegreiflich, wie verantwortungsvolle und seriöse Medien Ihnen ein Forum bieten können, um Ihre Anschauungen zu verbreiten, die offensichtlich jeden Bezug zur Realität verloren haben.

Sie sind in einer Weise voreingenommen und beseelt von islamistischem Gedankengut, dass ich mir ernsthaft Sorgen um Ihren Gemütszustand mache. Es ist erschreckend, wie ein einst vernünftiger und kluger Intellektueller unseres Landes, der von christlich-jüdischen Werten geprägt war, derart den Boden unter den Füßen verlieren kann.

Noch erschreckender ist es jedoch, dass Sie Ihre verschobene Wahrnehmung und Ihre bizarre Sicht der Dinge ungebremst der Öffentlichkeit als absolute Wahrheit verkaufen dürfen. Hier müssten eigentlich sorgfältige Journalistenkollegen Sie vor sich selbst – aber auch Ihre Zuhörer und Leser – vor Ihren Vorstellungen beschützen.

Nach Ihrem Auftritt im ARD-moma erinnerte ich mich an Ihre Fotomontage auf Facebook, in der Sie unseren Bundespräsidenten als «Gotteskrieger» darstellten. Zu Recht hieß es, Sie hätten jegliche Bodenhaftung verloren, seien arrogant und herablassend, völlig abgedreht und orientierungslos und heischen verzweifelt nach Aufmerksamkeit. Goldrichtig analysierte Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen, Ihnen seien die Argumente ausgegangen. Als «politischen Geisterfahrer» identifizierte Sie Agrarminister Christian Schmidt, und Außenpolitikexperte Karl-Georg Wellmann riet Ihnen, sich in fachärztliche Behandlung zu begeben.

Sie zogen es vor, sich nach Gaza zu begeben. Freilich nicht wie Ihre Kolleginnen und Kollegen auf offiziellem Wege, sondern wie gewohnt heroisch durch einen Tunnel. So konnten Sie, wie Sie im Interview anmerkten, die Zerstörung einer Sauna in Ashkelon zwar nicht verhindern, aber immerhin konnten Sie exklusive, von dem Hass auf Israel inspirierte Erkenntnisse gewinnen, mit denen Sie jetzt das deutsche Publikum versorgen.

Begeistert werden Ihre Aussagen und Beiträge bereits im Internet unter anderen auch von Rechtsextremen, Linksradikalen und natürlich Islamisten geliked und geteilt. Glückwunsch Herr Todenhöfer, Ihr Ego erhält einen angemessenen Resonanzboden, auf den Sie hoffentlich stolz sind. Gefangen in irrwitziger Naivität, die an freiwillige Gehirnwäsche erinnert, fallen Sie der terroristischen Propaganda anheim. Ihre so gewonnenen Erkenntnisse vermischen Sie geschickt und trickreich mit aktuellen Nachrichten. Der unbedarfte Leser und Zuhörer kann auf diese Weise kaum noch zwischen todenhöferischer und tatsächlicher Realität unterscheiden. Nur in Nebensätzen bedauern Sie halbherzig den «Islamischen Jihad», um diesen sodann durch die «David gegen Goliath»-Situation zu erklären. Ihr Goliath ist selbstverständlich Israel – ein Land mit der Flächengröße von Hessen – und nicht etwa dessen vereinte arabische Nachbarschaft, die seit 1948 von der Auslöschung des verhassten jüdischen Schandflecks phantasiert.

Kein Wort von Ihnen darüber, das gegen die drei mutmaßlichen Mörder des 16-jährigen Palästinensers Mohammed Abu Chedair in Israel Anklage erhoben wurde. Zu Recht werden die Täter rechtsstaatlich verfolgt und bestraft. Auf der anderen Seite



Charlotte Knobloch

feiern palästinensische Fanatiker jeden toten Juden, verehren und feiern ihre Selbstmordattentäter als Märtyrer.

Sie verschweigen, dass Israel, die einzige freiheitliche Demokratie in der Region, akribisch darauf achtet, dass jeder Angriff juristisch auf die Vereinbarkeit mit internationalem Recht überprüft ist. Auch warnt die Armee die palästinensische Zivilbevölkerung rechtzeitig, um sich in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber verschanzt sich die Hamas mit ihren Waffen- und Raketenlagern in Wohnhäusern und Moscheen. Kalthertzig und unmenschlich missbrauchen sie die zivile Bevölkerung, die eigenen Kinder und Frauen als menschliche Schutzschilde. Während Israels Armee die palästinensische Bevölkerung vor jedem Angriff warnt, um zivile Opfer zu vermeiden, nötigt die Hamas palästinensische Familien dazu, sich auf ihren Häusern um die Abschussrampen zu scharen.

Wie jeder vernünftig denkende und fühlende Mensch bedauere auch ich von ganzem Herzen die vielen unschuldigen Opfer dieser schrecklichen Konfrontation. Aber bitte leugnen Sie doch nicht, dass ursächlich die Hamas die Schuld daran trägt. Die Unmenschlichkeit der Hamas ist die einzige Maßlosigkeit, die ich in diesem furchtbaren Konflikt erkennen kann. Seit jeher ist den Terroristen die Vernichtung Israels mehr wert als die Herstellung guter Lebensbedingungen für die Palästinenser. Alles Geld, alle Kraft wird in den Kampf gegen Israel gebündelt, nicht in den Frieden, nicht in ein gutes Leben. Die Hamas provoziert den Krieg ganz bewusst. Sie setzen den Beschuss fort und ignorieren die verhandelten Waffenruhen, um Israel zur Reaktion zu zwingen.

Die Hamas hat den Krieg der Bilder perfektioniert. Sie sind der Hamas aufs Glatt eis gefolgt und haben den Terroristen quasi als embedded Journalist gedient und dazu beigetragen, dass deren zynische Strategie aufgegangen ist. Herzlichen Glückwunsch, Herr Todenhöfer.

Israel, das von solchen traurigen Bildern delegitimiert werden soll, will diesen Krieg nicht. Aber Israel muss seine Bevölkerung schützen. Israel kann sich den Beschuss nicht gefallen lassen. Jede andere souveräne Demokratie dieser Welt müsste in dieser Weise handeln. Doch nur Israel ist mit dieser singulären geopolitischen Situation konfrontiert. Andere Staaten müssen jene Fragen nicht beantworten, wie sie die Ad-

ministration um Ministerpräsident Netanjahu und das israelische Militär beantworten müssen.

Das Schicksal der Israelis blenden Sie gekonnt aus. Dabei wünschen sich die Menschen in Israel seit 65 Jahren nichts sehnlicher als Frieden. Sie leiden unter der dauerhaften existenziellen Bedrohung aus der arabischen Welt. Die Familien im Süden des Landes, die Tag und Nacht unter dem Raketenhagel aus dem Gazastreifen leiden, verbringen auch in diesem Jahr ihre Sommerferien in Schutzräumen und sehen kaum Tageslicht. Inzwischen sind auch die Bewohner der Großstädte im Zentrum in Reichweite der terroristischen Bomben.

Es ist traurig, dass Sie den umfassenden Blick scheuen und das Leid der israelischen Kinder konsequent ausblenden. Mir ist unerklärlich, wie Sie es als Journalist mit Ihrer Pflicht zu Sorgfalt, Seriosität und Objektivität vereinen können, unerwähnt zu lassen, wie viele Menschen seit Jahrzehnten von den dramatischen physischen und psychischen Folgen der terroristischen Angriffe gequält werden.

Alle Menschen sind für Sie gleich? So schreiben Sie. Sind Sie sicher? Ist es nicht vielmehr so, dass in Ihrer Darstellung die palästinensischen Toten und Verletzten etwas gleicher sind? Wer Ihre unerträglichen und selbstbeweihräuchernden Betulichkeiten von «David gegen Goliath» liebt, bekommt einen ganz anderen Eindruck.

Was Netanjahu will, glauben Sie ganz genau zu wissen, und Sie versorgen auch Ihre Leser und Zuhörer mit diesen wohl euphemistisch gewonnenen Erkenntnissen. Ob die Hamas Frieden will, da sind Sie noch nicht sicher, stellen sich dieser Frage aber «ernsthaft», wie Sie beteuern. Vielleicht hilft Ihnen bei Ihren Überlegungen die Lektüre der Charta der Hamas. Darin lehnt die Terrororganisation die Existenz des Staates Israel ab und ruft zur Zerstörung des jüdischen Staates auf. Sie fordert dazu auf, Juden zu töten und erklärt, dass kein arabisches Land, kein palästinensischer Führer und keine Organisation mit Israel verhandeln können. Weiterhin besteht sie darauf, dass jede Friedensinitiative im Widerspruch zu den Prinzipien der Satzung steht und dass die einzige Lösung der Jihad ist.

Ihrer selektiven Wahrnehmung entgegen diese nützlichen Informationen leider. In der Folge versäumen Sie es sträflich, Ihrem Publikum den Gesamtkontext der aktuellen Geschehnisse zu vermitteln.

Der Konflikt dient nicht nur dem Mullah-Regime im Iran, das die Hamas mit Waffen und Geld versorgt, als wichtige Front. Zugleich erproben die Islamisten, die in Gestalt von Boko Haram in Nigeria und als ISIS im Irak grauenvolles Leid über die Menschen bringen, im Gazastreifen den Terrorstaat als Modell für den Nahen und Mittleren Osten. Ziel ist der Triumph des islamistischen Terrors in der gesamten Region. Damit ist das jetzige Vorgehen der Hamas in all seiner Perfidie und seinem Größenwahn nur zu verstehen, wer sich die gesamte, Unheil verheißende Denkwelt des arabischen Extremismus vor Augen führt.

Auch in Europa rufen die Jihadisten immer lauter zum Kampf gegen die freie Welt und zur Ermordung von Juden auf – und immer mehr Menschen sind gewillt, diesem Ruf zu folgen und sich in Terrorcamps für diesen Kampf ausbilden zu lassen.

Wir erleben dieser Tage, dass jüdische Menschen und Einrichtungen in ganz Europa Opfer von Hass und Gewalt werden. Und das in einem Ausmaß, wie ich es mir in meinen schlimmsten Alpträumen nicht hätte ausmalen können. Islamisten, Rechtsextreme und radikale Linke vereinen sich auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner und demonstrieren gegen Israel. Ihre Slogans aber haben mit Israel oft gar nichts mehr zu tun. Es entlädt sich blanker Antisemitismus. Verbaler Judenhass, der so brutal und kalthertzig artikuliert wird, dass gewaltsame Übergriffe, wie sie etwa in Frankreich zuletzt schon geschahen, auch in Deutschland drohen. Antisemitische Aufmärsche, beschmierte Synagogen, geschändete jüdische Friedhöfe und verängstigte jüdische Menschen, die ihre Heimat und ihre Gesellschaften nicht mehr wiedererkennen – ist das Europa der Zukunft? Ist das die Welt, die Sie sich wünschen? Oder warum schüren Sie mit Ihrer Polemik derar-



Jürgen Todenhöfer

tige Denkmuster? Warum machen Sie sich anschlussfähig für hasserfüllte Ideologien?

Es ist traurig, dass das israelische Leid in Ihrer Weltanschauung keinen Platz hat. Es ist traurig, dass die Sorgen der jüdischen Menschen darin missachtet werden. Doch am traurigsten ist es, dass Sie seitens der Medien ein Forum erhalten, um Ihre unsäglichen, weinerlich dargebotenen Thesen zu verbreiten. Vielleicht wünschen Sie sich wie die Islamisten eine Welt ohne Israel. Ich wünsche mir eine Welt mit Israel, und ich kann nur hoffen, dass sich die Mehrheit der freiheitlich-demokratisch gesinnten Menschen hinter diesem Wunsch vereint und nicht hinter der mörderischen Ideologie der Jihadisten, die Ihnen offenbar in den Kopf gestiegen ist.

Ich kann Ihnen nur raten, genau nachzudenken, wer die Freiheit beschützt, die Ihnen die Möglichkeit gibt, Ihre Profilneurose auf medialer Plattform auszuleben, und wer eben jene Freiheit mit allen Mitteln zerstören will.

Mit freundlichen Grüßen
Charlotte Knobloch

Kein Proporz

Wie nichtjüdische und jüdische «Nahost»-Experten Israel delegitimieren

Von Karl PFEIFER

Die Zeit der mit den Terroristen sympathisierenden Phrasendrescher ist wieder gekommen. «Nahostexperten» erklären uns, warum Hamas Raketen auf Israel schießt, ja schießen müsste, dabei verwechseln sie bewusst Ursache mit Wirkung. Anstatt die Gründe für die gegenwärtige Situation zu beseitigen – also den Beschuss durch Raketen zu stoppen –, fährt Hamas mit ihrem Tun fort; anstatt Israels Existenz anzuerkennen, erklärt die Terrororganisation weiterhin, das niemals tun zu wollen, um gleichzeitig über die Reaktion der von ihnen angegriffenen Nachbarn Krokodilstränen zu vergießen. Wer das Verhalten Israels gerecht beurteilen will, der muss es mit dem Verhalten anderer Staaten in ähnlicher Lage vergleichen, beispielsweise mit dem Verhalten Russlands in Tschetschenien. Und plötzlich fällt auf, dass alle arabischen und muslimischen Länder eng befreundet sind – mit einem Land, das ganz anders gegen ihre muslimischen Brüder und Schwestern vorgegangen ist als Israel.

Einer der gefragtesten «Nahost-Experten» ist derzeit Michael Lüders, der es fertig bringt, seine «israelkritische» Mantra in vielen Sendungen der öffentlich-rechtlichen deutschen und österreichischen Medien anzubringen. Oft nimmt er dabei Stellung für die blutigsten Regime und Terroristen im Nahen Osten, und wie schon so viele vor ihm recycelt Lüders in einem seiner Elaborate die alte Legende: «Die reichen New Yorker Juden üben eine Menge Druck auf die Entscheidungsträger aus.» Mit Fakten hingegen geht Lüders schlampig um, wenn er zum Beispiel im ZDF am 20. Juli behauptet, «dass die Erweiterung des militärischen Einsatzes Israels die Sicherheit der Israelis nicht erhöht.» Immerhin ist, seit dem die israelische Armee Bodentruppen im Gazastreifen einsetzt, die Zahl der von Hamas auf Israel abgeschossenen Raketen radikal zurückgegangen. Lüders operiert mit der Gleichsetzung einer Terrorbande mit einer parlamentarischen Demokratie und vertuscht damit das, was Ministerpräsident Netanjahu so brillant formuliert hat: «Wir verteidigen unsere Kinder vor Raketen und die Hamas verteidigt ihre Raketen mit Kindern.»

Wir haben es mit Ideologietätern zu tun, die agitieren und die wissen, was sie tun. Sie bestärken den sekundären Antisemitismus in Europa, der mit einer Täter-Opfer-Umkehr arbeitet und implizit – manchmal auch explizit – die Juden Israels als Nazis brandmarkt.

In Europa appellieren sie an das Analogiedenken. So wie wir hier – mit Ausnahme des Jugoslawienkriegs und der Auseinandersetzungen im Kaukasus und der Ukraine – seit Jahrzehnten in Frieden leben, so sei das ja auch im Nahen Osten möglich, wenn da nur nicht die bösen Israelis wären. So wie der Hass des Antisemiten auf die Juden doch einen Grund haben müsse, so müsse doch der Hass der Palästinenser gegen Israel einen vernünftigen Grund haben, den man aus der Welt schaffen könnte.

Nach Ansicht der selbsternannten Experten und Moralhüter im deutschen Nahost-Diskurs ist Israel für alle Probleme im Gazastreifen verantwortlich, beispielsweise auch dafür, dass dort 1,8 Millionen Menschen leben. Laut «Meyers Universallexikon» hatte der Gazastreifen im Jahre 1979 nur 500.000 Einwohner. Für einen derartigen, rapiden Bevölkerungszuwachs trägt Israel insofern eine Verantwortung, als es

die Gesundheitsfürsorge und die hygienischen Verhältnisse während der Besatzung bis Sommer 2005 wesentlich verbessert hatte. Wenn Hamas die Milliarden Dollar und Euro, die seit Ende der israelischen Besatzung von den Steuerzahlern in Amerika und der EU in den Gazastreifen geflossen sind, für Raketen und in den Ausbau von Tunnels investiert und nichts getan hat, um die Lebensumstände der Masse der Bevölkerung zu verbessern, sondern große



Karl Pfeifer

Summen auch auf die Privatkonten ihrer Anführer überwiesen wurden, dann kann Israel wohl schwerlich dafür verantwortlich gemacht werden.

Die schlechte Lage im Gazastreifen resultiert aus der «Alles-oder-nichts»-Haltung der Mehrheit der Palästinenser, den wahnwitzigen Versuchen, Israel auszulöschen, sowie aus der völligen Unfähigkeit der palästinensischen Elite, konstruktive Lösungen anzustreben. Es ist natürlich einfacher, Israel zu kritisieren, weil es nicht kapituliert, und die Konzessionen, die der jüdische Staat bereits gemacht hat und für einen dauernden Frieden zu machen bereit ist, zu übersehen.

Doch diese nicht nur arabische, sondern auch islamische Feindseligkeit gegen Israel ist sowohl irrational als auch wohl kalkuliert. Wer diesen Hass gegen einen nichtarabischen und nichtislamischen Staat in der Region verniedlicht, macht sich seine Sache leicht. Wir erleben nun in deutschen und österreichischen Städten antiisraelische Demonstrationen, an denen hauptsächlich von Islamisten aufgehetzte Menschen, Links- und Rechtsextremisten teilnehmen. Obwohl sie gewarnt wurden, keine antisemitischen Poster hochzuhalten oder antisemitische Slogans zu skandieren, können und wollen sie darauf offenbar nicht verzichten. Dabei kommt es auch immer wieder zu den Holocaust verharmlosenden Vergleichen Israels mit Nazi-Deutschland. In einem Video der in Wien kostenfrei erhältlichen Zeitung «heute» wird ein junger Demonstrant gefragt, ob er denn schon wegen Syrien oder ISIS im Irak demonstriert hätte. «Nein» antwortete er, dort seien die Verhältnisse kompliziert, denn die Mitglieder der Umma bringen sich gegenseitig um.

Genau zur gleichen Zeit wird in Meldungen, die selten mehr als einen Text-Absatz

fassen, berichtet, mit welchen Methoden ISIS, gegen deren mörderische Herrschaft es keine islamische oder linke Demonstrationen gibt, Mosul christenfrei macht. Die Christen werden aufgefordert, sich zum Islam zu bekehren oder eine Sondersteuer zu bezahlen, ansonsten droht ihnen der Tod. Diejenigen, die Israel die Selbstverteidigung übelnehmen, haben dazu nichts zu sagen. Die Medien haben sich bereits daran gewöhnt, dass es mehr als 170.000 Tote

Staat als Juden «gutzuheiß». So veröffentlichte die nationalbolschewistische Berliner Tageszeitung «Junge Welt» einen Gastkommentar von Dr. Verleger unter dem Titel «Planvolles Pogrom – Israels Krieg gegen Gaza», in dem er aus der terroristischen Hamas unschuldige Opfer macht und diese mit den Opfern des Kischinjower Pogroms von 1903 gleichsetzt. Man könnte so meinen, die Juden im Zarenreich hätten russische Jugendliche entführt und die russischen Nachbarn mit Raketen beschossen, wenn man diese auf zwei Beinen hinkenden Vergleiche von Dr. Verleger liest, der den Ruf «Tod den Juden» lediglich als einen vernimmt, der in der fernen Vergangenheit irgendwo im zaristischen Russland erklingen ist. Doch erst in diesen Tagen demonstrierten Linksextremisten, Rechteextremisten und Islamisten in trauerer Einheit in mehreren Städten Nordrhein-Westfalens, zum Beispiel auch in Bochum mit dem Ruf «Hamas, Hamas, Juden ins Gas». Dr. Verleger unterstellt der israelischen Gesellschaft: «'Tod den Arabern' wird bis weit in die Mitte der Gesellschaft hinein geschrieben.» Dabei wurden solche rassistischen Parolen, die es in jüngster Zeit in Israel auf den Straßen von Jerusalem und im Internet in der Tat zu hören und lesen gab, von allen politisch Verantwortlichen wie Ministerpräsident Netanyahu, auf Kundgebungen und in der gesamten Presse scharf kritisiert und zurückgewiesen. Rolf Verleger hingegen beschuldigt Israel, sich so zu verhalten, wie die Medien im Gazastreifen, die bereits Kleinkinder zum Mord an Juden aufhetzen.

Der Kommentator will offenbar Gründe liefern, um Israel legitimer Weise zu diffamieren und bekämpfen zu können und bezichtigt das Land, ein «planvolles Pogrom» gegen Gaza zu begehen. Den Rassismus bei der von ihm als Opfer eines Pogroms dargestellten Hamas, die sich in ihrer Charta auf die «Protokolle der Weisen von Zion» beruft, nimmt er nicht wahr.

Verleger jubelt hingegen: «Das Fundament internationaler Unterstützung für dieses Israel ist immer brüchiger geworden. Kein normaler Mensch möchte mit solchen Rassisten noch etwas zu tun haben. Und das wird seine Wirkung haben. Auch das Zarenreich ist zusammengebrochen.»

Glaubt der Psychologe wirklich, seine Halluzinationen wären Realität? Dr. Verlegers zorniger Wunschtraum, Israel möge zusammenbrechen, sagt einiges über seine Seelenstörung aus.

Zur Person

Karl Pfeifer, geboren 1928 in Baden bei Wien. Nach dem Anschluss 1938 Flucht mit den Eltern nach Ungarn. Anfang 1940 wird er Mitglied der zionistisch-sozialistischen Jugendbewegung Haschomer Hazair und gelangt im Januar 1943 nach einer abenteuerlichen Reise in das britische Mandatsgebiet Palästina. Drei Jahre wird er – im Rahmen der Jugendalija – in einem Kibbutz erzogen. 1946 meldet er sich mit seiner Gruppe zur Palmach (Eliteeinheit der Hagana) und nimmt Teil an den Kämpfen um die Geburt des Staates Israel. In seinem 2013 erschienenen Buch «Einmal Palästina und zurück» schildert er seine bewegte Jugend bis zur Rückkehr 1951 nach Österreich. Seit 1979 Journalist, 1982–1995 Redakteur des offiziellen Organs der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 1990–2005 Freelance Korrespondent des israelischen Radios in Wien. Autor von «Nicht immer ganz bequem» (1996) und Koautor von «Bruderzwist im Hause Israel» (1999).

und Millionen Flüchtlinge in und aus Syrien gibt. Der Konflikt in all seinen grausamen Facetten ist kaum noch eine Meldung wert, genauso wenig wie das Wüten der ISIS.

Diejenigen, die sich darüber beklagen, dass die israelische Reaktion im Gaza-Konflikt «nicht angemessen» sei, nehmen es Israel übel, dass Maßnahmen getroffen wurden, um seine eigenen Bürger zu schützen. Die Tatsache, dass der regelmäßige palästinensische Raketenbeschuss zwar das Leben der Mehrheit der Israelis bedroht, genügt den Verfechtern des Proporz nicht, es müssten ihrer Meinung nach auch Hunderte Israelis sterben. Deswegen wohl haben UNO-Kräfte in Gaza, wo zwanzig Raketen in einer ihrer Schulen gefunden wurden, diese dann auch Hamas übergeben.

Was somit auffällt, ist die Heftigkeit, mit der man von Israel ein Verhalten fordert, das sonst niemandem abverlangt wird. Der gegen Israel gerichtete Hass hat nicht nur neurotische Züge, er geht offensichtlich auch mit einem Realitätsverlust einher. Die Feindschaft der meisten Palästinenser richtet sich nicht nur gegen jegliche jüdische Souveränität, sondern überhaupt gegen die Anwesenheit einer jüdisch-israelischen Nation im Heiligen Land.

In die gleiche Kerbe schlägt auch Dr. Rolf Verleger, der in Lübeck an einer Hochschule Psychologie lehrt. Er gehört zu den wenigen Juden, die sich den Zusammenbruch Israels wünschen. Diese wirklich kleine Minderheit versäumt keine Möglichkeit, den Staat Israel zu verleumden. Sie versucht bei Nichtjuden den Eindruck zu erwecken, sie wären die «authentischen» Juden, die allein den Prinzipien der jüdischen Ethik folgen. Alle diejenigen, die Israel liquidiert sehen möchten, benützen gerne solche Alibijuden, die dazu dienen sollen, ihren Hass gegen den jüdischen und demokratischen

«Viel Unterstützung durch Einzelpersonen»

Nathan Gelbart, Vorsitzender von Keren Hayesod Deutschland, über Spenden und geförderte Projekte in Israel, die Berichterstattung in deutschen Medien und Zivilcourage

Herr Gelbart, können Sie uns kurz etwas zur Geschichte und zum politischen Profil von Keren Hayesod sagen?

Der Keren Hayesod – auf Deutsch «Gründungsfonds» – wurde zeitgleich mit dem völkerrechtlichen Mandat an das Vereinigte Königreich zur Gründung eines jüdischen Staates im Mandatsgebiet Palästina im Jahre 1920 gegründet. Es war klar, dass das rein politische, völkerrechtliche Mandat allein ohne finanzielle Unterstützung jüdischer Gemeinden in der Diaspora nicht umsetzbar war. Seit der Staatsgründung 1948 ist es Aufgabe des Keren Hayesod, weltweit Juden in Not zu retten und die jüdische Einwanderung nach Israel zu fördern. Vor allem werden Gemeinden mit einem hohen Anteil an Neueinwanderern unterstützt, um ihren Verbleib in Israel und ihre Chancengleichheit mit im Lande geborenen Israelis zu sichern.

Was sind gegenwärtig die Aktivitäten von Keren Hayesod in der Bundesrepublik?

Der Keren Hayesod reagiert aktuell auf die Ereignisse in der Ukraine und natürlich in Israel. Mit unserem Projekt «Selah» unterstützen wir die Einwanderung ukrainischer Juden, die seit den Spannungen mit russischen Separatisten besonders im Fadenkreuz ukrainischer Extremisten stehen. In Israel unterstützen wir die Renovierung von zivilen Luftschutzbunkern sowie die Stationierung neuer, mobiler Schutzzeineinrichtungen. Oftmals sind gerade ältere und behinderte Menschen nicht in der Lage, innerhalb von gerade einmal 15 Sekunden Schutz in unterirdischen Luftschutzbunkern zu finden.

Gibt es bezüglich des Spendenaufkommens in den letzten Jahren eine positive Entwicklung?

Friends in need are friends indeed – gerade in Krisenzeiten wie heute zeigt es sich, dass sich Israel auf einen großen Teil der jüdischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik verlassen kann. Leider nicht institutionell, aber individuell. Institutionen, die neben netten Worten für Israel ohne weiteres auch finanziell helfen könnten, halten ihre Groschen lieber für ihre aufgeblasenen Haushaltspläne beisammen. Natürlich ärgert das sehr. Dafür zeigen immer mehr Familien und Einzelpersonen Verständnis für die finanziellen Bedürfnisse ihrer Brüder und Schwestern in Israel.

In welchem Verhältnis stehen kleine zu großen Spenden?

Zum Glück erhalten wir beides. Ohne unsere langjährig angestammten Großspender und ihre diese Tradition fortsetzenden Erben gäbe es den Keren Hayesod in dieser Form in Deutschland nicht mehr. Aber wie bereits gesagt, immer mehr Einzelpersonen unterstützen den Keren Hayesod mit den in ihren Möglichkeiten stehenden Spendenbeträgen. Übrigens wächst auch der Anteil von Mitgliedern christlicher Gemeinden, die sich über unsere Projekte immer mehr auch finanziell für die Menschen in Israel einsetzen. Eine emotionale sehr gut tuende Entwicklung.

Der amerikanische Professor Theodore Sasson von der Brandeis University schreibt in seinem 2014 erschienenen, englischsprachigen Buch «Der neue Amerikanische Zionismus», dass sich das Spendeverhalten von Juden in USA in den letzten Jahrzehnten und Jahren massiv geändert hat. Wurden beispielsweise 1975 noch 223 Millionen US-Dollar an zentrale Organisatio-

nen wie die Jewish Agency (UJA) gespendet und nur 60 Millionen direkt an israelische Nichtregierungsorganisationen (NGOs), so haben sich diese Zahlen bis 2007 vollkommene dreht. 2007 wurden 330 Millionen an die Jewish Agency gespendet, aber 1,7 Milliarden US-Dollar gingen direkt an NGOs in Israel. Diese Zahlen sind aufgrund der Wirtschaftskrise 2008 wieder gesunken, aber das Verhältnis bleibt ähnlich. Natürlich werden die Zahlen für Deutschland und Europa sehr viel kleiner sein. Gibt es aber auch in Deutschland oder Europa einen ähnlichen Trend im Verhalten von Spendern in Bezug auf Israel?

Die Strukturen jüdischer Gemeinden in den USA und in Deutschland sind traditionell, wirtschaftlich, historisch und vor allem numerisch nicht mit Deutschland vergleichbar. Der Keren Hayesod stellt auch in den USA die größte jüdische Spendenorganisation und firmiert dort als «UJA United Jewish Appeal». Die Spenden gehen je zur Hälfte nach Israel und in die regionalen jüdischen Ge-



Nathan Gelbart

meinden innerhalb der USA. In Deutschland ist das anders. Jedoch werden die Spender wie die Finanzämter auch hier zu Recht genauer und akribischer: Es ist nachzuweisen, dass die Gelder bei dem vom Spender ausgewählten Projekt und Spendenzweck auch ankommen. Das leisten wir gerne, und es erhöht die Vertrauensbasis ungemein.

Denken Sie, man kann ernsthaft von einer «objektiven Berichterstattung» über Israel in den deutschen Mainstream-Medien sprechen?

Es gibt keinen Lackmustest für die Frage der «Objektivität». Auch bietet die sehr breite Medienlandschaft in Deutschland genug Anlässe für durchaus unterschiedliche Eindrücke. Es gibt aber Trends, die nicht übersehbar sind: Der israelisch-palästinensische Konflikt steht in Sachen Dauer, Intensität, territorialer Größe sowie Anzahl von Opfern in keinem realistischen Verhältnis zu anderen Konfliktherden im Nahen Osten selbst (Irak, Bahrain, Syrien, Sudan, Ägypten) als auch zum Rest unseres nicht gerade kleinen Planeten. Allein in Syrien wurden vergangenen Samstag an einem Tag 270 Menschen ermordet. Dennoch besteht eine gewisse mediale Bevorzugung des

israelisch-palästinensischen Konfliktes, die zuweilen nur als Obsession und daher bereits aus diesem Grund nicht mehr als objektiv bezeichnet werden kann. In keinem anderen Konflikt rühmen sich Journalisten, ohne wirklich Ahnung von der Materie zu haben, der Bezeichnung «Experten», verbreiten unwahre Tatsachen und unterdrücken vor allem wahre Tatsachen über den Konflikt. Dies führt zu einer verzerrten Wahrnehmung des Konfliktes in der medialen Öffentlichkeit, zumeist zu Lasten von Israel.

Sehen Sie beim aktuellen Gaza-Konflikt, dem andauernden Beschuss Israels mit Raketen vom von der Hamas kontrollierten Gazastreifen, neue Tendenzen der Berichterstattung?

Mit gewisser Genugtuung liest man heute auch Kommentare in traditionell israelkritischen Blättern wie der SZ, der Zeit und sogar auf Spiegel Online, die durchaus Verständnis für die deutliche Reaktion Israels zeigen. Doch sehr vielen Journalisten fehlt leider immer noch das Feingefühl

der Nachvollziehbarkeit.

Viele Journalisten vergleichen bei der Frage der «Angemessenheit der Gegenwehr» makaber nur die Zahl der Todesopfer auf beiden Seiten und verkennen dabei die Auswirkungen auf den Lebensalltag. Schauen Sie: Eine demokratisch lebende, moderne Zivilgesellschaft von 8 Millionen Menschen kann sich auf Dauer nicht von einer Handvoll hochgerüsteter Terroristen vorschreiben lassen, wie sie ihr Leben zu führen hat, wann und wie oft Wohnungen, Autos, Arbeitsplätze, Schulen, Universitäten, Kindergärten und Restaurants innerhalb von wenigen Sekunden zu verlassen sind, um in stickigen Luftschutzbunkern zu hocken. Welche auch nur halbwegs zivilisierte Gesellschaft würde so etwas dauerhaft dulden wollen, ohne sich dagegen zur Wehr zu setzen?

Kann es sein, dass wir derzeit im Nahen Osten eine eher ungewöhnliche Situation erleben? Israel wird offenbar nicht so aggressiv wie sonst üblich von seinen arabischen Nachbarn attackiert. Doch andererseits sehen wir in Europa eine extreme Zunahme an antisemitischen Demonstrationen. Wie würden Sie das beurteilen?

Die Zustimmung innerhalb der Staaten der Arabischen Liga für die Hamas ist auf einem Tiefpunkt, wenn auch nicht aus Zuneigung für Israel. Es ist eiskalte Tagespolitik: Ägypten hat vor einem Jahr den Hamasfreund und Anführer der Muslimbrüder Mursi in einem Militärputsch abgesetzt. General al-Sisi hat die Muslimbrüder und ihre Schwestergruppe Hamas zum Staatsfeind deklariert. Auch Saudi-Arabien fürchtet die Muslimbrüder mehr als Israel und sieht in Israel zudem einen stillen Verbündeten gegen die Mullahs des sich atomar bewaffnenden Iran. Ingeheim hoffen viele in der arabischen Welt, dass Israel die Hamas nachhaltig schwächt.

Anders jedoch eine Vielzahl in Europa lebender fanatischer Muslime. Ihnen

sind die Palästinenser weitestgehend egal. Sie sehen aber in der massiven militärischen Intervention Israels einen willkommenen Anlass, ihrem perfiden Judenhass freien Lauf zu lassen. Es ist erschreckend, zu sehen, wie sich hierzulande Tausende von ihnen gemeinsam mit deutschen Links- und Rechtsextremen auf den Straßen unserer Innenstädte benehmen und hasserfüllt und hemmungslos judenfeindliche Parolen skandieren und Gegendemonstranten gewaltsam angehen. Der früher zumindest formal gewahrte Unterschied zwischen Israel und



Artists4Israel

Juden wird hierbei völlig aufgegeben. Diese Entwicklung ist angsterfüllend und stellt nicht nur die deutschen Sicherheitsbehörden vor eine Bewährungsprobe. Diesem Mob gerecht werden können diese alleine nicht. Hierzu bedarf es einer gesellschaftlichen Gegenwehr aller Schichten in unserem Land, nicht nur der Juden. Wir allein können und wollen das nicht leisten. Ich hoffe auf die Einsicht, dass dieser auf Juden losgehende Mob gegen unsere verfassungsmäßige Grundordnung insgesamt vorgeht und sie letztendlich abschaffen will.

Wer das zu Recht liberale Demonstrationsrecht in der Bundesrepublik dazu missbraucht, andere Menschen anzugreifen, zu beleidigen und ihnen auf offener Strasse den Tod zu wünschen, ist ein erklärter Feind unserer demokratischen Grundordnung und Gesellschaft. Ich hoffe darauf, dass sich nicht nur der Verfassungsschutz, sondern auch die Gesellschaft selbst, Künstler, Prominente, Wissenschaftler und auch Sportler einmischen. Wer sieht, was heute in Deutschlands Städten vor sich geht, kann und darf nicht tatenlos zusehen. Die schweigende Mehrheit ist hier und heute gefragt. Nicht nur, um einen zweiten jüdischen Exodus aus Deutschland innerhalb von weniger als 100 Jahren zu vermeiden, sondern um die Werte unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu wahren.

Was sind Ihre zukünftigen Projekte mit Keren Hayesod?

Im kommenden Jahr jährt sich die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel zum 50. Mal. In diesem Zusammenhang stehen viele Veranstaltungen und Projekte in Sachen Politik, Kultur und Sport auf dem Programm, bei denen der Keren Hayesod präsent sein wird. Lassen Sie sich überraschen – wir freuen uns darauf.

Das Gespräch führte
Clemens HENI

«Deswegen sind wir hier»

Ein Gespräch mit dem Siedlungsaktivisten, Juristen und Ex-Politiker Elyakim Haetzni über jüdisch-arabische Koexistenz im Westjordanland, historische Narrative und die Konsequenzen aus dem Völkerbund-Mandat von 1922

Herr Haetzni, Sie leben seit 1972 in Kiryat Arba, in unmittelbarer Nachbarschaft zu Hebron. Sie gehören zu den bekanntesten Sprechern der Siedlerbewegung und haben hier vor Ort einiges miterlebt. Hat sich die Situation nach dem Mord an den drei jüdischen Teenagern geändert? Haben Sie das Gefühl, dass sie jetzt angespannter ist als vorher?

Schwer zu sagen. Ich habe mich immer für Koexistenz zwischen Juden und Arabern eingesetzt. Wir leben hier schon lange zusammen. Dennoch kommt mir die Frage: Wie realistisch ist das? Nehmen wir das Beispiel Jerusalem. Ich schrieb darüber schon einige Male, dass Jerusalem eigentlich ein Paradigma des friedlichen Zusammenlebens ist, der Koexistenz. In Jerusalem fragen Sie nicht, wer der Taxifahrer ist, den Sie anhalten, ob Araber oder Jude. Es interessiert keinen, es ist ganz normal. Ich war dort einige Male in Krankenhäusern, im Hadassah-Krankenhaus, im Schaarei Zedek Krankenhaus, überall: Der Kranke neben dir ist Araber, die Krankenschwestern, oft auch die Ärzte. Jerusalem ist ein Experiment, 65 Prozent Juden, 35 Prozent Araber. Man könnte meinen, dieses Experiment sei ein außerordentlicher Erfolg. Und jetzt passiert diese Geschichte.

Ein Reporter erzählte neulich, er hätte die jungen Burschen gefragt, die dort Steine und Molotowcocktails werfen: «Warum seid ihr verummmt?» Einer hat ihm geantwortet: «Ich arbeite in Westjerusalem und ich kann mein Gesicht nicht zeigen». Mit anderen Worten, es gibt von ihm zwei. Zwei Narrative. Er nimmt die Vermummung ab und geht und arbeitet in der Rezeption in einem israelischen Hotel und ist sehr höflich – oft höflicher als die Israelis. Und dann kommt er nach Hause, nach Bet Chanina oder nach Schuafat, und ist ein anderer. Das sind zwei Narrative. Derselbe Mensch.

Diese Spaltung beginnt in der Kindheit. Jedes palästinensische Kind lernt in der Schule, dass die Palästinenser die Nachkommen von Jesus und Maria sind. Und von König David. Und sie haben das rote Meer durchschritten. Und sie heißen «Falastin», also sind sie auch die Nachkommen der Philister. Also sind sie die Nachkommen von David und von Goliath zugleich! Solcher Nonsense wird einfach behauptet. Genauso, wie sie im Koran aus der Opferung Izhaks die Opferung Ischmaels gemacht haben. Und nicht auf dem Berg Moriah, sondern auf dem Jabel Arafat in Arabien.

Damit deuten Sie an, das Verdrehen von Tatsachen sei alte islamische Tradition?

Ja. Aber auch zeitgenössische Taktik. Wenn man hier in Hebron mit Arabern über die arabischen Massaker von 1929 spricht, sagen sie, die Engländer hätten das gemacht. Es gibt einen arabischen Witz, der den Mechanismus erläutert. Sie haben so eine Narren-Figur, einen Schalk und Eulenspiegel, er heißt Dshocha. Dieser Dshocha geht eines Tages über die Straße, und die Kinder machen ihn nervös. Da sagt er: «Lauf zum Ende der Straße. Dort steht einer und verteilt Bonbons.» Und alle Kinder laufen hin. Da sagt Dshocha: „Dort verteilt man Bonbons und ich stehe hier?“, und läuft ebenfalls hin.

Das heißt, er glaubt sich seine eigene Lüge.

Ja. Es gab im Unabhängigkeitskrieg 1948 einen harten Kampf um Deir Yassin, ein arabisches Dorf, aus dem immer wieder Angriffe kamen. Sie hatten jede Menge Waffen, es gab Tote bei der jüdischen Einheit, die das Dorf einzunehmen versuchte. Und auch bei den

Ad-Din El-Qassam-Brigaden. Und die eine weiß nichts von der anderen. Und alle Welt spielt das Spiel mit.

Sie meinen das, was Sie vor einigen Tagen in «Jedijot Achronot» geschrieben haben: dass man die Mörder bestraft, sofern man sie findet, aber nicht die Anstifter, die Verantwortlichen für die Propaganda, die täglich zum Terror aufruft...?



Elyakim Haetzni zusammen mit seiner Frau Zippora in Kiryat Arba.

Arabern. Jahrzehnte später hat die palästinensische Birzeit Universität das genauer untersucht, sie fanden, glaube ich, rund 100 Tote bei den Arabern. Aber Dshocha – und diesmal waren es keine Bonbons, sondern Gräuelpromaganda im Namen des Krieges – machte daraus Tausende. Ein Riesengemetzel durch die Juden. Und dann hat Dshocha das selbst geglaubt. Aus diesem Grund begann die Massenflucht der Araber aus den Dörfern und Städten. Panik brach aus: «Die Juden bringen uns alle um.»

Was Sie beschreiben, meint ein grundsätzlich anderes Verhältnis zur Wahrheit. Zu Fakten, Zahlen, zu der Art, damit umzugehen.

Es gibt vielleicht tausend Aspekte. Ich spreche jetzt von zweien: Die Palästinenser haben etwas erfunden, was es vorher in der ganzen Welt nicht gab. Ich meine die Aufteilung in einen «politischen Arm» und einen «militärischen Arm» ihrer Organisationen. Die Absicht des militärischen Arms ist Terror, Gewalt. Aber die Hamas sagt: «Ismael Hanijeh ist der politische Arm. Was wollt ihr von ihm? Er ist nur ein Politiker.» Da ist die Hamas-Regierung in Gaza, die vielleicht an Verhandlungen interessiert ist, und dann ist da der militärische Arm, die Is-

In Deutschland sind ein Adolf-Hitler-Boulevard, eine Schule benannt nach Heinrich Himmler oder ein Sportereignis zum Gedenken an Herman Göring unvorstellbar. Aber in den Palästinenser-Gebieten geht ein Kind durch die Abu Jihad-Straße, benannt nach dem Planer der Bus-Entführung, bei der 37 Israelis getötet wurden, in die Ahmad-Yassin-Schule, benannt nach dem Gründer der Hamas. Das Kind spielt bei einem Fußballturnier, das zu Ehren von Abdel Basset Uda stattfindet, der 31 Israelis ermordete, und beendet seinen Tag in einem Jugendclub, benannt nach Abu Iyad, verantwortlich für die Ermordung der israelischen Sportler in München. Das sind die Helden der palästinensischen Kinder, das sind ihre Vorbilder.

Die Propaganda erzeugt die zwei Narrative, von denen Sie sprechen, die Spaltung in den Köpfen der Palästinenser?

Ich lebe hier seit September 1972. Wir haben etliche Male Hilfe von Arabern gehabt in dieser Zeit, immer wieder, mal auf der Straße, eine Panne, ein Unfall, irgendwas. Immer, bei Tag und bei Nacht. Araber haben uns geholfen, Verletzte zu versorgen, das Auto abzuschleppen. Geholfen auf jede Art. Wie ist es möglich, dass es dieselben Araber sind? Wie ist das möglich?

Herr Haetzni, Sie sind Jurist. In deutschen Medien wird der Bau jüdischer Siedlungen im Westjordanland als «Verstoß gegen das Völkerrecht» dargestellt. Das ist bereits allgemeine Sprachregelung: Siedlungen und Siedlungsbau gelten als «völkerrechtswidrig». Könnten Sie in einigen Sätzen Ihre Ansicht zur völkerrechtlichen Situation des Siedlungsbaus darlegen?

Zunächst berufen sich die Gegner des Siedlungsbaus auf Paragraph 49 der Vierten Genfer Konvention, welche sich eindeutig auf das bezieht, was die Nazis gemacht haben: die Umsiedlung von Deutschen in Gebiete, die sie zum deutschen Reich annectieren wollten. Es geht um das Umsiedeln von Menschen. Oft noch mit dem Attribut «compulsive», «zwangsweise». Aber die israelischen Siedler wurden nicht von irgendeiner israelischen Regierung mit Zwang hierher gebracht. Umgekehrt: Ich habe die israelische Regierung gezwungen, mich hier zu dulden.

Sie sind also nicht im Zug eines Programms, eines Siedlungsprogramms der Regierung hierher gegangen? Sie sind hier, weil Sie persönlich hier, an diesem Ort leben wollen?

Die sogenannten Siedler sind politisch, historisch, religiös motiviert, aber nicht von der Regierung. Dazu kommt der zweite Punkt: Wer kann sich auf irgendwelche internationale Verpflichtungen stützen? Nur Staaten. Auch die Genfer Konvention spricht von «the high contracting parties», den souveränen Parteien. Das sind Abkommen zwischen Souveränen. Aber es gab weder damals noch irgendwann in der Geschichte, noch bis zum heutigen Tage, irgendeine palästinensische Souveränität.

Welchen Rechtsanspruch – völkerrechtlich gesehen – haben die Juden, hier zu leben?

Die Rechte des jüdischen Volkes fußen auf dem Mandat des Völkerbunds. Es wurde im Juli 1922 vom Völkerbund ratifiziert. Bereits im Jahre 1920 hatten die Siegermächte des Ersten Weltkriegs auf der Konferenz von San Remo die Aufteilung der Domänen des früheren osmanischen Reiches beschlossen, im Wesentlichen eine Aufteilung zwischen Frankreich und England. Dabei wurde Großbritannien das Gebiet Palästina zugesprochen. Palästina war das Gebiet vom Ufer des Mittelmeeres bis zur irakischen Grenze.

Palästina wurde den Engländern zugesprochen, aus einem einfachen Grund: Weil sich die Engländer schon im Jahre 1917 verpflichtet hatten, in Palästina eine jüdische nationale Heimstätte zu errichten. In dem berühmten Brief des britischen Außenministers Lord Balfour an Lord Rothschild, der «Balfour Declaration» genannt wird. Woraufhin die Engländer gegenüber dem Völkerbund argumentierten: «Wir haben hier eine Aufgabe, deswegen müsst ihr uns Palästina zusprechen.»

Das heißt, die Engländer begründeten ihr Interesse an diesem Gebiet mit der Balfour-Deklaration?

Damals haben sich alle großen Nationen, Frankreich, Italien, Amerika, Australien, für den Wiederaufbau des jüdischen Staates eingesetzt. Es war ein

Ideal der Staatsmänner dieser Zeit. Eine historische Sternstunde. Diese Nationen sahen plötzlich ein, dass man den Juden Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte. Das war der Hintergrund des Palästina-Mandats. Im Jahre 1922 wurde dieses Mandat verkündet, als eine Vollmacht des Völkerbundes an Großbritannien. Und der Wortlaut sagt alles. Zunächst wird festgestellt: Das Mandat ist keine Kolonie. England verwaltet es nur, treuhänderisch, unter Aufsicht eines besonderen Aufsichtsrats im Rahmen des Völkerbunds. Und wer ist das Mündel? Zu wessen Gunsten wird treuhänderisch verwaltet? Auch das legt das Dokument fest: «for the Jewish people», «zu Gunsten des jüdischen Volkes».

Der Mandator, die Engländer, werden beauftragt, die Balfour-Deklaration zu implementieren, die dort zitiert ist. Dort steht: «Zu errichten in Palästina eine nationale Heimstätte für das jüdische Volk». Und dann kommt die Bedingung: «dass die zivilen und religiösen Rechte der anderen Gemeinden nicht beeinträchtigt werden.» Mit anderen Worten: die anderen Bewohner des Gebiets werden «Gemeinden» genannt, im englischen Original «communities». Das einzige «Volk», das im Mandat erwähnt wird, ist das jüdische Volk. In Artikel zwei werden die Engländer verpflichtet, Bedingungen zu schaffen, die das einzige hier erwähnte Volk, die Juden, ermutigt, sich auf dem Gebiet eine «nationale Heimstätte» zu schaffen. Wie das konkret geschehen soll, erklärt Artikel sechs: «The Administration of Palestine (...) shall facilitate Jewish immigration under suitable conditions and shall encourage, in co-operation with the Jewish agency, close settlement by Jews on the land, including State lands and waste lands not required for public purposes.» Also Alijah, jüdische Einwanderung, jüdische Besiedlung. Sogar «close settlement», dichte Besiedlung, ein dichtes Netz von jüdischen Siedlungen.

Also wurde vom Völkerbund festgelegt, dass «settlement by Jews» auf «state land» legal ist, erwünscht ist...

Ja. Und das ist nicht alles. Jetzt stellt sich die Frage, womit diese Berechtigung zum Siedeln begründet wurde. Damals zählten die Araber in diesem Land ungefähr eine halbe Million, die Juden ungefähr 80.000, die Araber waren eine klare Mehrheit. Da mussten die High Contracting Parties, die Staaten des Völkerbunds, erklären, warum die vom Völkerbund festgelegten Ansprüche der Juden berechtigt waren. Auch das steht in der Präambel. Gleich nachdem die Balfour-Deklaration zitiert wurde, kommt noch ein Paragraph, der lautet: «Whereas recognition has thereby been given to the historical connection of the Jewish people with Palestine and to the grounds for reconstituting their national home in that country.» In anderen Worten: die Mandats-Erklärung impliziert die völkerrechtliche Anerkennung, erstens: dass es ein jüdisches Volk gibt – was ja nicht alle so sehen, auch manche Juden nicht –, und zweitens: dass dieses Volk eine «historical connection», eine historische Verbindung mit diesem Land hat, und folglich berechtigt ist, es wieder aufzubauen und hier zu leben, wie schon in der Vergangenheit.

Was bedeutet das für die Legitimation der Siedler? Ich sage beispielsweise, wenn die israelische Regierung mich daran hindern will, hier zu leben oder zu bauen, dann muss ich mich darauf besinnen, dass ich hier bin in einer doppelten Identität: einmal bin ich israelischer Staatsbürger, ich habe die israelische Staatsbürgerschaft, war bei der Armee, zahle Steuern, doch zum anderen gehöre ich

zum jüdischen Volk. Und habe direkte Rechte an diesem Gebiet als Mitglied des jüdischen Volkes. Weil der Völkerbund die Rechte nicht dem jüdischen Staat gegeben hat, den es damals noch gar nicht gab, sondern dem jüdischen Volk.

Solange der jüdische Staat aktiv ist im Namen des jüdischen Volkes, ist alles in Ordnung. Der Staat hat hier, was das römische Recht als «negotiorum gestio» bezeichnet, eine «Geschäftsführung ohne Auftrag». Und so lange die israelische Regierung sich in diesem Sinne verhält, als Treuhänder für das jüdische Volk – kein Problem. Aber wenn die israelische Regierung für Interessen des Staates Israels – sagen wir: Interessen von Tel Aviv -, die Stadt Hebron aufgeben



Elyakim Haetzni und JR-Autor Chaim Noll vor dem Haus der Familie.

will, dann werde ich dagegen kämpfen im Namen des jüdischen Volkes.

Nun kommt zwangsläufig die Frage auf, ob das Mandat des Völkerbunds heute noch gültiges Völkerrecht ist.

Da war zunächst ein verwirrender Zwischenfall: die Abtrennung Jordaniens vom Mandatsgebiet auf Ersuchen der britischen Regierung, schon wenige Monate später. Die Briten wollten ihren Alliierten Abdallah versorgen, den die Saudis aus seinem angestammten Reich vertrieben hatten. Dazu gaben sie ihm drei Viertel des Mandats-Gebiets. Es blieb weiter britisches Mandat, aber die das jüdische Volk betreffenden Paragraphen – jüdische Einwanderung, massive jüdische Besiedlung, die gesamte Präambel – wurden in Bezug auf den östlichen Teil des Gebiets «zeitweilig» außer Kraft gesetzt. Die englische Bitte war: «zeitweilig», im englischen Original «to postpone». Der Völkerbund gab dem Ersuchen statt, Ostpalästina wurde abgetrennt.

«Postpone» heißt «aufschieben». Das ist keine endgültige Aberkennung der vom Mandat erklärten Rechte. Man sagt im Deutschen: «Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.»

Die hashemitische Familie drängte, dem älteren Bruder Faisal wurde Damaskus versprochen, um einen arabischen Staat zu errichten. Das war ein Traum – es gab keinen einzigen arabischen Staat. Verstehen Sie. Es gab vor neunzig Jahren noch keinen einzigen arabischen Staat. Doch in San Remo traten die Engländer Damaskus an Frankreich ab. Faisal war König nur für zwei, drei Jahre, dann kamen die Franzosen, er wurde verjagt, die Franzosen übernahmen Damaskus. Und die Engländer sagten: O.k., wenn du nicht König von Damaskus bist, machen wir dich zum König von Bagdad. Der

zweite Sohn war Abdallah. Und Abdallah fragte die Engländer, als Faisal versorgt war: ‚Was bekomme ich?‘ Churchill war damals Minister für die Kolonien, er kam her und sofort gab es arabische Unruhen im Jahre 1919, 1920 – alles wie heute! Brandstiftung, Mord und Krawalle – nichts hat sich geändert. Auch den Reflex gab es schon wie heute, die Juden dafür verantwortlich zu machen.

Und noch etwas spielte den Engländern in die Hände: Es kamen nicht so viele Juden, wie man gedacht hatte. Nicht, weil nicht Hunderttausende gern hergekommen wären. Der Grund war: Es gab nicht genug Geld. Die jüdischen Magnaten waren zögerlich mit der Finanzierung. Wozu brauchten die Juden

in Bezug auf Souveränität.

Das war den Verfassern der Charta der Vereinten Nationen bewusst, und es gab 1947 in San Francisco Verhandlungen darüber bei der Gründung der Vereinten Nationen. Es wurde eine neue Einrichtung geschaffen, die «Trusteeship», Treuhand. Nun stellte sich die Frage, was geschieht mit Gebieten, die nicht umgewandelt wurden in Trusteeships und die keine Denomination haben. Diesem Zweck dient der Paragraph 80 der Charta der Vereinten Nationen. Und da heißt es: «In denjenigen früheren Mandatsgebieten, die nicht umgewandelt wurden in Trusteeships, bleiben die Rechte der relevanten Regierungen und Völker aus der Mandatszeit bestehen.» Das betraf die Gebiete, in denen das Mandat erloschen war und die keinen neuen Souverän hatten. Also Judäa, Samaria, Ostjerusalem, Gaza. In anderen Worten: nichts, was im Namen der Vereinten Nationen erklärt und getan wird, kann die Rechte, die dem jüdischen Volk im Mandat gewährt wurden, umstoßen. Auch nicht das Recht, im gesamten seit der Abtrennung Jordaniens verbliebenen früheren Mandatsgebiet – und dazu gehören Judäa, Samaria, Ostjerusalem – zu siedeln. Solange keine neue Trusteeship kommt oder keine neue Souveränität, bleibt der Inhalt völkerrechtlich verbindlich: das im Mandat erklärte jüdische Siedlungsgebiet, auch Judäa und Samaria, bleibt Siedlungsgebiet.

Deswegen bin ich hierher gegangen! Deswegen sagt der frühere Richter am Obersten Gericht, Edmund Levy, in seinem Bericht an die Regierung über die völkerrechtlichen Aspekte des Siedlungsbaus: Der Souverän, der «beneficiary», der Berechtigte, ist nach wie vor das jüdische Volk. Auf Grund des Völkerrechts. Weil wir das einzige im Mandat erwähnte Rechte empfangende Volk sind. Und seither – völkerrechtlich gesehen – nichts geschehen ist, was es außer Kraft setzt. Sogar, wenn man der Empfehlung der UN-Versammlung vom 29. November 1947, dem sogenannten Teilungsplan, Gewicht beimisst, doch da haben die Araber nicht zugestimmt. Also, es gab einen Antrag und keine Annahme.

Das heißt, der Teilungsbeschluss ist sozusagen nicht de facto umgesetzt, nicht durch Umsetzung Recht geworden?

Nein. Er ist, rechtlich gesehen, nie in Kraft getreten. Wir haben das Land bekommen nach einem blutigen Krieg, in dem 1 Prozent der jüdischen Bevölkerung getötet wurde, 6.500 Tote. Als wenn heute, Gott behüte, 65.000 getötet würden. Stellen Sie sich das vor! Weil die Araber den Teilungsplan bis heute nicht angenommen haben. Natürlich hat ein solcher nicht implementierter Beschluss dann auch keine Gültigkeit. Mit anderen Worten: Keine internationale Verfügung hat bis heute Gültigkeit außer dem Mandat. Und das Mandat gibt uns die Rechte. Und selbst – gesetzt den Fall -, dass es die israelische Regierung nicht will, tun wir das selbst. Als Juden. Als Berechtigte. Deswegen sind wir hier.

Das Gespräch führten Chaim NOLL und Ulrich Jacov BECKER

Zur Person

Elyakim Haetzni wurde 1926 in Kiel geboren, konnte mit der Familie noch 1938 ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina emigrieren und so der Schoah entfliehen. Als junger Mann begann er eine Lehrerausbildung und wurde Mitglied der jüdischen Untergrundarmee Hagana. Im Unabhängigkeitskrieg 1948 wurde er schwer verwundet. In den 50er Jahren studierte Haetzni Jura, später eröffnete er eine Anwaltskanzlei in Tel Aviv. Nach dem Sechs-Tage-Krieg von 1967 wurde Haetzni zu einem entschiedenen Befürworter der jüdischen Besiedlung des Westjordanlandes. Seit 1972 lebt er in der Siedlung Kiryat Arba nahe Hebron. Hebron gilt nach Jerusalem als zweitheiligste Stadt des Judentums. Während des Arabischen Aufstandes in Palästina 1936 waren alle jüdischen Bewohner von Hebron vertrieben worden. In den 80er Jahren war Elyakim Haetzni Mitglied der nationalen Partei Techija («Wiederbelebung»), für die er zeitweilig auch in der Knesset saß. Haetzni ist verheiratet und hat vier Kinder.

Was ist falsch an Rotary Clubs?

Alexander Jakobson, Professor für Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem, über den Gaza-Krieg, die Ideologie der Hamas und darüber, was es heißt, ein «guter» Zionist zu sein

Wie bewerten Sie die gegenwärtige Lage für Israel, wie sehen Sie den Krieg in Gaza?

Nun, ich glaube, es ist für alle Menschen, für die allermeisten ehrlichen Menschen, offensichtlich, dass Netanjahu diesen Kriegseinsatz nicht gewollt hat. Was immer man sonst von seiner Politik allgemein hält, und ich bin kein Anhänger seiner Regierung, hier muss man anerkennen, dass er alles unternommen hat, diesen Krieg zu vermeiden, der ihm von der Hamas aufgezwungen wurde, die ihren Beschuss Israels nicht einstellen wollte. Netanjahu hat politische Risiken übernommen, während er diese Auseinandersetzung vermeiden wollte, er hat, trotzdem wir mit Raketen beschossen wurden, einige Tage gewartet. Und er übernahm politische Risiken, als er den Einsatz begann, zu dem ihn die Hamas mit ihren Versuchen, durch Tunnel auf israelisches Gebiet vorzudringen, zwang. Viele Menschen sahen den zweiten Libanon-Krieg kritisch. Sie nannten ihn einen Misserfolg. Doch tatsächlich haben wir in ihm, auch wenn er schlecht geführt wurde, unser Ziel erreicht. Wir haben es im Norden geschafft, der Hisbollah eine beinahe vollständige Waffenruhe aufzuzwingen, die nun bereits acht Jahre andauert. Das ist für israelische Verhältnisse – leider – schon ein strategischer Sieg, kein technischer Sieg, aber ein strategischer. Seit den 1960ern war es Israel nicht gelungen, eine so lange Periode der Ruhe zu erreichen, weder mit militärischen noch mit diplomatischen Mitteln. Mit oder ohne Besatzung, nie gab es Ruhe.

Jetzt besteht die Hoffnung, dass wir der Hamas einen Schaden zufügen, der sie für eine ganze Reihe von Jahren nachhaltig davon abbringen wird, weiteres Kräfte messen anzustreben. Das ist das Beste, was man erhoffen kann, wenn man es mit einer Organisation wie der Hamas zu tun hat, die sich nicht nur weigert Israel anzuerkennen, sondern die den Kampf ja aktiv sucht. Sie will uns besiegen, das ist ihre ganze Ideologie und Strategie. Der Hamas sind Zivilisten gleichgültig. Doch das Regime in Gaza will zugleich keinen Selbstmord begehen. Wenn es begreift, dass wir uns gegen alles wehren können, was es uns aufzwingt, dass wir der Hamas militärisch und personell schwere Schäden zufügen können, besteht die Aussicht auf eine lange Zeit der Ruhe.

Können Sie sich an eine Situation erinnern, in der das gesamte Land von Raketen bedroht war?

Ich glaube nicht, dass es jemals eine ähnliche Beziehung zwischen zwei Staaten oder Konfliktparteien gab, in der das eine Land über Jahre hinweg mit Raketen terrorisiert wird. Die Hamas wollte uns einen Zermübungskrieg aufzwingen. Aus Angst vor Angriffen auf Städte wie Ashkelon oder Ashdod – und später Tel Aviv, Haifa oder den Ben Gurion-Airport – sollten wir Attacken auf Sderot und andere Städte im Süden hinnehmen und uns nicht wehren.

Es war ein ungewöhnlicher Schritt, dass amerikanische Fluglinien oder die Deutsche Lufthansa Flüge nach Tel Aviv einstellten.

Ja, das hatte die amerikanische Flugaufsichtsbehörde angeordnet. Teile einer Rakete waren in der Nähe des Flughafens niedergegangen. Und dann folgte diese Behörde ihren Richtlinien. Amerikaner

lieben es Richtlinien zu folgen. Doch in der Tat, das war natürlich ein Sieg für die Hamas. Ökonomisch gesprochen geht es hier um ernste Geschäfte. Fliegen viele Unternehmen den Ben Gurion-Airport nicht an, schadet das der israelischen Wirtschaft. Früher kritisierten uns die Europäer, wir würden «überreagieren», wenn wir uns gegen «einfache, selbst gebastelte Waffen», gegen eine Art «Witz» zur Wehr setzten. Nun, die Hamas hat diese Kritik an ihren Raketen erhört und



Professor Alexander Jakobson

mit der Unterstützung Irans nun Raketen entwickelt oder in ihren Besitz gebracht, die Tel Aviv, Haifa und den Ben Gurion-Airport erreichen können. Dabei geht es nicht um Grenzzwischenfälle. Das sind Kriegsakte. Natürlich sind auch systematische Angriffe auf Sderot ein Kriegsverbrechen. Die europäischen Regierungen, darunter die deutsche und ganz speziell Angela Merkel, haben das verstanden. Doch die europäische Öffentlichkeit und ganz speziell ihre Medien haben es noch nicht begriffen: Der Fakt, dass die Verbindung Israels zur Welt weitgehend unterbrochen werden konnte, beweist, dass es sehr ernst ist.

Während in den arabischen Staaten eher verhalten auf den Gaza-Krieg reagiert wird, leben Araber und Muslime in Europa ihren Hass mit in den vergangenen Jahren oder gar Jahrzehnten nie dagewesener Gewalt aus. Wie sehen Sie diesen Unterschied?

Ich lebe nicht in Deutschland und vermute, dass es eine Minderheit unter Muslimen ist, die gewaltbereit gegen Juden demonstriert. Doch im Nahen Osten wiederum, natürlich, ist Ägypten ein entschiedener Gegner der Muslimbrüder. Und die Hamas ist der palästinensische Ableger der Muslimbrüder. Doch in Europa gibt es nicht nur Angriffe auf Israel, sondern zeigt sich wieder ein Antisemitismus, der seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eigentlich nicht mehr hoffähig sein sollte. Hier finden extreme Rechte, extreme Linke und radikale Muslime wieder zusammen. Mich überrascht nicht, dass Unterstützer der Hamas antisemitisch sind. Die Hamas selbst ist ja antisemitisch, ihre Charta macht das jüdische Volk für eine lange Liste von Verbrechen verantwortlich, die Revolution in Russland eingeschlossen, die französische Revolu-

tion, die Rotary Clubs. Um es ironisch zu sagen: Die Revolutionen in Russland und Frankreich, das verstehe ich, aber Rotary Clubs? Was ist falsch an ihnen?

Die Sprache der Charta ist näher dran an der Sprache des Nationalsozialismus als an der Begrifflichkeit der radikalen Linken. Doch sie wird dennoch unterstützt von Extremistinnen wie Judith Butler, die erklärt hat, Hamas und Hisbollah seien Teil der «globalen Linken». Dabei repräsentieren die, ich muß gar nicht weiter ausholen, eine zutiefst reaktionäre Ideologie. Es ist bekannt, wie sie zur Gleichberechtigung von Frauen stehen, zu Homosexualität, Moderne, Pluralismus, Minderheiten, Säkularismus, Demokratie, zu Menschenrechten; und sie sind offen und unerbittlich antisemitisch. Wer ist Judith Butler? In den Vereinigten Staaten mag sie unwichtig sein, doch in Deutschland wurde ihr, wenn ich mich richtig erinnere, ein Preis von der Stadt Frankfurt verliehen, der Adorno-Preis. Ich glaube nicht, daß Frankfurt von radikalen Linken regiert wird. Ich glaube auch nicht, dass die Stadt Antisemitismus ausdrücklich unterstützen würde. Aber sie ist bereit, jemanden zu ehren, der die gefährlichste Form des Antisemitismus unterstützt. Und das ist Frankfurt nicht einmal peinlich. Und das bedrückt mich wirklich.

Wir haben auf Facebook Kommentare gelesen von Menschen in Gaza, die gegen die Hamas sind. Sind das einzelne Meinungen oder ist das der Beginn einer Bewegung gegen die Hamas?

In Gaza herrscht eine Diktatur, es ist dort sehr gefährlich, sich kritisch über sie zu äußern, ganz besonders während eines Krieges. Man kann die Hamas in Israel unterstützen, doch man kann nicht Israel in Gaza unterstützen.

Es ist immer schwierig, zivile Opfer in kriegerischen Auseinandersetzungen zu vermeiden, ganz besonders, wenn sich die militärischen Ziele unter Zivilisten verstecken. Erinnern wir uns an den NATO-Krieg gegen Jugoslawien, den um Kosovo, dort wurden nach Angaben von Menschenrechtsaktivisten 500 Jugoslawen bei Angriffen der NATO getötet, unter ihnen auch viele Albaner. Und die NATO hat zivile Ziele nicht bewusst angegriffen, sie wollte sie ausdrücklich vermeiden. Übrigens wurde dabei kein einziger NATO-Soldat getötet, was diese Auseinandersetzung zu einer weitaus «asymmetrischen» macht als die in Gaza. Doch der Unterschied ist der: Milosevics Kräfte waren eine reguläre Armee, man konnte Militärstützpunkte angreifen, militärische Formationen. Doch im Fall der Hamas verstecken sich 100 Prozent aller Ziele unter Zivilisten.

Lassen sie uns zum Schluß über den Zionismus sprechen. Sie erwähnten, dass Sie kein Unterstützer Benjamin Netanjahus seien. Sie unterstützen aber Israel als einen jüdischen Staat. Worin sehen Sie den Unterschied zwischen Ihrem Verständnis eines jüdischen Staates und dem Netanjahus, der diesen Begriff ja ebenfalls benutzt?

Die Vereinten Nationen stimmten 1947

für einen Teilungsplan, der die Gründung eines jüdischen und eines arabischen Staates vorsah. Das ist die ganze Grundlage für eine Zwei-Staaten-Lösung. Es gibt zwei Völker, und um den Konflikt zwischen ihnen zu lösen, sind zwei Nationalstaaten die Lösung. So steht es auch in der israelischen Unabhängigkeitserklärung. Die Annahme, dass der jüdische Staat irgendwie einer rechten oder klerikalen oder nationalistischen Vorstellung entspringt, ist Unsinn. Aber natürlich nutzen heute die nationalistische und die religiöse Rechte die Idee eines jüdischen Staates.

Wie stehen Sie zu Siedlern in der Westbank, die heute, unter der Regierung Netanjahu, erklären, sie würden Entscheidungen über Siedlungen, die ihnen nicht gefallen, nicht befolgen? Es gab zum Beginn dieses Jahres zumindest philosophisch oder aus zionistischer Perspektive interessante Vorschläge von Ministerpräsident Netanyahu: Israel ist ein jüdischer Staat, doch in ihm gibt es eine große Minderheit von Muslimen und Arabern, die ca. 25% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Warum sollten keine Juden in einem palästinensischen Staat leben? Jeder nimmt an, dass ein palästinensischer Staat keine jüdische Bevölkerung haben würde. Aber Netanjahu schlug vor, dass jüdische Siedlungen Teil eines palästinensischen Staates sein könnten.

Ich habe darüber geschrieben, in der Jerusalem Post. Ich halte nichts von der ganzen Siedlungs-Idee. Doch da ihre Zahl mittlerweile vermutlich zu hoch ist, um sie mittels einer Massenevakuierung zu räumen, sollten wir über eine andere Möglichkeit nachdenken: Wir sollten den Siedlern gestatten, nach einem Friedensabkommen dort zu leben, aber unter palästinensischer Souveränität. Ich fand es nie falsch, dass Juden in Judäa und Samaria leben, doch sie können den Palästinensern keine Militärherrschaft aufzwingen, und sie können dem Staat Israel keine Politik aufzwingen, die die meisten Israelis ablehnen. Siedlungen sind keine gute Sache, doch sie sind nicht tödlich für eine Zwei-Staaten-Lösung.

Letzte Frage: Könnte man so weit gehen zu sagen, dass manche nationalistischen Siedler (von religiösen Extremisten ganz zu schweigen), die die Souveränität des jüdischen Staates nicht anerkennen, anders als man in Europa und anderswo denkt, tatsächlich Antizionisten sind und nicht Ultra-Zionisten?

Die Siedler, die sich nicht der Autorität des jüdischen Staates unterwerfen wollen, sind, um einmal den marxistischen Begriff zu benutzen, «ganz objektiv» Antizionisten. Wer ein guter Zionist sein will, muß die Autorität des jüdischen Staates anerkennen.

Das Gespräch führte Clemens HENI, Übersetzung aus dem Englischen Thomas WEIDAUER

Zur Person

Alexander Jakobson wurde 1959 in Moskau geboren, 1973 mit seiner Familie Emigration nach Israel. Seit 2011 ist er Professor für Alte Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Zusammen mit dem israelischen Politiker, Minister und Juraprofessor Amnon Rubinstein Autor des Buches «Israel und die Familie der Nationen: der jüdische Nationalstaat und die Menschenrechte» (Hebr. 2003, Frz. 2006, Engl. 2010).

«Da sein in Freude und Trauer»

Alexander Nachama ist Rabbiner in Dresden – er setzt eine lange Familientradition fort

Von Claudia TRACHE

Mit einem gewinnenden Lächeln, einem warmen, offenen Blick empfängt er seine Besucher. 30 Jahre jung strahlt er Ruhe aus, auch wenn ein Termin den anderen jagt. Seit knapp zwei Jahren ist er nun Gemeinderabbiner in Dresden – Alexander Nachama. In Berlin aufgewachsen, hat sich Nachama in Sachsen gut eingelebt. «Ich wohne gerne in Dresden. Es ist kleiner und überschaubarer als Berlin. Mir gefällt die Altstadt sehr gut, aber auch die Neustadt hat ein interessantes Flair», schwärmt der Rabbiner. Aus seinem Büfenster im Gemeindehaus in der oberen Etage schaut er direkt auf die Synagoge. Ein Blick, der ihm gefällt. Erst recht das Innere des Gotteshauses. «Es hat etwas Einzigartiges.»

Der Wunsch, Kantor oder Rabbiner zu werden, entwickelte sich bei Alexander Nachama schon recht früh. Großen Anteil daran hat sein Großvater, der im Jahr 2000 verstorbene Oberkantor Estrongo Nachama sel. A. «Ich habe ihn bereits als Kind beim Vorbeten erlebt, habe gesehen, was er für eine schöne Aufgabe hat. Dass er dabei ein ganz besonderer Großvater ist, habe ich auch schon sehr früh gemerkt», blickt der junge Nachama voller Achtung auf seinen Großvater zurück. «Über sein Schicksal hat er wenig gesprochen, für ihn war die Gegenwart wichtig. Er hat sich zum Beispiel daran erfreut, zwei Enkel zu haben.» Bei aller Familientradition, die bereits sein Vater – Professor Andreas Nachama – als Rabbiner fortsetzte, war es Alexanders ganz eigener Wunsch, Rabbiner zu werden. Sein älterer Bruder schlug dagegen einen ganz anderen beruflichen Weg ein und studierte Jura. «Mit 14 Jahren habe ich angefangen, in Gottesdiensten vorzubeten», erzählt Alexander Nachama. Das beten und singen habe er von seinem Großvater gelernt. Sein Vater hat dagegen mit ihm die Thora studiert. Viele Gottesdienste haben Vater und Sohn in Berlin gemeinsam gestaltet.

«Aleph», Uni, Geiger-Kolleg

Seine Ausbildung zum Kantor schloss Alexander 2005 an der Rabbiner- und Kantorschule «Aleph» in den USA ab. 2008 beendete er dann das Studium der Judaistik an der Freien Universität in Berlin mit einem Bachelor. Danach folgte das Masterstudium in Potsdam. 2012 beendete er seine Rabbinerausbildung am Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam. Post-Graduate-Seminare führen ihn noch immer regelmäßig ans Potsdamer Kolleg. «Ich freue mich jedes Mal auf die Begegnungen mit den Kommilitonen», so der junge, kommunikative Rabbiner.

Auch heute, da Alexander Nachama eine eigene Gemeinde leitet, bleibt der Vater als Mentor erster Ansprechpartner in vielen Fragen. «Er hat immer eine Antwort für mich, kennt viele Probleme und Fragen aus eigener Erfahrung», ist er sehr dankbar. Das hohe Maß an Disziplin, Ordnung und Organisationstalent beeindruckt ihn an seinem Vater, etwas, das er versucht, nun auch selbst umzusetzen. Bei seinen vielfältigen Aufgaben benötigt Professor Andreas Nachama diese Eigenschaften. Er ist nicht nur Direktor der Stiftung «Topografie des Terrors» in Berlin und ehrenamtlich als Rabbiner tätig. Ebenso ist er Professor am 2003 gegründeten Touro-College in Berlin, das Sara Nachama, die Mutter von Alexander, als Direktorin leitet.



Rabbiner Alexander Nachama erklärt interessierten Besuchern die Dresdner Synagoge.

Gebet und Gesang

Alexander Nachama konzentriert sich derzeit ganz auf seine Tätigkeit als Gemeinderabbiner in Dresden, wo er derzeit 730 Mitglieder betreut. Ab und an hilft er auch in Chemnitz als Rabbiner aus, da es dort zurzeit noch keinen eigenen Rabbiner gibt. Die Chemnitzer Gemeinde ist mit knapp 600 Mitgliedern etwas kleiner als die Dresdner. «Für mich ist die Gemeinde sehr wichtig. Ich möchte für sie in Freude und Trauer da sein», sagt Alexander Nachama. Aufgrund der Altersstruktur seiner Gemeinde überwiegen in letzter Zeit allerdings eher die Trauerfälle. Genau da sieht er großen Handlungsbedarf, die jungen Leute zu motivieren in die Gottesdienste zu kommen und sich im Gemeindeleben aktiv einzubringen. Aktuell liegt der Schwerpunkt seiner Tätigkeit bei den russischen Zuwanderern. So bietet er Unterricht an, in dem er über die Grundlagen der Gebetbücher spricht und mit den Teilnehmern auch singt. In einem anderen Unterricht liest er Abschnitte aus der Tora und bespricht die Kommentare dazu. Zurzeit unterweist er auch einen Jungen, der sich auf seine Bar Mizwa im kommenden Jahr vorbereitet.

Unterricht für Konvertiten

Aber auch Menschen, die zum Judentum übertreten wollen, führt Alexander Nachama an die Lehre und das Brauchtum der jüdischen Religion heran. «Das ist ein längerer Prozess. Ehe ich mit dem ersten Unterricht beginne, empfehle ich diesen Menschen, regelmäßig in die Gemeinde zu kommen, um sich dort zu integrieren», erzählt er. Unter seiner Leitung ist bisher jedoch noch kein Gläubiger konvertiert. Einmal pro Woche bietet er eine Sprechstunde an, in der Gemeindeglieder mit Fragen und Sorgen zu ihm kommen können. Aber auch online unter www.frag-den-rabbi.org können sich Menschen an ihn wenden. Außerdem besucht er regelmäßig den Seniorenclub der Gemeinde, sowie den einmal im Monat stattfindenden israelischen Filmabend. Es ist wohl auch die Lebenseinstellung seines Großvaters, die Vorbild für ihn ist. «Für ihn war die Gemeindegliederarbeit keine Last, sondern Teil seines Lebens. Er hatte

den absoluten Willen es tun zu wollen, zum Beispiel auch das Singen», erinnert sich der Enkel des großen Oberkantors. Bis kurz vor seinem Tod hat er gearbeitet. Vormittags hat er noch zwei Beerdigungen geleitet, ehe er am gleichen Tag 81-jährig selbst starb.

Das Schicksal seines Großvaters, der mit seiner Familie aus seiner Heimat Griechenland nach Auschwitz deportiert wurde und nur dank seines Gesangtalents das Konzentrationslager als einziger seiner Familie überlebte, ist auch für Alexander Nachama Anlass sich mit dem Holocaust auseinanderzusetzen. «Interessant ist für mich dabei auch zu betrachten, wie das Judentum vor dem Holocaust in Deutschland vorhanden, wie selbstverständlich die jüdische Kultur Teil der damaligen Gesellschaft war», so der Rabbiner. Um die jüdische Kultur wieder zu beleben, brauche es die Jugend. Und ebenso wie seinem Großvater ist es ihm wichtig, dass alle Religionen friedlich miteinander leben.

Im Dialog mit Christen

So gestaltet er regelmäßig Veranstaltungen gemeinsam mit der Gesellschaft für Christ-

lich-jüdische Zusammenarbeit oder engagiert sich bei gemeinsamen Vorträgen mit christlichen Gemeinden. Zu Ehren seines Großvaters, der sich stets für den interreligiösen Dialog einsetzte, wurde im vergangenen Jahr erstmals durch die Stiftung Meridian, deren Vorsitzender Prof. Andreas Nachama ist, der «Estrongo Nachama Preis für Toleranz und Zivilcourage» vergeben. Geehrt werden Menschen, die sich selbstlos für diskriminierte Minderheiten einsetzen. Mit Sorge betrachtet Alexander Nachama die aktuellen Entwicklungen in der Ukraine, aber auch in Israel. Ihm ist es wichtig, dass es Israel gibt. «Ein Land, in das man als Jude fliehen kann, wenn es anderswo auf der Welt zu gefährlich wird», wie er sagt. «Leider hat es das vor 80 Jahren noch nicht gegeben.» Aber er hat auch ganz persönliche Beziehungen zu diesem Land. Die Familie seiner Mutter lebt dort. «Israel ist ein schönes und interessantes Land, in das ich gerne reise», erzählt Alexander Nachama und hofft auch für seine Familie, dass die Konflikte in dieser Region beigelegt werden können.

Jüdische Gemeinde Dresden

Erstmals erwähnt wurde eine mittelalterliche Synagoge in Dresden schon im 14. Jahrhundert. Doch erst im 18. und 19. Jahrhundert konnte organisiertes jüdisches Leben in relativer Unabhängigkeit und Vielfalt wachsen. Traditionell ist die jüdische Gemeinschaft in Dresden in ihrer Mehrheit eher liberal orientiert, was sich bereits beim Bau und der Einweihung der berühmten Synagoge von 1840 zeigte, einem Bau nach Entwürfen des berühmten Architekten Gottfried Semper. Am Beginn des 20. Jahrhunderts zählte die Jüdische Gemeinde in Dresden mehr als 5.000 Mitglieder. Während der NS-Herrschaft wurde sie schrittweise zerstört, viele ihrer Mitglieder wurden ermordet, andere retteten sich nur durch Flucht und Emigration. Bereits im Herbst 1945, nur wenige Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges, formierte sich eine kleine neue Gemeinde, die sich institutionell auch durch die schwierige Zeit der DDR hindurchretten konnte. Doch erst durch die Zuwanderung von Juden aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion seit Beginn der 1990er Jahre ergab sich eine langfristige Perspektive. Seither gibt es wieder regelmäßige Gottesdienste und ein breites Vereinsangebot, Bar und Bat Mitzwa-Feiern und auch jüdische Hochzeiten. Zur Gemeinde sind ebenso Jüdinnen und Juden aus den Alt-Bundesländern, aus den USA und aus Israel hinzugekommen. 2001 konnte eine neue Synagoge eröffnet werden, ein moderner, eher schlicht wirkender, sandfarbener Sakralbau in doppelter Würfelform, der sich an jener Stelle befindet, wo bereits die Semper-Synagoge gestanden hatte, am Ende der Brühlschen Terrassen in unmittelbarer Nähe zur Elbe. Die Jüdische Gemeinde Dresden wird zurzeit von der Historikerin Nora Goldenbogen geleitet. Neben der etablierten Gemeinde mit ihren 730 Mitgliedern betreibt auch die Bewegung Chabad Lubawitsch ein eigenes, deutlich kleineres Gemeindezentrum in der Stadt.

«Back to the USA»

Paul Moses Strasko betreute zwei Jahre die Jüdische Gemeinde Duisburg – Mülheim/Ruhr – Oberhausen. Jetzt kehrt er in seine Heimat zurück. Die Promotion läuft in Deutschland weiter.

Von Katharina SOMMER

Als Paul Moses Strasko am 1. Juli 2012 sein Amt als neuer Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen antrat, traf er auf eine Gemeinde, deren Mitgliederzahl bei knapp 3.000 liegt – die viertgrößte in Nordrhein-Westfalen, und damit unter den 15 größten Gemeinden Deutschlands rangierend –, auf eine architektonisch bestechende Synagoge (nach Entwürfen von Zwi Hecker) und auf ein reges Gemeindeleben, das über eine ausgezeichnete gemeindliche Infrastruktur sowie über einen interkonfessionellen Kindergarten verfügt.

Mit Rabbiner Strasko bekam die Gemeinde mit drei Standorten im Ruhrgebiet nicht nur einen neuen nicht orthodox ausgerichteten Rabbiner erhalten, sondern auch einen studierten Musikwissenschaftler mit einer sehr interessanten Biographie – ein Rabbiner mit ausgeprägten seelsorgerischen Eigenschaften, ausgestattet mit einer sympathisch gewinnenden Art. Zugleich bedeutete dies für die Gemeinde ein Wechsel von orthodoxen zu liberaleren Strukturen. Straskos Vorgänger, Rabbiner Yaacov Zinvirt, der fünf Jahre in Duisburg amtiert hatte, ist ein direkter Nachfahre des berühmten Elimelech aus Lischansk, eines bedeutenden chassidischen Rabbiners aus Polen, und Mitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz.

Viele Rabbinerwechsel

Nach nur zweijähriger Tätigkeit als Gemeinderabbiner hat Rabbiner Paul Moses Strasko bereits im Juni 2014 die Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim/Ruhr-Oberhausen auf eigenen Wunsch verlassen.

Dieser Entschluss kam zwar plötzlich, unerwartet war er letztendlich auch nicht. Damit musste sich die Gemeinde erneut einen Rabbiner suchen. In der Geschichte des 1999 errichteten Jüdischen Gemeindezentrums, im Duisburger Innenhafen gelegen, gibt es in 15 Jahren nunmehr den sechsten Gemeinderabbiner, was einer Kontinuität abträglich, dafür aber beinahe rekordverdächtig ist.

Vor der Rabbinischen Ausbildung stand bei Paul Moses Strasko zunächst ein eher künstlerisch orientiertes Leben. 1972 in Anaconda, Montana, USA, geboren, studierte der verheiratete junge Mann zunächst an der University of Montana Komposition und Klarinette. Eine Zeit lang arbeitete er als Feuilletonist bei einem alternativen Monatsmagazin. Musik spielt in seinem Leben eine große Rolle, theoretisch und praktisch: Strasko spielte in verschiedenen Symphonie-Orchestern Klarinette, Saxophon und Klavier – und in mehreren Jazzbands.

«Tikkun Olam» vor Augen

Als ausgebildeter und mehrfach ausgezeichnete Musiker arbeitete er ungefähr zehn Jahre als Projektleiter für Softwarefirmen und Pharmaunternehmen in Philadelphia und Seattle. Doch er spürte, dass dieser Beruf nicht sein «Schicksal» war, obwohl er sich eine gewisse Lebenserfahrung erwerben konnte. Das synagogale Leben zog ihn als erwachsener Mann immer mehr an. Strasko wurde immer bewusster, Rabbiner werden zu wollen. Offenbar war es eine Mischung von allem, was ihn bei diesem Wunsch inspirierte – Musik, Spiritualität, Beziehung, Gelehrsamkeit, Erziehung. Wenn er dadurch ein



Rabbiner Paul Moses Strasko beim Vorlesen aus der Thora-Rolle in Duisburg.

kleines bisschen «Tikkun Olam» (Verbesserung) in die Welt bringen könne, sagt Strasko, dann habe er richtig gewählt. Im Jahre 2005 änderte er sein Leben ganz entscheidend, und er begann ernsthaft, sich auf eine Rabbinerausbildung vorzubereiten. Strasko flog nach Deutschland, um Rabbiner Walter Homolka zu treffen und sich als Rabbinerkandidat vorzustellen. «Ich glaube das Auswahlgremium dachte, dass ich ein bisschen verrückt war, die USA zu verlassen, um mich einer Diaspora auszusetzen», erinnert er sich. Paul Moses Strasko ist ein Mann mit einer weltläufigen Bildung, der seinen Master in Jüdische Studien an der säkularen Universität in Potsdam gemacht und am liberalen Abraham-Geiger Kolleg in Berlin/Potsdam studiert hat und über alles verfügt, was einen modernen Rabbiner ausmacht. Er verkörpert einen Rabbinertyp – progressiv und orthodox in einem –, der in Deutschland gebraucht wird. Zu seinem Studium gehörte eine Ausbildung an der Hebräischen Universität sowie am Hebrew Union College in Jerusalem. Im Rahmen seines Rabbinerausbildungsprogramms verbrachte er im Auftrag des Abraham-Geiger-Kollegs zwei Sommersemester in der Steinsaltz Yeshiva in Jerusalem. Im November 2011 wurde er schließlich in Bamberg als Rabbiner ordiniert.

«Kreativ heißt Zukunft»

Rabbi Strasko spricht von einer «unerwarteten Perspektive» als Rabbiner in Deutschland. Es gebe immer noch Leute in den USA und Israel die sagen, man solle wegen der Shoa nicht nach Deutschland zurückkehren. Er ist Menschen begegnet, die sehr emotional waren und behaupteten, dass seine «Lust», als Rabbiner in Deutschland zu wirken, eine «Art von Todsünde» sei. Die real-existierenden Juden, davon ist er überzeugt, bräuchten innovative Rabbiner und Lehrer, die etwas Relevantes für die Fragen der Gegenwart finden, ohne den Versuch, etwas «von der Vergangenheit arbiträr wieder zu formen». Anders formuliert: Die Vergangenheit der Juden in Deutschland hat für ihn wenig mit der Zukunft zu tun. Es gibt kaum eine ungebrochene Kette des Judentums, und es ist deshalb deswegen schwierig und vielleicht sogar unvernünftig, die Vergangenheit als Beispiel zu benutzen. Diejenigen,

die als «deutsche Juden» betrachtet wurden, sind nur das kleinste Maß von Juden in Deutschland heute. «Ohne Kreativität, Empfindlichkeit und Innovationen, besonders in Pädagogik, werden wir sowieso in den nächsten Generationen keine mehr oder kaum aktive religiöse Juden haben – wenn Judentum nicht relevant ist, dann gibt es keine Zukunft», so Paul Strasko.

In Bezug auf das Ruhrgebiet war ihm die Entscheidung klar: Er hatte als Praktikant einst in Düsseldorf gearbeitet, wo er den Liberalen G'tesdienst im Nelly-Sachs-Haus gestaltete. Als sich ihm die «Option Duisburg» stellte, bedurfte es keiner großen Überlegung, von der Schweiz zurück nach Deutschland zu gehen. Neben deutsch spricht er Hebräisch. In Genf begann er bereits nach drei Monaten auf Französisch zu predigen. Doch in Duisburg stellte sich ihm eine ganz neue Herausforderung – 98 Prozent der Gemeindeglieder sind russischsprachig. So lernte Strasko intensiv Russisch, wie es zwischen ihm und dem Gemeindevorstand vereinbart war. Obwohl er in der Synagoge auf Deutsch predigte war es ihm wichtig, besonders bei Trauer und Seelsorge Russisch sprechen zu können.

Programmatisch hatte sich der junge Mann einiges vorgenommen, um, wie er sagt, ein Gleichgewicht zu finden zwischen Menschen, die ständig in der Synagoge beten, und den Gemeindegliedern, die den Weg zum Gottesdienst noch nicht gefunden hatten, die jedoch vielleicht öfters kommen würden, wenn es Neuerungen gäbe. Doch damit hatte Strasko sich und der Gemeinde offenbar einiges zugemutet.

Mann voller Ideen

Rabbi Strasko steckt voller Ideen. Er ist überzeugt, dass sich Gemeindeglieder vor allem über eine erfolgreiche Kinder- und Jugendarbeit realisieren müsse. «Ohne die kommenden Generationen haben wir nichts», so sein Credo. Er sieht es als seine Aufgabe, die Verantwortlichkeit der Gemeindeglieder zu stärken – und man müsse Relevanz und Tradition miteinander verbinden. Doch Rabbiner Strasko hat es nicht vermocht, der Duisburger Gemeinde seinen Stempel aufzudrücken und ihr nachhaltige neue Impulse einzuhauchen. Während einer G'tesdienst-Predigt im Februar 2014 erklärte Rabbiner Strasko den

völlig überraschten und sichtbar betroffenen Besuchern unvermittelt, seinen Vertrag nicht verlängern und die Gemeinde im Juni nach zwei Jahren verlassen zu wollen. Der Eindruck kam auf, dass dieser Entschluss nicht ganz freiwillig getroffen worden war. Der Gemeindevorstand bemühte sich sogleich zu erklären, von dieser Entscheidung selbst überrascht worden zu sein. Dennoch schossen sofort Gerüchte ins Kraut, dass Druck auf Rabbi Strasko ausgeübt worden wäre. Die Gemeinderatswahlen am 2. Februar 2014 haben in der Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim/Ruhr-Oberhausen zu einem Machtwechsel der Gemeindeführung geführt. Man könnte sogar von einer Palastrevolte sprechen: Der alte Vorstand wurde nicht wiedergewählt, und der neue spiegelt nunmehr die wahren Mehrheitsverhältnisse wider. Der neue Gemeinderat setzt sich nunmehr ausschließlich aus Mitgliedern osteuropäischer Zuwanderer zusammen. Neuer Vorstandsvorsitzender ist Dmitrij Yegudin, ein Fahrzeugbauingenieur aus dem ukrainischen Charkow.

«Back in the USA»

Rabbi Strasko kehrte im Juli 2014 in die USA zurück, nicht in seine Heimat Montana, sondern nach Seattle im Staate Washington, wo er eine neue Rabbinerstelle antritt. Mit Deutschland wird er auch weiterhin verbunden bleiben, nicht zuletzt durch sein laufendes Dissertationsprojekt an der Universität Potsdam.

Am 28. Juni 2014 hielt der neue – orthodoxe – Gemeinderabbiner Reuven Konnik seinen ersten Hauptg'tesdienst. Rabbiner Konnik stammt gebürtig aus Kiew, ist in Lettland aufgewachsen und lebt seit seinem 11. Lebensjahr in Deutschland. Man sah bei seinem Antrittsgottesdienst Gläubige, die sich zwei Jahre lang nicht mehr in der Synagoge hatten sehen lassen und denen der G'tesdienst zu liberal war. Die Frauen hatten sich inzwischen wieder auf die Frauenempore zurückgezogen, die unter Rebbein Strasko zwei Jahre lang nachgerade verwaist ausgesaut hatte. Der neue Gemeinderabbiner ist in seiner religiösen Ausrichtung das genaue Gegenteil von seinem Vorgänger Strasko. Nie zuvor war die Gemeinde so gespalten wie durch die neuste Entwicklung: Einige Mitglieder haben die Gemeinde verlassen, andere sind in ihren Schoß zurückgekehrt.

«Regelmäßig an Nachmans Grab»

Ein Gespräch mit Rabbiner Schimon Grossberg über seine Jugend in Uman, Yeshiva-Erfahrungen in Moskau, die Arbeit in der Gemeinde Hanau und sein Faible für Autos

Rabbiner Grossberg, Sie kommen ursprünglich aus der ukrainischen Stadt Uman. Machen Sie sich jetzt – angesichts der fortwährenden und zugespitzten Ukraine-Krise – Sorgen um die jüdische Gemeinschaft in Ihrem Herkunftsland?

Selbstverständlich. Täglich verfolge ich die Nachrichten über die Konflikte in der Ukraine. Es ist mir überhaupt nicht gleichgültig, was dort passiert. Ausgehend von den Berichten meiner jüdischen und nichtjüdischen Freunde, glaube ich aber, dass der Antisemitismus in der Ukraine nicht zugenommen hat. Der alltäglich gewöhnliche Antisemitismus wird nicht verschwunden sein, aber dennoch glaube ich nicht an herumlaufende Nazis auf ukrainischen Straßen. Es stört es mich deshalb sehr, wenn verschiedene Kräfte den Antisemitismus in der Ukraine jetzt bewusst zu instrumentalisieren versuchen.

Sie sind Ende der 1990er Jahre nach Deutschland gekommen. Was hat Sie denn bewegt, «ausgerechnet nach Deutschland» zu gehen?

Alle Familienmitglieder meiner Frau hatten Einreiseanträge in die Bundesrepublik gestellt. Sie wollten nach Deutschland, weil hier bereits eine Reihe von Verwandten lebte. Ich hingegen konnte mir die Immigration nach Deutschland schwer vorstellen, ich wollte nach Israel. Nach langen Diskussionen haben wir uns dann darauf geeinigt, nach Deutschland auszuwandern. Wir sind mit neun Personen hier eingereist, wollten ursprünglich nach Hannover, wurden dann aber nach Osnabrück zugeteilt. Dort amtierte der damals einzige orthodoxe Rabbiner in Niedersachsen – Rabbiner Mark Stern sel. A. Das war unser Start in das jüdische Deutschland.

Auf der Website der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland (ORD) ist zu lesen, dass Ihr Interesse an der Religion vor allem auch durch die Brazlaver Bewegung geweckt wurde. Der berühmte Nachman von Brazlav hat ja sein Grab in Uman...

Richtig, ich bin in Uman geboren und aufgewachsen. Durch Rabbi Nachman ist die Stadt heute weltweit unter Juden wie Nichtjuden sehr bekannt. Meine Familie war nicht religiös; wir pflegten nur einige wenige Traditionen. Meine Großmütter fasteten beispielsweise an Fastentagen und aßen kein Schweinefleisch. Aber es gab auch Elemente der Tradition, schon damals, für die ich auch im Nachhinein noch sehr dankbar bin. Ich kann mich sehr gut an Mazzen und besonders gut an Jom Kippur erinnern. Und schon seit meiner Kindheit habe ich Jiddisch gesprochen, das hat mir sehr geholfen zurück zum religiösen Leben zu finden. Als Anfang der 90er Jahre die ersten Chassiden aus dem Ausland zum Grab von Rabbi Nachman pilgerten, habe ich sie gut verstanden – das hat mich sehr überrascht. Aus Interesse bin ich den Chassiden dann in ihr Viertel in Uman gefolgt. So begann mein Weg in das wahre Judentum, der mich sehr fasziniert.

Ihre eigentliche religiöse Ausbildung haben Sie dann in Moskau erhalten. Gab es dort für Sie stark prägende Charaktere und Einrichtungen?

Ich bin nach Moskau gegangen, um mich am «Institut für Erforschung des Judentums» zum Gemeinde-Mitarbeiter beziehungsweise Gemeindeleiter in der GUS ausbilden zu lassen. Parallel dazu habe ich mich an der Jeschiwa «Mekor

Chaim» eingeschrieben. Sie wurde von Rabbiner Adin Steinsalz persönlich geleitet. Der Rosch-Jeschiwa war Rabbi Nochum Zeev Rapaport, und das Programm wurde von Duidi Polant organisiert – ein Meister seines Faches, der auch die Seele der Einrichtung war. Der Unterricht und die Bekanntschaft von Rabbiner Steinsalz faszinierten mich. Rabbiner Rapaport war ein hervorragender Rosch-Jeschiwa. In Moskau begann auch meine Freundschaft zu meinem jetzigen Kollegen in der Orthodoxen Rabbiner-Konferenz Deutschland, Rabbiner Puschkin. Ich studierte in Moskau auch einige Zeit an der Jeschiwa «Ohalej Jakob». Ebenso lernten wir zeit-



Rabbi Schimon Grossberg im Kreise von ORD-Rabbinern in Regensburg, Juni 2014.

weise in der Jeschiwa von Rabbiner Steinsalz in Israel sowie auch in anderen israelischen Jeschiwot.

Ihre Frau Nelya ist damals mit Ihnen nach Moskau gegangen. Ging ihr Studium in eine ähnliche Richtung?

Nelya hat an der Moskauer Pädagogischen Hochschule Judaistik studiert, und sie hat ebenfalls die Vorlesungen von Rabbiner Rapaport und dessen Frau besucht. Sie war ebenfalls beeindruckt und hat bis heute sehr warme Erinnerungen an diese beiden Menschen.

Mittlerweile zählt Ihre Familie sechs Mitglieder...

Ja, wir haben G'tt sei Dank vier Kinder. Unsere älteste Tochter Malka wurde noch in Uman geboren. Sie will demnächst ein Studium in den USA aufnehmen, und dort neben dem Studium des Judentums auch einen Beruf erlernen. Die anderen Kinder sind in Osnabrück geboren. Nachman Daniel ist vor kurzem Bar-Mizva geworden und hat die Tora und Haftara wunderbar vorgelesen, worauf wir sehr stolz sind. Joel ist sieben Jahre alt. Er liebt Fußball und anderen Sport. Polina ist die jüngste und unser aller Liebling. Sie begeistert sich für jede Synagoge, die wir gemeinsam mit ihr besuchen.

Wie haben Sie damals, Ende der 1990er Jahre in Osnabrück, die Umstellung auf eine völlig andere Stadt und Kultur empfunden?

Osnabrück ist so etwas wie unser zweites zu Hause geworden und hat uns sehr viel gegeben. Das hat auch viel damit zu tun, dass uns die Jüdische Gemeinde hier sehr herzlich aufgenommen hat, wir haben uns rasch wohl gefühlt und keine sonderlichen Integrationsprobleme empfunden. Und ich habe sehr viel von den Rabbinern Stern und Erno Levi Izchak Kohen lernen können. Sie

waren es, die mir das Lesen der Thora und das Leiten eines G'ttesdienstes beigebracht haben. Es sind großartige Menschen, seligen Angedenkens.

Gibt es noch Kontakte zur Gemeinde in Uman? Immerhin hatten Sie dort 1997 und 1998 auch das Amt des Gemeindevorsitzenden inne.

Mit Uman und der Gemeinde fühle ich mich nach wie vor sehr stark verbunden. Ich bin ja schließlich dort geboren, bin dort aufgewachsen, habe dort studiert und habe die Gemeinde geleitet. Ich fahre nach wie vor regelmäßig nach Uman, um dort die Grabstätte von Rabbi Nachman zu besuchen.

Menschen vor Ort. Der Abschied von den Freunden in Osnabrück fällt ebenfalls nicht leicht, aber wir bleiben natürlich auch in Verbindung.

Wo setzen Sie die Prioritäten bei Ihrer Arbeit als Rabbiner?

Eine riesige Herausforderung ist die Arbeit mit den Jugendlichen. Gleichzeitig finde ich aber, dass die Arbeit mit den anderen Altersgruppen ebenso wichtig und interessant ist. Wir erleben beispielsweise, wie Menschen im reifen und hohen Alter zur Religion zurückkehren, das ist faszinierend. Und deshalb denke ich, dass es zeitgleich gute Programme für alle Altersgruppen geben muss. Unsere Zukunft ist die Jugend, unsere Gegenwart ist aber die Gesamtheit aller Gemeindeglieder.

Sind Sie involviert in Projekte des christlich-jüdischen oder auch des christlich-jüdisch-muslimischen Dialogs?

In Osnabrück habe ich sehr eng mit anderen Religionsgemeinschaften zusammengearbeitet. So hatte ich beispielsweise Kontakt mit Bischof Bode und verschiedenen evangelischen und muslimischen Geistlichen. In Hanau und Limburg entwickeln sich diese interreligiösen Kontakte erst, vor allem junge Leute scheinen interessiert. Erste Kontakte laufen über Facebook, Telefon, Whatsapp und andere Netzwerke. Ich betrachte es als sehr wichtig, dass wir überhaupt erst mal miteinander kommunizieren wollen!

Rabbiner in gleich zwei Städten dürfte kein allzu entspannter Job sein, und viel Zeit geht in die Familie. Schaffen Sie es trotzdem noch, dem einen oder anderen Hobby nachzugehen?

Im Rahmen des Möglichen schon. Ich habe beispielsweise ein großes Faible für Autos, informiere mich durch verschiedene Magazine über die aktuellen Entwicklungen auf dem Markt. Und ich habe eine Leidenschaft für verschiedene Sportarten. Früher in der Ukraine habe ich mit Begeisterung Schach und Tischtennis gespielt, war später in beiden Disziplinen auch Trainer. Daneben habe auch Karate betrieben, und in Deutschland habe ich mit Capoeira begonnen. Heute ist meine Zeit, dem Sport nachzugehen, sehr begrenzt - aber wenn, dann tue ich das mit größtem Vergnügen.

Ich liebe es aber auch, Zeit mit Freunden und Kollegen zu verbringen. Ich freue mich jedes Mal auf die Tagungen der ORD, an denen wir unsere Erfahrungen austauschen und Neues voneinander erfahren. Ich möchte alle meine Kollegen, alle Mitarbeiter jüdischer Einrichtungen in Deutschland und natürlich alle Gemeindeglieder grüßen. Mögen Sie gesund sein und möge der Frieden im Land Israel endlich einkehren!

Das Gespräch führte
Olaf GLÖCKNER

Zur Person

Rabbiner Schimon Grossberg, 1970 im ukrainischen Uman geboren, hatte seine ersten intensiven Begegnungen mit der jüdischen Religion durch die Brazlaver Bewegung. In seinem Heimatort hat sich das Grab des jüdischen Weisen Nachman von Brazlav zu einem Pilgerort für Juden aus verschiedensten Ländern und Kontinenten entwickelt, insbesondere am jüdischen Neujahrsfest (Rosh ha Shana) treffen sich hier Zehntausende begeisterter Chassiden. Schimon Grossberg, der zunächst eine Lehrerausbildung aufnahm, studierte noch als junger Mann an den Yeshivot «Mekor Chaim» und «Ohalej Jakob» und übernahm zwischenzeitlich die Leitung der lokalen Jüdischen Gemeinde in Uman. 1999 entschließt er sich, zusammen mit seiner Frau und deren Familie nach Deutschland zu ziehen. Die Familie erlebt einen herzlichen Empfang in der Jüdischen Gemeinde Osnabrück. Schimon entschließt sich endgültig, Rabbiner zu werden, erhält die entsprechende Zusatzausbildung und die Prüfungen in Jerusalem. Seit zweieinhalb Jahren fungiert er als Rabbiner in den Jüdischen Gemeinden von Hanau und Limburg a. d. Lahn. Schimon Grossberg ist Mitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland (ORD).

Der unermüdliche Doktor Bursuc

In Czernowitz leben nur noch vier Menschen, deren Muttersprache Jiddisch ist.

Einer von ihnen zeigt bis heute ein beeindruckendes Engagement.

Von **Silviu MIHAI**

Noch vor 100 Jahren war die Bukowina eine abgelegene Provinz des k.u.k.-Reichs, in deren Städten das Multikulturelle zum Alltag gehörte. Heute teilen sich dieses Gebiet die Ukraine und Rumänien, Deutsch und Jiddisch werden nicht mehr gesprochen. In Czernowitz, noch vor 15 Jahren die Heimat von Herrn Zwilling und Frau Zuckermann, leben jetzt nur noch vier Menschen, deren Muttersprache Jiddisch ist. Sie treffen sich oft, in der Synagoge, im Chabad-Zentrum oder in einem der schicken Cafés an der renovierten Flaniermeile, die früher «Herrengasse» hieß. Und einer von ihnen ist der unermüdliche Doktor Iosif Bursuc, Jahrgang 1931, der als Kind der Deportation und dem Tod knapp entging und heute noch ein beeindruckendes Engagement für seine Gemeinde und seine Stadt zeigt.

Bursucs Einrichtung wirkt bescheiden, fast spartanisch. Ein einfaches Klappbett, ein Schreibtisch, auf dem ein alter Computer thront, ein paar Schränke mit den allernötigsten Materialien und Arzneimitteln. An der Hinterwand, ein kleines Waschbecken mit einem merkwürdigen, achteckigen Spiegel. In einer anderen Ecke, die Patientenkartei aus der vordigitalen Zeit, die an eine öffentliche Bibliothek aus der sechziger Jahren erinnert und sogar danach duftet. «Das beste Stück der Praxis», stellt Iosif Bursuc fest, und seine Hand streichelt den hölzernen Rand der Schublade, in der die Karteikarten sorgfältig nach dem kyrillischen Alphabet sortiert sind.

«Jedes Jahr landet ein gutes Dutzend Karteikarten im Archiv, und neue kommen äußerst selten hinzu.» Der alte Arzt schaut auf seine Uhr. Nein, die Zeit sei hier in Czernowitz, in dieser Praxis des Chabad-Zentrums, nicht stehen geblieben. Man sterbe noch gelegentlich. Die dunklen, regen Augen von Iosif Bursuc lachen. Natürlich habe er Herrn Zwilling und Frau Zimmermann gekannt, sie waren ja auch in seiner Kartei, wie fast alle Juden, die in dieser Stadt noch lebten. Die zwei Helden aus Volker Koepps bekannter Dokumentation sind kurz nach dem Dreh, 1999 und 2002, «ins Archiv gezogen».

Die Stadt, Paul Celans «versunkene» Heimat, lebt jedoch weiter. Langsam entdeckt sie ihre multikulturelle Geschichte wieder, und damit eine Chance für eine bessere Zukunft. Noch vor 100 Jahren war die Bukowina eine abgelegene Provinz des k.u.k.-Reichs. In ihrer Hauptstadt, Czernowitz, sprach man vor allem Deutsch und Jiddisch. Fast 40 Prozent der rund 100.000 Einwohner waren jüdischer Herkunft, darunter auch Bursucs Vater, ein wohlhabender Textilgroßhändler. Ähnlich wie alle anderen genoss er den günstigen politischen Kontext, denn das Habsburger Reich räumte den Juden weitgehende Rechte ein, was in den Nachbarländern keineswegs selbstverständlich war.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Bukowina Rumänien angeschlossen. Anfangs änderte dies wenig an den alltäglichen Abläufen. «Wir lebten nicht mit den anderen zusammen, sondern nebeneinander, aber in Frieden und Prosperität», diagnostiziert Bursuc die Verhältnisse aus seiner frühen Kindheit. Jede Bevölkerungsgruppe hatte ihre eigene Sprache, ihre Religion, ihre Traditionen und Feier-



Doktor Iosif Bursuc an seiner legendären Patientenkartei.

tage, ihre eigenen Stadtviertel. Innerhalb Rumäniens blieb Czernowitz zunächst ein Flickenteppich bunter Einflüsse und Ethnien, die der Stadt ihren besonderen Charme verliehen. «In der Straße sprachen wir Deutsch, in der Schule Rumänisch, zu Hause Jiddisch», erinnert sich der 82-jährige Arzt. Iosif Bursuc durfte, ähnlich wie seine zwei Brüder, eine Privatschule besuchen, während seine Mutter das Privileg genoss, nicht arbeiten gehen zu müssen, wie es damals hieß.

Von Religion hielt Bursucs Vater nicht viel. Ab und an nur betrat er einen liberalen Tempel, im Gegensatz zu den vielen orthodoxen Juden trug die Familie modische europäische Kleider. Nur die jüdischen Feste feierte man «wie es in der Thora steht, vor allem für uns Kinder. Es war eine echt schöne Kindheit», lächelt der Mann. Sein Gesicht wirkt melancholisch im achteckigen Spiegel an der Wand. Ende der dreißiger Jahren, als Rumänien die ersten antisemitischen Gesetze einführte, fing die Familie an, sich Sorgen zu machen. Dann marschierte plötzlich, im Juni 1940, die Rote Armee ein. Infolge des Hitler-Stalin-Pakts sollte jetzt die Bukowina Teil der Sowjetunion werden.

«Viele Juden haben sich erst über diese unerwartete Entwicklung gefreut, weil sie dachten, dass sie den Antisemitismus los geworden sind», erzählt Bursuc. «Unsere Familie war weniger zufrieden, weil die Sowjets das Geschäft von meinem Vater verstaatlichten. Und es sprach sich herum, dass Deportation

nach Sibirien geplant sind.» Doch ein Jahr später begann der Krieg, die rumänische Regierung unter dem faschistischen Marschall Ion Antonescu schlug sich auf die Seite Hitlers in der Hoffnung, die verlorenen Gebiete Bukowina und Bessarabien zurückzuerobern und sie von «Fremden» und «Kommunisten» zu säubern.

«Im Juli 1941 waren die rumänischen Soldaten wieder in Czernowitz», erinnert sich der Arzt. Erst recht wütend auf die Stadteinwohner, die sich über ihre Niederlage ein Jahr früher gefreut hatten, liefen Armee und Gendarmerie Sturm gegen jüdische Geschäfte, Synagogen und Kulturhäuser und Cafés. «Witzig war, dass in diesen Einrichtungen durchaus auch Deutsch gesprochen wurde, denn das war immerhin die gängige Sprache, die die meisten Czernowitzer verstehen konn-

ten.» Weniger witzig war, dass dabei rund 2.000 jüdische Bewohner der Stadt allein in den ersten Tagen erschossen wurden. Auf die Einrichtung eines Ghettos folgten

die ersten Deportationen nach Transnistrien, die über 30.000 Czernowitzer Juden betrafen. Über 20.000 davon sind dort ums Leben gekommen.

Zweimal hat sich Familie Bursuc wochenlang bei rumänischen Bekannten versteckt, um den Deportationen zu entgehen. «Wir hatten Glück. Wir waren dem Tod so nah», sagt der alte Mann, und seine Augen schauen für einen Moment weit in die Ferne. Erst im Sommer 1944 drängten die Sowjets die rumänischen Truppen wieder zurück aus der Bukowina. Iosif und seine Brüder konnten dann nach dem Krieg wieder zur Schule gehen. Später studierte er Medizin und bekam eine Stelle als Facharzt für Orthopädie und Traumatologie im Czernowitzer «Hauptspital», wo er nach 40 Jahren in Rente ging und wo einer seiner zwei Söhne heute noch arbeitet. Mehrmals haben die Bursucs überlegt, wie die meisten ihrer Bekannten nach Israel auszuwandern. Und jedes Mal haben sie sich dagegen entschieden: Zu wichtig war ihnen ihre Heimatstadt, in der sie sich wieder einen angesehenen Status erarbeitet hatten. Mittlerweile hieß das Land nicht mehr «die Sowjetunion», sondern «die Ukraine», es gab wieder bürgerliche Freiheiten, trotz der bitteren Armut, in die fast die ganze Bevölkerung, und vor allem ältere Menschen, versanken.

2008 feierte Czernowitz 600 Jahre seit seiner ersten urkundlichen Erwähnung, und die Behörden beschlossen, dass es endlich an der Zeit war, etwas von dem vergangenen Glanz der Stadt wiederherzustellen, um sie attraktiver für Besucher zu machen. Viele historische Gebäude wurden renoviert, die Flaniermeile Kobiljanskaja, früher als «Herrengasse» bekannt, hat die postsowjetische Tristesse hinter sich gelassen und sieht heute wieder hübsch aus, mit ihren eleganten Läden und Lokalen. Rund 1.000 Juden leben zurzeit noch in Czernowitz. Und nur ein Dutzend gehören zu den ursprünglichen Bukowiner Juden, deren Familien auch vor dem Krieg hier wohnten. Mit einigen von ihnen, genauer genommen drei, kann der alte Arzt noch Jiddisch sprechen, und das tut er auch regelmäßig, «um nichts zu vergessen».

Am frühen Nachmittag endet Doktor Bursucs Sprechstunde. Er macht das ehrenamtlich und ist fast jeden Tag für seine Patienten da. «Es macht auch Spaß und hält den Geist wach», sagt er. Ältere Menschen, die sich aus ihren Renten einen normalen Arztbesuch nicht leisten können, freuen sich über das Angebot des Chabad-Zentrums. In einem anderen Zimmer gibt eine Praktikantin aus Deutschland Englischunterricht für Grundschulkinder aus der Gemeinde. An den Wänden im Flur hängen ihre Zeichnungen neben Bildern der jüdischen Veteranen, die im Zweiten Weltkrieg in der Roten Armee gekämpft haben. Auf dem Hof lädt ein Fahrer Lebensmittel in seinen Wagen: Sonnenblumenöl, Zucker, Äpfel. Er besucht dann die Bedürftigen und Kranken, die ihre Wohnungen nicht mehr verlassen können.

Doktor Bursuc schließt die Tür seiner Praxis ab, läuft langsam an den Jugendstilfassaden vorbei, biegt rechts in die Herrengasse ab und setzt sich an einen Tisch im Wiener Café. Er erzählt über das literarische Czernowitz und den Erfolg des internationalen Poesiefestivals Meridian, das seit einigen Jahren hier stattfindet und vor allem ein deutschsprachiges Publikum anzieht. Er lächelt, unermüdlich.



Blick in das von Chabad Lubawitsch betriebene Betreuungszentrum in Czernowitz.

Wo Ladino noch zu Hause ist

Ein Streifzug durch das jüdische Istanbul und seine verbliebenen Spuren

Von Heike LINDE-LEMBKE

Die Straßen sind klein und eng. Die Häuser ducken sich vor der Sonne, Handwerker und Teetrinker hocken vor ihren Türen. Keine Gegend für Touristen. Hierher sind vor mehr als 500 Jahren die Juden aus Spanien geflohen, aus Venedig, Italien, Griechenland und zum Schluss aus Deutschland.

Die ersten vor der Inquisition der katholischen Kirche, die letzten vor dem Rassenwahn der deutschen NS-Regierung. Hier, das sind die jüdischen Viertel in Istanbul, hier ist Balat und Galata. Zum Beispiel.

Jetzt will Recep Tayyip Erdogan, der türkische Premier, auch dieses Viertel platt walzen, Platz schaffen für neue schicke und teure Wohnungen. Viele Häuser mit den typischen Balkonen und Erkern, die die Sephardim hier gebaut haben, stehen schon leer, verfallen.

Das jüdische Leben in dieser Millionen-Metropole war dereinst reich und tonangebend. Heute gibt es 22 Synagogen in Istanbul, davon 19 sephardische. Mehr als 250.000 Sephardim flohen vor der Inquisition aus Spanien und Portugal ins osmanische Reich. «Wie töricht sind die spanischen Könige, dass sie ihre besten Bürger ausweisen und ihren ärgsten Feinden überlassen», sagte Sultan Bayezid II.

Den Sephardim folgten die Ashkenasim, besonders, nachdem Süleyman der Prachtige den «Deutschen Erlass» herausgab, mit dem er die Ashkenasim zur Einwanderung in sein Reich ermunterte. Sie kamen aus Polen und Rumänien, aus Moldawien, der Ukraine und Ungarn, aus Russland, in der ab 1880 die Pogrome Todesangst verbreiteten.

Nach dem Terror-Anschlag 2010 auf die Synagoge Neue Schalom in Galata sind die einst prachtvollen Synagogen-Portale mit Betonmauern gesichert. Fotografieren

gescannten Pass oder Personalausweis. Es ist die deutsche Synagoge, hier wird jiddisch gesprochen. Die Bima mit dahinter liegendem Thoraschrank ist aus dunklem Holz gearbeitet und reich mit Schnitzereien verziert.

Gleich nebenan liegt der Schneider-Tempel, errichtet von Salomon Kalmondo für die jüdische Schneider-Innung und -Familien Istanbuls. Heute ist der Schneider-Tempel eine Galerie mit wechselnden Ausstellungen. Der Galerie-Portier bietet gern Informationsmaterial an, ein bisschen Bakschisch ist gern gesehen.

Viele Juden arbeiten in der Werbung und der Istanbuler Verlags-Szene. Undercover. Jude sein ist in der muslimisch dominierten Gesellschaft nicht mehr en vogue. Man bleibt unter sich.

«Der Antisemitismus ist gewachsen, einmal wegen der Auseinandersetzungen der Türkei mit Israel, dann das Palästinenser-Problem, das die Muslime gegen die Juden aufbringt, und die restriktive Politik», sagt Karen Gerson Sarhan. Die Journalistin und Sängerin pflegt Ladino, die Sprache der Sephardim.

«Meine Mutter ist eine der letzten, die noch Ladino sprechen, und wir versuchen, mit unserer Zeitung «El Amaneser» und mit Konzerten die Sprache als Kulturgut zu erhalten», sagt Gerson, die mit ihrer Band Los Pasharos Sefaradis auch oft in Deutschland spielt. «Ladino hat sich im 15. Jahrhundert in Konstantinopel entwickelt, die Sprache ist hier groß geworden, und jetzt stirbt sie hier», sagt Gerson mit Wehmut.

Viele Dinge hätten sich verändert, weil der jüdische Mittelstand stark im Textilbereich gearbeitet habe. Der aber wurde von China übernommen. Die Insolvenzen waren programmiert. «Jedoch unsere Jugend ist sehr gut ausgebildet, die meisten haben die Universität absolviert, viele arbeiten im HighTech Bereich», freut sich Gerson.



Die Journalistin und Sängerin Karen Gerson Sarhan will die judeo-spanische Sprache Ladino als Kulturgut bewahren und gibt die Ladino-Zeitung «El Amaneser» heraus, an der auch deutsche Autoren, darunter der Hamburger Historiker Michael Studemund-Halévy, beteiligt sind.

Klezmer habe mit sephardischer Musik nichts gemeinsam. «Das sind zwei Welten. Klezmer ist jiddisch, wir sind Ladino», sagt die Ladino-Sängerin aus Istanbul.

Tipp für Besucher: City Guide «Jüdisches Istanbul», Mandelbaum-Verlag Wien, 220 Seiten, viele Abbildungen, Glossar, Adressen, Personenregister, historische Rückblenden.



Das Portal der Ahrida Synagoge, eine der ältesten Synagogen Istanbuls, ist zwar nicht mit einer Betonmauer verbarrikadiert, aber trotzdem hoch gesichert.

ist ohnehin verboten, hier, wie auch in der Synagoge Ahrida im Balat-Viertel.

Die ashkenasische Synagoge in Galata ist großzügiger und zeigt gern die Schönheit des reich geschmückten Baus. Zugemauert ist aber auch ihr Eingang, und wer sie besuchen will, muss sich per E-Mail oder Brief anmelden, am besten vor Antritt der Reise und mit ein-

Trotz allem gehen Sephardim und Ashkenasim auch heute noch getrennte Wege. «Der Unterschied ist groß. Die ashkenasische Küche beispielsweise ist grauenvoll. Wir haben die wundervolle mediterrane Küche mit viel Olivenöl, leichten Speisen, Gemüse.

Außerdem sprechen wir das originale Hebräisch», schwärmt sie. Auch



OPERATION „PROTECTIVE EDGE“ SOLIDARITÄTSKAMPAGNE

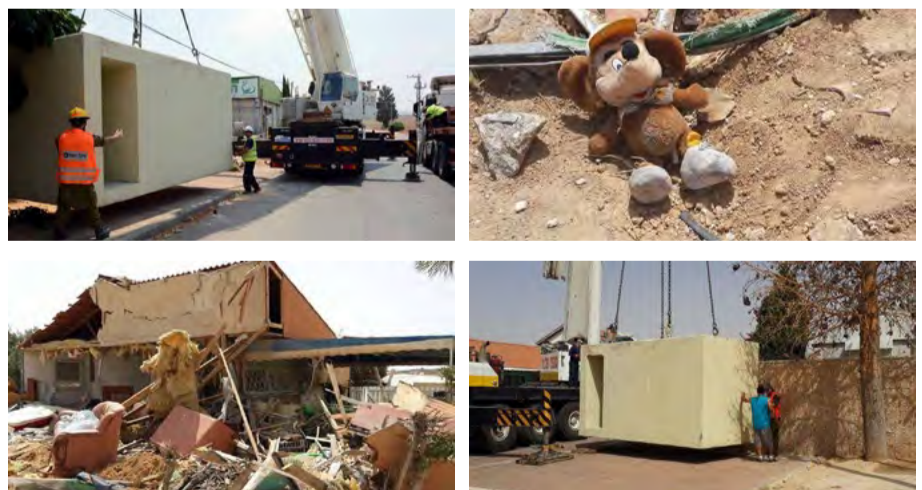
Die mehr als 1.000 Raketen, die im Verlauf der letzten Woche auf israelische Zivilisten abgefeuert wurden, haben unter Beweis gestellt, dass die Bereitstellung von Schutzräumen in unmittelbarer Nähe letztlich über Leben und Tod zu entscheiden vermag.

Der Staat Israel hat mit Unterstützung der Förderer des Keren Hayesod – VIA in den vergangenen Jahren große Bemühungen unternommen, um zu gewährleisten, dass Tausende israelische Familien innerhalb von weniger als 15 Sekunden Schutzräume aufsuchen können.

Dennoch gibt es immer noch Zehntausende, denen eine solche Möglichkeit nicht offen steht.

Vor diesem Hintergrund erbat das Zivilschutzkommando vom Keren Hayesod – VIA Unterstützung, um Hunderte von mobilen Schutzräumen (Miguniyot) zu erwerben, die in Regionen aufgestellt werden sollen, in denen keine anderen Schutzmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

Eine solche Einheit kostet 16.000 US-Dollar.



Bank fuer Sozialwirtschaft, Berlin
BLZ 10020500 | KtoNr. 3211200
IBAN: DE51 100205000003211200

ICH ♥ ISRAEL
ICH mag DEN KEREN HAYESOD – VIA
Vernetzen Sie sich mit uns bei Facebook

«Ich kann das besser als Mama!»

Zum Lauder E-Learning Shabbaton kamen Familien aus ganz Deutschland

Von Rebbetzin Julia KONNIK

«Zuerst war ich ein wenig unsicher», sagt eine junge Mutter und lächelt verlegen. «So viele Leute, die wir zuerst ja gar nicht kannten. Und die Morot – also die Lehrerinnen – sahen auch irgendwie ganz anders aus.» Sie überlegt einen Augenblick, bis sie das richtige Wort findet: «Lebendig!» Ihr Sohn ist einer der jüngeren Teilnehmer des E-Learning-Shabbatons, das an einem heißen Juli-Donnerstag in Berlin anfang und an einem noch heißeren Sonntag-Nachmittag mit Tränen und herzlichen Umarmungen endete.

Nach großen Erfolgen in Polen hat vor einem Jahr auch in Tschechien und Deutschland eine Lauder E-Learning School ihre Bildschirme «hochgefahren». Jüdische Kinder im Alter zwischen 7 und 16 Jahren können hier Iwrit, Tradition und Tora lernen. «Alle unsere Hebräisch-Lehrer sind Muttersprachler», sagt Rabbiner Benzion Chasid stolz. Der junge, sommersprossige Mann mit leuchtenden Augen und israelischem Akzent ist der Leiter des E-Learning Programms in Deutschland und weiß: «Die Kinder haben in einem Jahr sehr viel gelernt. Die meisten können Ivrit gut lesen und schreiben, und auch im Sprechen versuchen sie sich!»

Der Unterricht beim E-Learning gestaltet sich intensiv. In kleinen Gruppen mit fünf bis sechs Schülern lehren hochqualifizierte Lehrkräfte zwei Mal wöchentlich. Die erste halbe Stunde lang Iwrit, die zweite halbe Stunde Tora und Tradition. Das neuartige Programm ZOOM kommt aus den Vereinigten Staa-



Wenn der Laptop einmal Pause macht: Die E-Learning-Shabbaton-Gruppe am Wannsee.

ten. Es ist wesentlich vorteilhafter als Skype, bietet dem Lehrer eine ganze Reihe neue Möglichkeiten: Zoom-Meetings finden in HD-Videokonferenz-Qualität statt, High-Quality-Screen-Sharing steht ebenso zur Verfügung und lässt jede Unterrichtsstunde kreativ und interaktiv werden. Es ist einfach zu bedienen und funktioniert auf dem iPad, iPhone, auf Android-Geräten, PC, Mac und H323/SIP Systemen. Ein Teil der Kinder nutzt dabei die schicken Tablets, die man als Teilnehmer des Programms erhalten hat. Manche der Mädchen und Jungen verfolgen den Unterricht aber doch lieber am Laptop oder Computer.

Über die Frage, ob es technisch nicht zu schwierig sei und wie so eine ZOOM-Stunde denn überhaupt ablaufe, lautet die Lieblingsantwort der Kids: «Ich kann das besser als meine Mama!» In je-

der E-Learning Stunde wird gemeinsam gelesen und auch einiges aufgeschrieben, viel besprochen und diskutiert – nicht zuletzt über aktuelle Ereignisse. «Meinen Nexus 7 darf ich nur für E-Learning benutzen, und nur ausnahmsweise mal für unterwegs», sagt ein Mädchen aus Nordrhein-Westfalen. In ihrer Stadt gibt es nur eine winzige jüdische Gemeinde mit überwiegend älteren Mitgliedern und beinahe keine Familien mit Kindern. «Zu Hause habe ich überhaupt keine jüdischen Freundinnen», bemerkt sie ein wenig traurig. «Hier habe ich so viele!»

Sechzehn Familien mit über dreißig Kindern reisten aus allen Ecken Deutschlands zum Sommer-Shabbaton in Berlin an. Die meisten nahmen dafür viele Stunden Reisezeit in Kauf, zum Teil über fünfhundert Kilometer. Einige brachten sogar die Großeltern mit. «Wir

sind eine große E-Learning-Familie», sagt eine zu Ehren von Schabbat prachtvoll gekleidete ältere Dame mit starkem russischem Akzent. Über die Hälfte der Kinder ist russisch-jüdischer Herkunft und stammt aus der Ukraine, Russland oder dem Kaukasus. Dennoch wird überwiegend Deutsch gesprochen.

«Bewakascha» und «toda raba» hört man von morgens beim Frühstück bis spät am Abend, doch kein Satz ist während der vier gemeinsamen Tage so populär wie «Ani roza/roze lishtot – ich möchte Trinken». Beim Klettern im Waldhochseilgarten Jungfernheide und bei den feierlichen Schabbat-Mahlzeiten im Skoblo Synagogue and Education Center in der Brunnenstraße bleiben die Temperaturen noch erträglich. Der Sonntags-Ausflug zum Wannsee und die zweistündige Sieben-Seen-Fahrt in der Idylle der Havelseen erweisen sich dann aber als echte Hitzeprobe. Jetzt helfen nur noch kühles Wasser und Coca Cola.

Auf die Frage, warum sie sich entschieden hat, ihr Kind für das E-Learning anzumelden, antwortet die junge Frau bereitwillig: «Ich und mein Mann sind Akademiker, wir haben hier in Deutschland studiert, und Bildung ist uns sehr wichtig. Ich komme aus einer großen Stadt in der GUS, dort lebten viele Juden, aber sie hatten kaum Zugang zu Universitäten und durften auch keine Religion praktizieren.

Hier in Deutschland geht beides, doch wir wissen noch nicht, was das bedeutet. Das Jüdische.» Ihre Blicke verfolgen den eigenen Sohn in einer munter umhertollenden Gruppe: «Aber er wird es ganz sicher wissen.»

Judentum für alle

Das Online-Magazin MEDAON bringt Forscher und interessierte Laien zusammen

Von Claudia TRACHE



Wer sich erstmals bei MEDAON, dem Online-Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung umschaut, staunt häufig nicht schlecht: Alle Beiträge des zweimal jährlich im April und Oktober erscheinenden Magazins sind als Volltextversion frei zugänglich. Veröffentlicht werden sowohl Beiträge regionaler Laienforscher – wobei der Schwerpunkt auf Sachsen liegt – als auch solche von Akademikern und dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Seit nunmehr sieben Jahren ist MEDAON im Netz. Inzwischen hat es sich zu einem auch in Akademikerkreisen anerkannten wissenschaftlichen Periodikum entwickelt. «Anfangs wollten wir vor allem Regionalforschern eine Möglichkeit bieten, ihre Arbeiten zu veröffentlichen, die sonst kaum die Chance dazu haben. Aber auch der wissenschaftliche Nachwuchs, wie Absolventen oder Doktoranden kann bei MEDAON zum Teil erstmalig seine Arbeiten publizieren», so Thomas Fache (38), seit der zweiten Ausgabe des Magazins als Koordinator des ehrenamtlichen Projekts mit dabei. «Inzwischen hat eine Verwissenschaftlichung stattgefunden. Beiträge von Akademikern stehen neben solchen von Laienforschern.» Nach wie vor wichtig ist dem Team der regionale Schwerpunkt auf Sachsen. In der Rubrik «Bildung» wird veranschaulicht, wie jüdische Geschichte in den einzelnen Bildungseinrichtungen vermittelt

werden kann und welche pädagogischen Herausforderungen dabei zu meistern sind. Gegründet wurde MEDAON vom Dresdner Verein HATI KVA, der Bildungs- und Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur Sachsen. Viel Engagement und Begeisterung für die Thematik gehört dazu, um regelmäßig etwa 25 spannende Beiträge pro Ausgabe zusammenzustellen. «Wir haben uns ganz bewusst gegen ein Bezahlmodell entschieden, wollen die Beiträge allen Interessierten frei zur Verfügung stellen», so Fache. Eine Förderung sei schwierig zu erhalten, da MEDAON kein abgeschlossenes Projekt mit Beginn und Abschluss ist. Für Finanzaquise bleibt dem inzwischen 18-köpfigen Redaktionsteam kaum Zeit, da es sich ohnehin bereits ehrenamtlich engagiert. Einzig das erste Jahr seiner Tätigkeit für MEDAON bekam Thomas Fache über die Agentur für Arbeit finanziert. Er selbst hat an der Technischen Universität Dresden Geschichte studiert, sich dabei viel mit der deutschen Zeitgeschichte und speziell der Zeit nach 1933 beschäftigt. Inzwischen lebt und arbeitet er in Berlin. Mit HATI KVA kam Fache durch sein Forschungsthema «13. Februar in Dresden» in Kontakt. Doch während die erste Ausgabe im Oktober 2007 durch

die Mitarbeiter von HATI KVA quasi nebenbei gestemmt wurde, hat sich das Team inzwischen vergrößert und konzentriert sich auf MEDAON. «Früher haben wir uns regelmäßig in Dresden getroffen. Heute besteht die Redaktion fast ausschließlich virtuell», erzählt Thomas Fache. «Wir haben kleine Teams gebildet, die sich jeweils um einen bestimmten Fachbereich kümmern. Ich selbst koordine Termine, betreue die Homepage und habe als Moderator den Gesamtüberblick.» Die meisten Mitstreiter leben in Dresden und Berlin, aber auch in München und Niedersachsen. Thomas Fache arbeitet bei der außerschulischen Bildungsinitiative «Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus». Andere Mitstreiter sind beim Verein HATI KVA, promovieren aktuell oder sind Lehrstuhlinhaber. Diskussion und Planung laufen vielfach über Email und Skype, von Zeit zu Zeit treffen sich die Mitglieder aber auch persönlich. Einmal pro Jahr findet ein großes Treffen statt, wo allgemeine Entwicklungen reflektiert und Probleme des letzten Jahres besprochen werden. Die Mehrzahl der Beiträge für die einzelnen Ausgaben fragen die Teams bei ausgewiesenen Experten an. Inzwischen bieten Autoren aber auch häufig von sich aus Texte an. Externe Gutachter be-

urteilen die Beiträge, um einen wissenschaftlichen Standard bei MEDAON einzuhalten. Laienforscher werden redaktionell begleitet und unterstützt, ihre Beiträge sind zumeist in der Rubrik «Miscellen» zu finden. Immer wieder rücken auch historische Themen mit aktuellem Anlass auf die Agenda. So wurde gerade der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren zum Anlass genommen, neue Literatur dazu vorzustellen. Wichtig für das MEDON-Team sind auch Kooperationen mit profilierten wissenschaftlichen Einrichtungen. So entstand die erste Ausgabe für 2014 mit dem Schwerpunkt «Zionismus» in Zusammenarbeit mit dem Center for Austrian and German Studies an der Ben-Gurion-Universität Beer-Sheva. «Wenn künftig solche Kooperationen sowohl eine inhaltliche als auch finanzielle Komponente beinhalten könnten, wäre das natürlich ideal», blickt das Redaktionsteam in die Zukunft.

Auch «offline» macht MEDAON mittlerweile von sich reden. Seit drei Jahren finden in Dresden in Kooperation mit HATI KVA und der jüdischen Gemeinde die MEDAON-Lectures statt – Vortragsveranstaltungen mit prominenten Referenten und anschließender Diskussion. Seit 2012 vergibt MEDAON gemeinsam mit HATI KVA außerdem aller zwei Jahre den Fritz-Meyer-Preis an junge Leute aus Wissenschaft und Kunst für Beiträge zu jüdischen Themen. Fritz Meyer war ein hochbegabter jüdischer Jugendlicher aus Dresden, der dem Holocaust zum Opfer fiel.

www.medaon.de

Kritische Theorie und Israel

Eine kleine philosophische Spurensuche

Clemens HENI

«Solltest Du aber Deiner antideutschen Gesinnung irgendwie erkennbaren Ausdruck geben, so würde ich das Tischtuch zwischen uns ebenso zerschneiden, wie ich es mit Werner – leider zu spät – getan habe.»

Brief von Arthur Scholem an Gerhard Scholem, 12.5.1917

So wie der 20. Juli 1944 heute nicht als ein Ereignis nach dem Motto «die Ratten verlassen das sinkende Schiff» erinnert wird, so wird auch der Erste Weltkrieg 2014 kaum als deutscher Nationalismus und Militarismus erinnert, eher als die europäische Katastrophe, in die ‚man‘ eben so hinein geschlittert sei. Der israelische Philosoph Gershom Scholem (1897–1982), den sein Vater im vorletzten Kriegsjahr so eindringlich vor antideutscher Gesinnung warnte, war einer der Begründer der Forschung zu «jüdischer Mystik» oder «Kabbala» und einer der bedeutendsten Kritiker des «Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch». Scholem stand in regem Kontakt zur Kritischen Theorie. Er emigrierte 1923 als Zionist nach Palästina und wurde einer der bedeutendsten Professoren der Hebräischen Universität Jerusalem. Er war zeit seines Lebens ein Kritiker des Antizionismus, und das aus einer sicher als «links» oder «linksradikal» zu bezeichnenden Position heraus. Eventuell könnte man Gershom Scholem als einen frühen «antideutschen» und «anarchistischen» Zionisten bezeichnen. Scholem selbst sah sich durchaus als Anarchist. Angesichts heutiger Vernichtungsdrohungen gegen den Judenstaat von Seiten des Iran und von Terrorgruppen wie Hamas und Hisbollah, muss man daran erinnern, wie er als Zeitgenosse die Rezeption der Nazi-propaganda bei den Arabern wahrnahm. Am 15. Dezember 1939 schrieb Gershom Scholem in einem Brief an Walter Benjamin:

«Die Nazi-propaganda ist unter den Arabern sehr viel wirksamer als man gemeinhin zugibt und das ist ein bitteres Stück.»

Im Juli 2014 gab es im gesamten Bundesgebiet, von Bremen und Hamburg über Berlin nach Kassel, Göttingen, Frankfurt und Essen, um nur einige Städte zu nennen, antisemitische Demonstrationen, wo Migranten mit arabischem, türkischem bzw. muslimischem Familienhintergrund Hitler lobten, den Holocaust in Frage stellten und antijüdische Sprüche schrien. Diese positiven Bezugnahmen auf den Nationalsozialismus sind noch viel ungeheuerlicher als jene pro-nazistischen Tendenzen unter Arabern Ende der 1930er Jahre im Mandatsgebiet «Palästina» der Briten. Denn heute schreien und hetzen die Antisemiten angesichts von Auschwitz, Sobibor und Majdanek.

Vor diesem Hintergrund und vieler weiterer antiisraelischen Demonstrationen, Bücher, Texte, Kampagnen und Aktionen in den letzten Jahren und Jahrzehnten wird häufig davon ausgegangen, dass «Linke», ganz allgemein und pauschal gesagt, antiisraelisch sind und historisch betrachtet gegen den Zionismus waren.

Doch was dachten die Vertreter einer der bedeutendsten philosophischen Schulen des 20. Jahrhunderts über Israel und den Zionismus? Wie stand die Kritische Theorie zu Israel?

Gewissermaßen der Gründer der Kri-

tischen Theorie war der Philosoph Max Horkheimer (1895–1973) im Jahr 1937, als er einen Text über «traditionelle und kritische Theorie» publizierte. Horkheimer war Direktor des 1923 gegründeten Instituts für Sozialforschung, das 1933 ins Exil ging, später in New York arbeitete und 1950 zurück nach Frankfurt am Main in die BRD kam. Mitte der 1950er Jahre schrieb Horkheimer:

Dann jedoch sieht Horkheimer zur gleichen Zeit die Gefahr, die durch den ägyptischen Präsidenten Nasser bestand:

«Die negativen, negativistischen Geister, die nur sehen und sagen, was das



Grauen ist, was nicht sein soll, die Gott zu nennen sich scheuen, was wollen sie? – Daß es gut wird. Die Positiven handeln in seinem Namen, sie bejahen die Welt und ihren Schöpfer. Sie einigen sich – sind nicht gegen die heiligen Güter. Sie führen sie im Mund. So einigte Hitler die Deutschen, indem er die Juden als Opfer designierte, Nasser die Araber, indem er Israel als Opfer designiert.»

Horkheimer hat somit Mitte der 1950er Jahre den arabischen Antisemitismus am Beispiel Ägyptens und Nassers klar erkannt und stellte sich schon damals hinter den Judenstaat. Nur wenige Jahre nach der Shoah sah Horkheimer das Fortleben des auf Vernichtung der Juden gerichteten Antisemitismus. Nun war Israel im Fokus der Judenfeinde. Waren früher die vereinzelt in Europa das Ziel der Antisemiten, ist es nun Israel, das als «ideeller Gesamtjude» vorgestellt wird. Vor diesem Hintergrund dürfte man annehmen, dass Horkheimer sich heute ebenso gegen arabische oder muslimische Antisemiten und zumal das iranisch-islamistische Mullahregime, die Israel als «Opfer designieren», wenden würde. Doch eine genaue Lektüre seiner Texte zeigt auch die immer wieder aufscheinende Ambivalenz des kritischen Theoretikers bezüglich des jüdischen Staates. Immer wieder formulierte Horkheimer seine religionsphilosophische Skepsis bezüglich eines Staates Israel, da z.B. der jüdische Messianismus seit der Existenz des Staates Israel keine Rolle mehr spiele. Vielmehr sei Israel nun ein Staat wie andere. Gleichwohl hat sich Horkheimer eindeutig gegen die antisemitische Gefahr gewendet, nicht nur in den 1950er Jahren gegen das Ägypt-

ten Nassers, vielmehr und vor allem im Sechstagekrieg 1967 oder auch 1970, als viele seiner linken Anhänger längst Antizionisten geworden waren.

Der Philosoph Theodor W. Adorno (1903–1969), der ab den 1960er Jahren der bekannteste Vertreter Kritischer Theorie wurde, hat sich weniger intensiv mit dem Judentum und Israel beschäftigt. Aber auch er hat sich in historisch entscheidenden Phasen klar für Israel positioniert, wie in einem Grußwort im Dezember 1967 in der Neuen Zürcher Zeitung zum 70. Geburtstag für den von ihm verehrten jüdischen Gelehrten und Israeli Gershom Scholem. Selbst der Sozialist und radikale Antikriegs-Aktivist Herbert Marcuse (1898–1979) hat sich 1967 auf einer Anti-Vietnamkriegs-Veranstaltung an der Freien Universität Berlin klar proisraelisch positioniert. Als er 1977 von einer jüdischen Studentengruppe in Kalifornien nach seinem Verhältnis zum Zionismus gefragt wurde, antwortete Marcuse:

«Sofern der Zionismus religiös begründet ist, teile ich ihn nicht; ich glaube auch nicht, daß die Bibel eine heilige Schrift ist. Ich unterstütze aber aus ethischen und humanen Gründen die Gründung eines jüdischen Staates, der die Wiederholung eines Holocaust verhindern kann.»

Ebenso unterstrich Marcuse, dass sich Israel und die Juden gerade nicht auf andere Mächte und Staaten verlassen können. Das Verhalten der USA im Zweiten Weltkrieg habe gezeigt, dass die Juden isoliert gewesen seien und in der Not keinen Beistand erwarten konnten. Das habe sich aber mit der Gründung des jüdischen Staates Israel 1948 geändert.

Der einzige antiisraelische Vertreter aus der Kerngruppe kritischer Theorie war Erich Fromm (1900–1980). Der sehr bekannte Psychologe war seit den 1930er Jahren Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung tätig, das er später verließ. 1948 war Erich Fromm aktiv an einer Unterstützungserklärung für eine Erklärung von Martin Buber, David W. Senator und Judah L. Magnes für ein binationales und eben kein jüdisches Israel beteiligt. Für eine Anzeige in der Sonntagsausgabe der New York Times vom 18. April 1948 konnten dafür Albert Einstein und Rabbiner Leo Baeck von Fromm gewonnen werden. Dieser Aspekt ist für die heutige Diskussion um Israel von besonderer Bedeutung. Es geht darum, dass die Palästinensische Autonomiebehörde (PA), die ganze arabische Welt wie auch alle anderen Staaten Israel als den jüdischen Staat akzeptieren. Das unterstreichen auch immer wieder der gegenwärtige israelische Ministerpräsident Benjamin Netanyahu oder Justizministerin Zipi Livni.

Eine der faszinierendsten pro-israelischen Positionen vertrat der letzte der hier kurz vorgestellten fünf wohl bedeutendsten Kritischen Theoretiker, Leo Löwenthal (1900–1993). Er hat sich nie sonderlich für den Staat Israel interessiert und besuchte Israel erstmals Mitte der 1980er Jahre. 1985 erinnerte er sich aber an Diskussionen, die er mit Vertretern des American Jewish Committee (AJC) um das Jahr 1947 herum gehabt hat. Entgegen dem AJC plädierte er dafür, den Zionisten in Palästina Waffen zu liefern im blutigen Unabhängigkeits-

kampf gegen die Briten und Araber:

«Ich war der Meinung, daß eines der wesentlichen Bestandteile des modernen Antisemitismus die Imago der Juden als der eines tönernen Kolosses war, der bei dem leisesten Fußtritt zerschlagen werden kann; und daß das Bild dessen, was der Jude ist, sich radikal ändern könnte, wenn sich herausstellt: Die können auch Gewalt ausüben, die können sogar Verbrecher sein, die können Morde verüben, die können sprengen, die können eine Armee aufstellen – die sind also genauso wie andere Völker.»

Diese Position von Leo Löwenthal ist auch im Jahr 2014 von sehr großer Bedeutung. Juden haben jetzt einen Staat und wehren sich gegen Antisemitismus. Sie sind nicht auf andere Hilfe angewiesen. Diese neu erwachte, neu erkämpfte jüdische Souveränität ist «eines der größten Ereignisse der eigenen Geschichte und der Geschichte überhaupt», wie es der weltberühmte französische Philosoph Emmanuel Lévinas, der kein Vertreter der Kritischen Theorie war, 1971 sagte.

Die Stellungnahmen von Horkheimer, Adorno, Marcuse und Löwenthal zeigen, dass sich diese vier Hauptvertreter der Kritischen Theorie pro-israelisch geäußert haben. Fromm wurde hingegen zu einem Antizionisten. Heutige Hauptvertreter Kritischer Theorie wie der Sozialphilosoph Jürgen Habermas, der Historiker der «Frankfurter Schule» Martin Jay, der Frankfurter Direktor des Instituts für Sozialforschung, der mitverantwortlich war für die Verleihung des Adorno-Preises an die Israelfeindin Judith Butler, Axel Honneth, oder auch der Soziologe Detlev Claussen haben entweder selbst antiisraelische Texte verfasst, antizionistische Kollegen geehrt und unterstützt oder weitere antiisraelische Autoren promotet. Die Gefahr des neuen Antisemitismus wird nur von einer marginalen Gruppe von (jüngeren) Wissenschaftlern, die sich auf die Kritische Theorie beziehen, überhaupt gesehen. Manche dieser Mainstream-Forscher, die den Antisemitismus durchaus erkennen und kritisieren, weigern sich jedoch gerade, die Alpha-Tiere der Frankfurter Schule bzw. Kritischen Theorie wegen deren Versagen bezüglich der Kritik am antizionistischen Antisemitismus zu konfrontieren. Manche linken proisraelischen Aktivisten haben zudem ein merkwürdig paternalistisches Verständnis von Zionismus. Auf Demonstrationen gegen den Quds-Tag in Berlin konnte man, wie so häufig, Parolen hören wie «lang lebe Israel.» Warum nicht «hoch lebe Israel»? Weil diese Linken den «Kommunismus» anstreben und in der klassen- und herrschaftslosen Gesellschaft für einen jüdischen Staat keine Notwendigkeit wäre. Diese linke Arroganz ist bemerkenswert. Sie propagieren «Israel bis zum Kommunismus» – und was kommt danach? Diese Art von proisraelischem Antizionismus ist ein weiteres Paradoxon in der Beziehung der Linken zum Zionismus und zum jüdischen Staat Israel.

Teile des Textes sind aus dem jüngst erschienen Buch von Clemens Heni: *Kritische Theorie und Israel*, Berlin: Edition Critic, 2014, ISBN 978-3-9814548-8-8, 178 S., Personenregister, 18€, im Buchhandel oder direkt beim Verlag erhältlich. www.editioncritic.de

«In der Mitte ihres Lebens»

von Samuel Joseph Agnon

Wer jemals versucht hat, einen von Samuel Joseph Agnons großen Romanen in deutscher Übersetzung zu lesen, kann anhand der damit verbundenen Mühen sowie der aufzubringenden Geduld kaum erahnen, welche Bedeutungsebenen im hebräischen Original in assoziativer Art und Weise stets mitzuschwingen scheinen. Die tastend-suchende Art und Weise des Autors nach einer neuen, unverbrauchten Formulierung, die bereits Gesagtes noch konkretisiert oder eine zusätzliche poetische Ebene nachschiebt, sowie seine formelhafte, den Duktus der Bibel imitierende Aneinanderreihung scheinbar zusammenhangloser Abschnitte wirkte in den meisten bisherigen Übersetzungen so bemüht, dass am Ende der Eindruck eines überambitionierten Dichters überwog, der die Schaffung einer Nationalsprache über seine literarische Aussage zu stellen schien. In dieser Hinsicht bietet die soeben erschienene erstmalige Übersetzung von Agnons Erzählung «In der Mitte ihres Lebens» eine großartige Möglichkeit, diesen neuhebräischen Klassiker anhand eines umfangreichen Kommentars auf gleichsam «authentische» Art und Weise zu entdecken. Die kaum Hundert-seitige Erzählung entstand während Agnons äußerst produktiver Zeit in Deutschland (1913-1924). Er erzählt darin, aus der Perspektive seiner Protagonistin Tirza, die Geschichte eines jungen Mädchens, das nach dem frühen Tod ihrer Mutter als Einzelkind in einem wohlhabenden Haushalt aufwächst, der nachhaltig geprägt bleibt von der anhaltenden Trauer ihres Vaters. Die Liebe der Mutter hatte eigentlich einem anderen gehört. Die junge Tirza steht nun, nachdem ihr von ihrem Vater in jahrelangem Privatunterricht eine umfassende bürgerliche Bildung ermöglicht wurde und sie als aufgeweckte, lebhaft Beobachterin der Vorgänge in ihrem Umfeld diese bereits mit scharfem Verstand zu hinterfragen gewöhnt ist, unverhofft vor derselben,

sie in höchstem Maße herausfordernden Grundsatzentscheidung wie einst ihre Mutter: muss sie sich der ihr zugedachten Rolle als Ehefrau und Mutter fügen, oder kann sie sich in einem modernen Akt der Selbstbestimmung von dem traditionellen Muster befreien? Tirza findet schließlich ihre ganz eigene Lösung, mit der sie auf vollkommen unkonventionelle Art und Weise das Andenken ihrer Mutter zu ehren vermag. Samuel Joseph Agnon hat mit seiner Erzählung ein klassisches Motiv auf überraschend moderne Art und Weise wiederbelebt. Auch wenn man viele vom Übersetzer behauptete Bezüge in den Erläuterungen nicht nachvollziehen kann, manches davon als zu beiläufig oder als zu konstruiert verwerfen möchte, kann man sich der Kraft zahlreicher Metaphern sowie der rührend-ernsthaften, empathischen Grundhaltung des Dichters dauerhaft kaum entziehen: viele Bilder aus Agnons Erzählung bleiben noch lange in der Imagination des Lesers haften.



«In der Mitte ihres Lebens», aus dem Hebräischen von Gerold Necker, erschienen im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp, 124 Seiten, € 19,95

«Der Zentaur im Garten»

von Moacyr Scliar

Schon während der ersten großen Auswanderungswelle osteuropäischer Juden nach Palästina besaß das «Heilige Land» in den von Europa bereits weitgehend unabhängigen Staaten Südamerikas eine mehr als ernst zu nehmende Konkurrenz als realistisches Sehnsuchtsziel für ein besseres, freieres und vor allem weitgehend selbstbestimmtes Leben fern der allgegenwärtigen Bedrohung in ihren Herkunftsländern. Länder wie Brasilien oder Argentinien trugen dabei schon früh zur organischen Entwicklung eines ausgeprägten jüdischen Selbstbewusstseins bei, das dem von der zionistischen Aufbauarbeit geprägten Selbstverständnis Israels in nahezu paralleler Entwicklung weitgehend entsprach: der argentinisch-jüdische Schriftsteller Alberto Gerchunoff prägte um 1910 den Begriff von den «jüdischen Gauchos», sein Landsmann Ricardo Feierstein beschwor in seinem Roman «Mestizo» später sogar die direkte identifikative Verschmelzung mit der neuen Heimat. Die Tendenz, nicht länger das biblische Israel als Gelobtes Land zu bezeichnen, sondern jedes beliebige andere aufnahmebereite Land mit günstiger, identitätsstiftender Perspektive, kennen wir bereits aus den aufgeklärten Staaten Westeuropas während der für das europäische Judentum ausgesprochen hoffnungsvollen Epoche der Vorkriegsordnung. An die von Gerchunoff und Feierstein in ihren Werken postulierte Identifikation mit der Neuen Welt, insbesondere auch mit ihrer überbordenden Natur, ihren indigenen und nationalen Traditionen sowie ihrer ganz besonders im Magischen Realismus zu verortenden literarischen Fixpunkte, knüpfte auch der in seiner Heimat vielfach ausgezeichnete brasilianisch-jüdische Schriftsteller Moacyr Scliar (1937-2011) an. In seinem Roman «Der Zentaur im Garten» erzählt er die höchst unterhaltsame und geistreiche, nahezu ungläubliche, aber auf metaphorischer Ebene umso wahrhaftigere Geschichte eines brasilianisch-jüdischen Mischwesens, eines leibhaftigen Zentauren. Der von seinen aus dem zaristischen Russland eingewanderten Eltern bedin-

gungslos geliebte Guedali muss seine Kindheit vor fremden Blicken geschützt in den heimischen vier Wänden verbringen, nur unzulänglich getröstet von Literatur und Musik. Als der begabte Junge schließlich zu ureigenem Bewusstsein heranwächst, bricht er endlich auf in die sprichwörtliche große, weite Welt, mit all ihrer Schönheit, all ihrem Reichtum, aber auch ihren mannigfaltigen Täuschungen und Gefahren, um aus eigener Kraft sein erst durch eigene Erfahrung zu definierendes individuelles Lebensglück und eine passende Gefährtin zu finden. Moacyr Scliar hat in der Gestalt des Guedali einen unvergesslichen jüdischen Pinocchio geschaffen, der in seiner charakterlichen Entwicklungen ähnliche Schauplätze und Stadien zu durchlaufen hat wie sein großes, literarisches Vorbild. «Der Zentaur im Garten» ist ein echtes Meisterwerk der internationalen jüdischen Literatur, das die Diaspora mit ebenso entschiedenem wie berechtigtem Selbstbewusstsein und unbändiger Lebenslust weniger als Fluch, sondern vielmehr als echte Errungenschaft und als kapitale zukunftsweisende Chance begreift, solange sie nicht mit einer Verleugnung jüdischer Identität einhergehen muss.



«Der Zentaur im Garten», aus dem Portugiesischen von Karin von Schweder-Steiner, erschienen bei Hoffmann und Campe, 287 Seiten, 19,99

«Süß und ehrenvoll»

von Avi Primor



In der literarischen Auseinandersetzung mit der europäischen Ur-Katastrophe des Ersten Weltkriegs steht Erich Maria Remarques Weltbestseller «Im Westen nichts Neues» mit einer geschätzten Gesamtauflage von zwanzig Millionen seit über achtzig Jahren als geradezu unerreichbarer Monolith nahezu für sich allein innerhalb der deutschsprachigen Antikriegsliteratur. Die unverzügliche breite Popularität seines Werkes war so überwältigend, dass etwa der nahezu zeitgleich unter Pseudonym veröffentlichte und zuletzt von der Literaturkritik zu Unrecht gefeierte Schelmenroman «Schlump» von Hans Herbert Grimm kaum eine nennenswerte Resonanz in Deutschland erzielen konnte. Der langjährige israelische Botschafter in Deutschland und anse-

hene Politikwissenschaftler Avi Primor hat sich für seinen beeindruckenden ersten Roman über den Ersten Weltkrieg aus naheliegenden Gründen für eine eher dokumentarische als allein literarischen Maßstäben verpflichtete Form entschieden. Die Grundidee seines bereits Ende letzten Jahres erschienenen Buches ist absolut bestechend: er erzählt darin die Geschichte der Kampfhandlungen und ihrer Auswirkungen auf das politische und soziale Gefüge Frankreichs und Deutschlands aus der sich gegenseitig überlagernden, in vielerlei Hinsicht kongenial ergänzenden und schließlich auch auf tragische Art und Weise direkt berührenden Sicht zweier jüdischer Kriegsteilnehmer, des deutschen Abiturienten Ludwig sowie seines gleichaltrigen und gleichnamigen französischen Konterparts Louis. Die Erfahrungen seiner beiden Protagonisten in ihren jeweiligen Heimatländern sowie im traumatischen Erlebnis des Krieges vereinigen sich dabei zu einer gewissermaßen kollektiven Erfahrung der (zu überwindenden?) Diaspora, die schließlich dann doch eine dezidiert israelische Sichtweise auf die Ereignisse zu verkörpern scheint. Mit seiner versierten, schlaglichtartigen

Weltkriegschronik gelingen Avi Primor zahlreiche fesselnd-realistische Momentaufnahmen exemplarischer jüdischer Biographien im Kontext ihrer Zeit, aus denen sich im vorgebildeten Leser ein teils erschütterndes, teils beschämendes Gesamtbild zusammensetzt, dessen psychologische Sprengkraft besonders aus dem vorausgesetzten Wissen um die direkten historischen Nachwirkungen entsteht. Insbesondere der Antisemitismus in den beiden sich gegenüberstehenden Heeren wird immer wieder historisch korrekt thematisiert. Avi Primor hat uns mit seinem ersten Roman eine ungewohnte, aber umso bestechendere neue Sichtweise auf einen bisher kaum erzählten bedeutsamen Einzelaspekt der jüngeren deutsch-jüdischen Geschichte erschlossen, der unseren Blick auf die Katastrophe des Ersten Weltkriegs als Vorbedingung des größeren Verhängnisses des Zweiten Weltkriegs und der Schoah um eine notwendige, wichtige Dimension höchst wirksam zu erweitern vermag.

«Süß und ehrenvoll», aus dem Hebräischen von Beate Esther von Schwarze, erschienen bei Quadriga, 383 Seiten, € 19,99

«Wörterbuch einer verlorenen Welt»

von Alba Arikha

Eine der meistzitierten und treffendsten poetischen Vergegenwärtigungen eigener Kindheit und Jugendzeit stammt aus dem fünften Kapitel von Friedrich Hölderlins sperrig-genialen Briefroman «Hyperion»: «Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken!» Besonders kennzeichnend für die charakterliche Entwicklung des Menschen ist der schmerzliche Verlust seiner natürlichen Fähigkeit zu einer allumfassenden, ganz dem Erleben des jeweiligen Augenblicks gewidmeten konzentriertesten Wachheit, die trotz ihres grundsätzlich spielerischen Charakters gerade aus ihrer aufmerksamen Beobachtungsgabe heraus höchst präzise Schlussfolgerungen zu ziehen vermag, welche der vom «erlernten» Denken geprägten Wahrnehmung eines Erwachsenen oftmals entgehen. In ihrem großartigen, atemlos zu lesenden Erinnerungsbuch gelingt es der französischen Musikerin und Schriftstellerin Alba Arikha, ihre eigene Kindheit als Tochter eines zutiefst traumatisierten Holocaust-Überlebenden, des

Künstlers Avigdor Arikha, auf so unnachahmliche, unwiderstehliche und gleichzeitig tiefgründige und berührende Art und Weise so zu «denken», dass wir die charakteristischen Koordinaten ihrer Kinder- und Jugendzeit unwillkürlich mit denselben wachen Sinnen der Erzählerin gleichsam an ihrer Stelle noch einmal mit- und nachleben dürfen und somit ein viel umfassenderes und direkteres Begreifen in Anspruch nehmen können, als es uns aus der rationalen Perspektive eines rein intellektuellen Zugangs selbst unter Zuhilfenahme der besten wissenschaftlichen Mittel der Welt durchdringung jemals möglich wäre. Alba Arikha wuchs unter in vielerlei Hinsicht privilegierten Grundbedingungen in der künstlerischen Bohème von Paris auf. Prägender als ihre von frühester Kindheit an als vollkommen natürlich wahrgenommenen Begegnungen mit prominenten Persönlichkeiten war jedoch die familiäre Situation, die zwar eine überaus liebevolle, höchst innige Beziehung zu allen (über-)lebenden Verwandten beinhaltete, aber eben auch stark vom unheilbaren Trauma

des Vaters geprägt war, der seine persönliche Geschichte nie zu Ende zu erzählen vermochte. Mit Anbruch der Pubertät beginnt Alba Arikha immer stärker nach einem Ausbruch aus den vermeintlich hemmenden familiären Verhältnissen zu streben. Im Alter von siebzehn bricht sie radikal mit ihrem Zuhause und verbringt ihr letztes Schuljahr auf eigenen Wunsch in den USA. Ihr außergewöhnliches, hellwach und erstaunlich lebensweises Buch ist der wunderbare, in höchstem Maße geglückte Versuch einer persönlichen Aussöhnung mit der nur scheinbar eng umrissenen, in Wirklichkeit aber unendlich reichen Welt ihrer Kindheit – eine überaus wirksame Wiedergutmachung der Autorin an sich selbst und eine unwiderstehliche Liebeserklärung an ihren Vater sowie die wiederherzustellende, umfassende Wahrnehmungsfähigkeit der Kindheit.

«Wörterbuch einer verlorenen Welt», aus dem Englischen von Friederike Melendorf, 255 Seiten, € 19,99

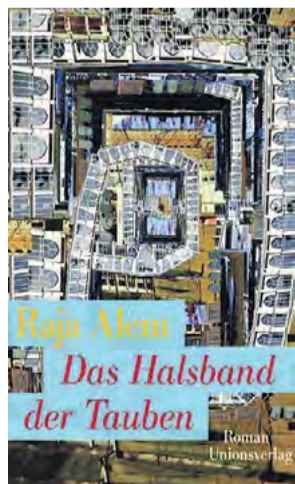


«Das Halsband der Tauben»

von Raja Alem

Kaum eine andere internationale Großstadt steht im gefährlichen Mikrokosmos westlicher Vorurteile stärker für die mit dem Islam vermeintlicherweise zwangsläufig einhergehende Rückständigkeit, Engstirnigkeit und fanatische Rücksichtslosigkeit gegenüber Andersgläubigen als Mekka. Die erfrischende Lektüre von Raja Alem's brillantem Roman bietet dem interessierten Leser nun jedoch eine ideale, ausgesprochen nützliche Gelegenheit, kollektive auf unscharfes Denken, geistige Trägheit und fehlende Information gegründete Stereotypen zu hinterfragen sowie seine persönliche Sichtweise auf den Islam und insbesondere auf die Stadt Mekka auf fundiertere realistische Grundlagen zu stellen. Auf der reinen Handlungsebene beginnt das Buch wie ein Krimi: in einer wenig belebten Gasse der historischen Altstadt wird eine gänzlich nackte weibliche Leiche entdeckt; die amtliche Ermittlung der Identität der atemberaubend schönen jungen Toten sowie der wahrscheinlichen Tatumstände und die Überführung des Täters übernimmt nicht nur von Amts wegen der melancholische Inspektor Nassir al-Kachtani, der schon bald hinter den mannigfaltigen Schleiern von scheinbarem religiösen Eifer und bürgerlichem Konformismus auf zahlreiche dunkelheimliche Liebschaften, irritierend frei ausgelebte (insbesondere weibliche) Sexualität sowie ein machtbesessenes geheimes Netzwerk aus politischer Korruption und aggressiver Immobilienspekulation stößt. Was den klugen Roman der 1970 geborenen Schriftstellerin jedoch in direkte, ebenso schmeichelhafte wie berechtigte Linie klassischer orientalischer Erzählwerke rückt, ist ihre vollkommen einzigartige allwissende und in höchstem Maß virtuose Erzählperspektive: denn es ist weder eine geheimnisvoll-scharfsinnige moderne Scheherazade noch ein männlich-nüchterner Erzähler mit den beschränkten Instrumenten des menschlichen Geistes, der die vielschichtige, mühelos Jahrtausende überbrückende Geschichte der Stadt Mekka vor dem staunenden Leser

ausbreitet, sondern die inmitten der Altstadt gelegene Abu-I-Rus, die Vielkopfgasse, auch «Königin der Düfte» genannt, die zu ihrem blumigen Beinamen kam, indem sie über Jahrhunderte die seltene Fähigkeit erwarb, selbst noch die unerträglichsten Gerüche stoisch zu ertragen. Der Dank ihres biblischen Alters an Erfahrung und Wissen gleichermaßen reiche Straßenzug ist mit den Geheimnissen moderner Kommunikationsmittel zwischen Liebenden ebenso vertraut wie mit den Mythen der vorislamischen Zeit sowie mit jenen bedeutsamen Ereignissen, die zum unaufhaltsamen Aufstieg der neuen Weltreligion des Islam führen und die Geburtsstadt des Propheten Mohammed nachhaltig verändern sollten – am Ende kann man sich kaum eine versiertere, empathischere und gewinnendere Erzählerin der Geschichte Mekkas denken als die aus ihrer in jeder Hinsicht überlegenen Perspektive literarisch brillierende und zu schärfster politischer Analyse und beißender Satire ebenso wie zu reinstem «menschlichem» Mitgefühl bereite Abu-I-Rus. «Das Halsband der Tauben» ist unter vielen bestechenden Romanen aus dem arabischen Kulturraum der letzten Jahre vermutlich derjenige, den man auf jeden Fall gelesen haben sollte.



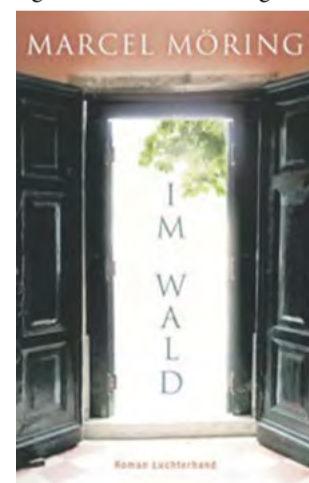
«Das Halsband der Tauben», aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich, erschienen im Unionsverlag, 583 Seiten, € 14,95

«Im Wald»

von Marcel Möring

Das allseits bekannte psychologische Konzept von der jiddischen Mamma, die ihre Kinder Zeit ihres Lebens mit zärtlicher, aber allzu eifersüchtig-fordernder, kämpferischer Liebe bis weit über die Schwelle des Erwachsenseins vor allen tatsächlichen und eingebildeten Widrigkeiten des Lebens beschützt und jene in der unbewussten Kenntnis vom Nutzen ihrer eigenen psychischen Gebundenheit niemals loszulassen vermag, ist ein unverwundlicher Mythos, der längst festen Eingang in den internationalen Sprachwortschatz gefunden hat. In Marcel Mörings neuem, sprach- und bildmächtigen Roman, dessen Titel unwillkürlich noch einmal das furchtbare Waldversteck seines von den Nazis verfolgten Protagonisten im vorherigen Buch vor Augen ruft, wagt der 1957 geborene Schriftsteller aus Eschwege eine scheinbar ungewöhnliche Konstellation, indem er einen alleinerziehenden Intellektuellen zu einer Art jiddischer Mamma macht, dessen langwierigen Weg zurück in ein selbstbestimmtes und erfülltes Leben er auf gewohnt weltläufige, philosophische und anspielungsreiche Art und Weise als packende biographische Detektivarbeit gestaltet. Die Einsamkeit des Marcus Kolpa scheint dabei allumfassend: seine Mutter, eine Überlebende der Schoah, die Zeit seiner Kindheit und Jugend stets in bitteren Erinnerungen versunken war, entdeckt eines Tages plötzlich die unbeschwertere Lebensfreude und emigriert nach Israel, wo sie ihren Familiennamen in «Polak» ändern lässt. Kurz nach der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter Rebecca verschwindet zudem in Gestalt seiner geliebten Frau Chaya die einzige Person spurlos, die in ihm jemals eine Art von lebensbejahender Weltoffenheit auszulösen vermocht hatte. Der angehende Schriftsteller sublimiert seinen Verlust in ein allseits hochgelobtes Buch, macht eine beträchtliche Erbschaft und zieht mit seiner kleinen Tochter in ein einsames Haus im Wald, wo er im Unbewussten seiner ereignisarmen, unproduktiven Existenz sowie der selbstgestellten mütterlichen Aufgabe zu versinken scheint. Rebecca jedoch ist von Anfang an ein unabhängiges Kind, das schon im Alter von zehn Jahren verkündet, dass sie bildende Künstlerin werden wolle. Als sie ihr Vorhaben nach dem Abitur plangemäß umsetzt und ihren Vater allein zurücklässt, kommt plötzlich unverhofft Bewegung in sein Leben: durch

Zufall erfährt Marcus, dass seine Mutter bis zu seiner Geburt schon einmal Polak hieß. Je intensiver der zunehmend ratlose Schriftsteller in Details seiner Kindheit einzudringen versucht, desto mehr drängende Fragen wirft er auf. Lebt seine Frau Chaya noch? Hat er sie wirklich persönlich in eine psychiatrische Klinik in Israel eingeliefert? Welche rätselhafte Verbindung besteht zum Vorbesitzer der Villa im Wald, einem reichen, nach Amerika emigrierten Juden? Marcel Möring entrollt in seinem Roman eine erschütternde Geschichte von Juden- und Rauschgifttransporten, jüdischen Vätern und Müttern, über Identität und den Verlust derselben sowie über Last und Lohn der Verantwortung für das Leben eines anderen Menschen. Erst als sich Marcus schließlich den verdrängten Umständen seiner Herkunft voll und ganz bewusst geworden ist, kann er sich aus dem vom Waldhaus repräsentierten Zustand der Unbewusstheit befreien und sich endlich voll und ganz dem ihm versprochenen Leben öffnen. Anders als in Itzik Mangers berühmten Lied «Ojfn Weg», das Mutter und Kind in falsch verstandener Liebe handlungsunfähig verharren lässt, dürfen am Ende des Buches alle Protagonisten ihre Flügel ausbreiten und fliegen.



«Im Wald», aus dem Niederländischen von Helga von Beuning, erschienen bei Luchterhand, 511 Seiten, € 22,99

Die Neuerscheinungen wurden vorgestellt von FLORIAN HUNGER.

«Khotsh ikh hob keyn kol nit – zing ikh!»

Beyle Schaechter-Gottesmans Stimme ist unvergessen und wirkt weiter

Von Janina WURBS

«Auch wenn ich keine Stimme habe, singe ich!». Zelik Barditshevers Lied «Khotsh kh'hob keyn prute nit» («Obgleich ich kein Geld habe»), aus dem diese Zeile stammt, hat Beyle Schaechter-Gottesman (1920-2013)



Die junge Beyle Schaechter-Gottesman 1934 in Czernowitz.

sehr gern gesungen. Die Grundhaltung im Leben, welche dieses Lied ausdrückt, war für Schaechter-Gottesman charakteristisch: Trotz noch so widriger Umstände lebe ich, singe ich, tanze ich! Trotz all ihrer Erlebnisse und Schicksalsschläge – Czernowitzer Ghetto, Zweiter Weltkrieg, Verschleppung des Vaters, Tod erst eines, dann noch eines und dann noch eines Kindes zu ihren Lebzeiten: trotzdem sah sie die Schönheit der Welt in einer Blume, im Lachen eines Kindes, und hielt sie fest: in Bildern, Gedichten und Liedern.

Von ihrem künstlerischen Oeuvre sind heutzutage am ehesten ihre Lieder bekannt, die sie seit 1990 auf Festivals unterrichtete und die seither von Musikerinnen und Musikern aufgenommen und weitergetragen wurden und heutzutage zum internationalen Repertoire jiddischer Lieder gehören: Lieder über das Älterwerden, über Straßenmusiker in New York, über «September Eleven», den 11. September 2001, über die Sehnsucht... Auf Jiddisch brachte sie all das zum Ausdruck, was sie persönlich sah und bewegte. Eben weil sie, die erst relativ spät Gedichte und Lieder veröffentlichte, auf Jiddisch geschrieben hat, sind ihre Gedichte bis auf einen begrenzten jiddischsprachigen Kreis immer noch weitestgehend unbekannt – obwohl sie 2005 für ihr Werk eine der höchsten Auszeichnungen erhalten hat: das National Endowment for the Arts Fellowship, welches als Nobelpreis für traditionelle Kunst bezeichnet werden kann. Diese sehr hoch angebundene Auszeichnung repräsentierte die Anerkennung von Beyle Schaechter-Gottesmans Werk in den USA und darüber hinaus.

Geboren wurde Schaechter-Gottesman am 7. August 1920 in Wien. Sie wuchs in Klein-Wien – so nannten die Czernowitzer ihre Stadt – auf. Czernowitz, im hiesigen öffentlichen Bewusstsein als Stadt Paul Celans und Rose Ausländers verankert, war zu dieser Zeit rumänisch. In der Schule lernte Schaechter-Gottesman also rumänisch, in der Stadt hörte sie Ukrainisch und Deutsch, zu Hause wurde Jiddisch gesprochen, gelesen und gesungen. Gesang war – zu einer Zeit ohne Radio, Fernsehen und Internet – in der shteyngas (Steingasse) numer 12, wo die Familie wohnte, die Hauptunterhaltungsform. Die Mutter Lifshe fing einfach an zu singen, wenn ihr danach war.

Faible für lange Lieder

Beyles «Spezialität» schon als Kind waren lange Lieder: sie hatte ein sehr gutes Gedächtnis für Gedichte und Lieder. Jiddisch schreiben und lesen lernte sie mit Eliezer Shteynbargs Alef-Beys (Alphabet), besuchte Klassen im Kulturhaus Morgnroyt (Morgenrot) und im Shulfareyn (Schulverein). Sie wurde vom örtlichen Kulturangebot der Stadt geprägt, vom Theater, Kino sowie von Gastspielen beispielsweise der Vilner Trupe oder vom Weltklasse-Rezitorator Herts Grosbart. Joseph Roth und Lion Feuchtwanger las sie auf Deutsch, Jules Verne und andere Weltliteratur auf Jiddisch.

Ihrer Mutter Lifshe Schaechter-Widman, einer großartigen Volkssängerin, verdankte Beyle Schaechter-Gottesman ihr großes Repertoire an jiddischen Volksliedern und die Kenntnis des älteren Stils jiddischer Lieder. Der Vater, Khayim-Binyumen Schaechter, war für Beyle wichtig auch als der Mensch, der sie in ihren künstlerischen Anfängen unterstützte und sie zudem intellektuell förderte. Beyle pflegte zu sagen, dass ihre Mutter sie geboren und ihr Vater sie geschaffen habe. Zu einer Zeit, in der auf Jiddisch als «zhargon» (Jargon) herabgeschaut wurde und als die jiddische Sprache um ihren Status als eine nationale jüdische Sprache rang, nahm der 18-jährige Khayim-Binyumen eine lange Fußreise auf sich, um 1908 von seinem damaligen Wohnort Deletin zur ersten Jüdischen Sprachkonferenz, der sogenannten Czernowitzer Konferenz, zu gehen. Im Verständnis der Familie kam dies einer Pilgerfahrt gleich, als wäre er zu «seinem» Jerusalem gepilgert. Für die Familie zeugte dieses Ereignis von der Bereitschaft, für Jiddisch einzustehen, es definierte ihre Herkunft in diesem Sinne und wurde so zum Familienerbe.

Czernowitz – Wien – New York

Während des Zweiten Weltkrieges war Schaechter-Gottesman im Czernowitzer Ghetto, und von da an lange Zeit mit ihrer Familie auf der Flucht. 1940 nahmen ihr die Sowjets den Vater. Sie deportierten ihn nach Sibirien, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Dieser Schmerz begleitete sie ihr ganzes Leben. Nach dem Krieg ging sie erst nach Bukarest, wo sie ihrer «ersten Liebe», der Malerei, nachging und Malklassen besuchte. 1947 ging sie nach Wien, bis die Familie es 1951 schaffte, nach New York überzusiedeln. In New York studierte Schaechter-Gottesman am jiddischen Lehrerseminar und wurde Lehrerin an jiddischsprachigen Volksschulen. In den 1960er Jahren rief sie zusammen mit der Familie ihres Bruders, den Schaechters, und der befreundeten Familie Fishman auf der Bainbridge Avenue eine Gegend für jiddischsprachige Familien in der Umgebung der «Shul 21» (einer der Volksschulen) ins Leben, damit die Kinder dieser Familien zusammen mit Jiddisch aufwachsen konnten.

Jiddisch-Journale für Kinder

In dieser Zeit fing die Lehrerin Beyle an, Gedichte, Lieder und Puppenspiele zu schreiben – vor allem für die Kinder, damit sie etwas Jiddisches zum Lesen und zum Spielen hatten. Sie gab zwei Journale auf Jiddisch heraus, eines von (und für) Kinder(n) und eines für Kinder. An Kinderbüchern veröffentlichte Schaechter-Gottesman «khayiml un taybele» (Chaim und Taube, 1956), «mir forn» (Wir fahren, 1963) und «mume blume di makhshyefe» (Tante Blume die Hexe, 2000).

Später, als die Kinder schon erwachsen waren, fuhr Beyle Schaechter-Gottesman fort zu schreiben und studierte jiddische Literatur und Poesie bei den Koryphäen ihrer Zeit, unter anderen bei Dan Miron an der Columbia-Universität in New York.

Beyle ließ sich häufig von alltäglichen Geschehnissen inspirieren; von dem, was sie mit ihren Sinnen erfassen konnte, von Klängen, Gerüchen, von ihrem eigenen Rhythmus beim Gehen oder bei der Hausarbeit. Das laute Lesen oder Hören ihrer Gedichte ist nicht selten ein Schlüssel, um über den Rhythmus zu anderen Ebenen im Gedicht zu gelangen.

Insgesamt erschienen sechs Gedichtsammlungen, mit Zeichnungen der Autorin: «steshkes tsvishn moyern» (1972), «sharey» (1980), «lider» (1995), «perpl shlenglt zikh der veg» (2002), «der tsvit fun teg» (2007) und «a vinkl gantskeyt» (2012). Unzählige Skizzen – in Wort und Bild – befinden sich in ihrem Nachlass.

Ein Hauptthema im dichterischen Werk Schaechter-Gottesmans ist die «benkshaft», die Sehnsucht, und zwar oftmals mit unbestimmter Richtung, Ziellosigkeit. Oft erscheinen ihre Gedichte auf den ersten Blick schlicht. Jedoch erschließt sich nach mehrmaligem Lesen eine ganze Bandbreite von Bedeutungsebenen. Insofern sind ihre Gedichte wie hervorragende musikalische Kompositionen: bei jedem neuen Hören erschließt sich eine neue Dimension.

Die so vielfältig Begabte, die sich auf mehr als einerlei Art künstlerisch auszudrücken wusste, hat auch zwei CDs mit ihren Liedern aufgenommen: «zumerteg» (CD 1999) und «af di gasn fun shtot» (2003). Von ihrer Mutter hatte sie eine große Anzahl traditioneller jiddischer Volkslieder gehört und eine kleine Auswahl von ihnen unter dem passenden Titel «bay mayn mames shtibele» (2004) veröffentlicht.

Als Dozentin in Weimar

2004 wurde Beyle Schaechter-Gottesman, damals 83-jährig, als Dozentin zum Yiddish Summer Weimar (damals Klezmerwochen Weimar) eingeladen. Bei überraschend vielen Teilnehmern ließen sich wesentliche Änderungen hinsichtlich der künstlerischen Entwicklung auf späteren Aufnahmen feststellen, wie zum Beispiel bei Lucette van den Berg und Fabian Schnedler. Bei beiden hatte Schaechter-Gottesman nicht nur Einfluss darauf, wie jiddische Lieder gesungen und interpretiert werden, sondern sie wirkte vor allem als Inspiration, selbst neue jiddische Lieder zu schreiben. Schnedler fand in Schaechter-Gottesmans Liedern genau das wieder, was er bereits vor dem Workshop in Weimar in älteren



Beliebte CD mit jiddischen Kinderliedern von Beyle Schaechter-Gottesman

ren jiddischen Liedern bewundert hatte: das Narrative, eine bewegende Einfachheit und rhythmische Freiheit. Schaechter-Gottesman war mit solchen Liedern aufgewachsen, hatte sie von ihrer Mutter Lifshe Schaechter-Widman gehört.

«Was Beyle Schaechter-Gottesman zu einer großartigen Sängerin machte, ist das tiefgehende Bewusstsein der Tradition, der Fokus auf das Erzählerische, die Sorgfalt, mit der jedes Wort seinen Platz erhält, und die Behutsamkeit, mit der jeder Faden in der Geschichte der Lieder gesponnen wird». Ihre Interpretation ist lyrisch, ohne sentimental zu werden, und voller Würde, wie Asya Fruman es in einem Nachruf auf sie im November 2013 beschrieb.

In der Bronx führte Schaechter-Gottesman ein offenes Haus, wo Sänger, Klezmermusiker und Jiddischanhänger ein- und ausgingen. Sie hielt die Tradition des Singens aufrecht, nicht nur öffentlich, sondern auch zu Hause am «shabes» (Schabbat) oder an anderen Feiertagen. So konnten andere ihre besondere Art zu singen, die Atmosphäre und den Stil, im direkten Kontakt mit ihr aufnehmen.

Beyle die Dichterin war überzeugt davon, dass auf Jiddisch – wie in jeder anderen lebenden Sprache – alles ausgedrückt werden könne und jiddische Gedichte ein jegliches Thema behandeln und jede Erfahrung beschreiben können; sie sagte explizit, dass für jiddische Gedichte nicht ausschließlich jüdische Themen nötig seien. Dies war sogar so selbstverständlich für sie, dass sie auf eine Frage danach, ob eine jiddische Schriftstellerin denn jüdische Themen behandeln müsse, leicht verärgert reagierte.

Auch diese Selbstverständlichkeit wirkte inspirierend auf junge kreative Dichter und Musiker. Beyle selbst schrieb unter anderem ein Lied über eine Rakete. Wer wird als nächstes ein Lied über Spiegelneuronen auf Jiddisch schreiben?

Koscherer Sound in Rudolstadt

«Alpen Klezmer» und «Alaev Family» begeisterten beim 24. Tanz- und Folkfest

Von Matti GOLDSCHMIDT

Die jüdische Bevölkerung von Rudolstadt bezieht sich heute nahezu auf null. Andererseits war diese Kleinstadt mit derzeit rund 28.000 Einwohnern, zwischen Jena und Saalfeld gelegen, auch niemals eine Hochburg jüdischer Besiedlung – das waren in Thüringen viel eher allen voran Erfurt, aber auch Orte wie Arnstadt, Eisenach, Gotha, Jena, Langensalza, Meiningen oder Weißensee. Die sogenannten «Rindfleischverfolgungen» von 1298 – benannt nach einem Ritter und Fleischermeister namens Rindfleisch – sowie der zum ersten Mal 1368 dokumentierte Leibzoll für Juden machten bereits vor Jahrhunderten den jüdischen Einwohnern das Leben in Thüringen schwer. In Rudolstadt selbst müssen spätestens seit dem 14. Jahrhundert vereinzelt Juden gelebt haben. Mit Genehmigung des Schwarzburg-Rudolstädter Fürsten Ludwig Günther II. existierte dort ab 1784 eine kleine jüdische Gemeinde, der die Ansiedlung einiger weniger Juden sowie deren Berufsausübung gestattet. Ziemlich genau hundert Jahre später jedoch, nämlich 1884 – andere Quellen sprechen erst von 1911 – endete die Existenz der Jüdischen Kultusgemeinde Rudolstadt mit dem Tod des letzten Gemeindevorstehers Gustav Callmann. Ende 1918 lebten zwar noch mindestens 80 Juden im Gebiet des damaligen Freistaates Schwarzburg-Rudolstadt, nach 1933 jedoch wurden diejenigen, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, deportiert und ermordet. Bereits 1935 wurde der Rudolstädter jüdische Friedhof, der sich in der Debrastraße, links der Abzweigung des steilen Fußweges zum Sonnenberg, am Nordfuß des Burgberges befand, eingeebnet. Auf einen einstmaligen Friedhof, später Teil einer Porzellanfabrik, deutet heute nichts mehr hin.

Historische Spurensuche

Trotz allem sind die historischen jüdischen Spuren in Rudolstadt nicht ganz verschwunden. So gehört zu den wertvollsten Beständen des Thüringer Landesmuseums Heidecksburg die Rudolstädter Judaica-Sammlung: 30 einzigartige Exponate geben Auskunft über das Leben dieser erloschenen kleinen jüdischen Gemeinde. Erst vor rund zwölf Jahren begann die Erforschung der einzigartigen Stücke, unter denen sich zwei Torarollen (gefertigt vermutlich noch vor 1800), ein mehrteiliger hebräischer Machsor (gedruckt 1794 in Wien), sechs Gebetbücher, Gebetstexte und –tafeln befinden. Besonders selten sind die erhaltenen Textilien der Gemeinde, darunter Thoravorhänge und Thoramantelchen. Die genannten Objekte stammen fast alle aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Vor fünf Jahren wurde die Sammlung erstmals im Thüringer Landesmuseum Heidecksburg der Öffentlichkeit präsentiert. Niemand anders als Charlotte Knobloch, damals noch Präsidentin des Zentralrats der Juden, eröffnete am 26. Oktober 2009 die Kabinetausstellung. Zuletzt waren die Exponate vom 17. März bis 11. Mai 2014 in der Kleinen Synagoge Erfurt zu sehen.

Verdient gemacht hat sich bei der Spurensuche nicht zuletzt ein engagierter Lehrer am Staatlichen Gymnasium Fridericia, namentlich Karl-Heinz Swirszczuk, der vor allem im Ethik- und Religionsunterricht das Interesse seiner Schüler auf das vergangene Leben und Schicksal der Rudolstädter Juden lenkt. So konnten bereits in den 1990er Jahren die Ergebnisse einer Projektarbeit unter dem Titel «Ju-

den in Rudolstadt» zu einer Broschüre zusammengefasst werden. Jahre später setzte sich insbesondere Swirszczuk dafür ein, dass 2011 die Wanderausstellung «Anne



Musikalisches Feuerwerk mit «Alaev Family» aus Israel.

Frank – eine Geschichte für heute» unter anderem auch im Rathaussaal von Rudolstadt zu besichtigen war.

Von «Izabo» bis «Sheva»

Nichtsdestoweniger finden auch immer wieder jüdische Zeitgenossen ihren Weg nach Rudolstadt, wenngleich sie dafür das seit 1991 alljährlich stattfindende bedeutendste Musikfestival Deutschlands für sogenannte «Weltmusik», das Tanz- und Folkfest (TFF), als Anlass benutzen. So beleben Anfang Juli immer wieder jüdische Musiker, meist aus Israel kommend und vom Publikum eher unbemerkt, die Innenstadt. Darunter befanden sich schon Größen wie Ya'ir Dal'al mit seinem Projekt «Al Ol» (1997), Emil Zrihan (1999), das Idan Raichel Project, gewissermaßen der «shooting star» im israelischen Popbusiness, sowie die Formation «Balkan Beat Box» (beide 2007) oder auch Rafid Kahalanis «Yemen



Die «Alpen Klezmerin» Andrea Pancur und Ilya Shneyveys inmitten prominenter Kollegen.

Blues» (2011), um nur einige genannt zu haben. 2008 war Israel beim TFF mit acht Programmpunkten und über 70 daran Mitwirkenden sogar Länderschwerpunkt. Neben der Formation «Izabo» brillierten dabei vor allem «Sheva»: Biblische Motive und mystisch-spirituelle Elemente charakterisieren das breite Spektrum der 1996 gegründeten Band. Besonders zu erwähnen

wäre dabei der Gitarrist von Sheva, Mosh Ben-Ari, seines Zeichens mit hebräischer (!) Reggaemusik und somit gänzlich eigenen Produktionen ein israelischer Popstar ersten

Ranges und im Ausland wohl nur genuinen Kennern der israelischen Musikszene bekannt. Man mag es kaum glauben, dass zumindest im Jahre 2008 für wenige Tage die Zahl der jüdischen Besucher derjenigen der jüdischen Bürger Rudolstadt von 1918 entsprach. Organisatorisch freilich betreten die Organisatoren des Festivals in Bezug auf die Forderung einiger Künstler nach koscheren Mahlzeiten – die darauf Achtenden durften also auf aus Israel mitgebrachte Konserven zurückgreifen – immer wieder neues Terrain. Die Auftritte mancher Gruppen müssen außerdem, die strikte Einhaltung des Schabbaths peinlichst einhaltend, zeitlich genau abgestimmt werden.

Familie auf der Bühne

Auch zum diesjährigen TFF waren wieder profilierte jüdische Musiker geladen, allen voran die «Alaev Family», die traditionelle bucharische Musik aus Tadschikistan und

tetts denselben Familiennamen, darunter selbstverständlich auch die bereits in Israel gebürtigen Aviva und die zwölfjährige Amanda (beide Violine und Gesang). Zwanglos unterhält man sich untereinander in mehreren Sprachen und singt auf der Bühne auf Russisch, Hebräisch oder Tadschikisch. Mit einer Aufführung am Samstagabend auf der größten Bühne des Festivals, der «Großen Bühne» im Heinepark, erhielten «Alaev Family» von den Veranstaltern dann auch den Status einer Hauptattraktion.

Alan Bern mischte mit

Ebenfalls dieses Jahr wurde auf dem bereits 24. TFF der RUTH, der deutsche Weltmusikpreis vergeben, den diejenigen Musiker erhalten sollen, «die in den letzten Jahren durch ihre künstlerische Arbeit Maßstäbe gesetzt haben» – so die Selbstbeschreibung des Komitees. Empfänger des diesjährigen Preises waren die Münchenerin Andrea Pancur (Gesang) und der Rigaer Ilya Shneyveys (Akkordeon), die zusammen das Duo «Alpen Klezmer» bilden. Die beiden Musiker recherchierten altes, bayrisches wie jüdisches Musikgut, um es «frisch belebt» neu erstehen zu lassen, frei nach dem Motto: «Lang lebe der koschere Gebirgsjodler!». Begleitet wurde das Duo in Rudolstadt von Klezmergrößen wie Alan Bern (Piano), Gründungsmitglied des Klezmerquartetts «Brave Old World» sowie künstlerischer Direktor des alljährlich stattfindenden «Jiddischen Sommers» in Weimar. Lorin Sklamberg (Gesang), Gründungsmitglied der «Klezmatics», war ebenso dabei wie der in neu gekauften Lederhosen spielende Trompeter Christoph «Stofferl» Well, bekannt von seinem Jahrzehnte langem Engagement mit der «Biermösl Blasn». Die Kombination von Hora und bujarischem Zwiefacher hatte die RUTH-Jury schnell überzeugt, und nicht zu unrecht warb das Programmheft des TFF 2014 für den erweiterten Alpenklezmer, indem «koschere Gebirgsjodler» in «lebensfroher, gefühlsechter und künstlerisch überzeugender» Manier daherkämen. Selbst wenn Pancur, die bereits 2012 den erstmals von der Landeshauptstadt München vergebenen «Innovationspreis Volkskultur» erhielt, einschränkend erklärte, bayerische und jiddische Musik hätten eigentlich nicht viel Übereinstimmendes, es sei viel eher die Sprache, über die man, zumindest in musikalischem Kleid, Gemeinsamkeiten finden könne.

«Who's who» der Weltmusik

Alpenklezmer wie auch die Alev Family haben bislang jeweils ein Album produziert. Während sich für die Produktion des ersten Tamir Muskat, bekannt als Mitglied der Balkan beat Box, verantwortlich zeigt, liest sich die Liste der Mitwirkenden auf dem Album der Alpenklezmerin wie ein «Who's who» der einschlägigen Weltmusikszene. Zu nennen wären hier u.a. Deborah Strauss (Violine), Joel Rubin (Klarinette), Andreas Schmitges (von «A Tickle in the Heart» aus Köln, Mandoline), Stefan Straubinger (Hurdy-Gurdy), die Regensburgerin Eva Heigl und der Wahlmünchener Alex Haas (Bass). Die Produktion dieses zweiten Albums wurde übrigens vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München mitfinanziert.

Weiteres zu den jüdischen Stars des 24. Tanz- und Folkfestes:
<http://alaevfamily.com>
<http://andrea-pancur.de/Musik.htm>
<http://www.alanbern.net>



Artists4Israel

Eine New Yorker Künstlergruppe im «kulturellen Krieg» gegen Antizionismus und für Israel

Von Clemens HENI

Artists4Israel ist eine Gruppe von jungen Künstlerinnen und Künstlern, die vorwiegend mit Spraydosen arbeitet und Graffiti sprühen. Im Januar 2009 lernte ich die Gruppe in New York City angesichts des damaligen Gaza-Krieges kennen. Anfänglich haben sie mit pro-israelischen Postern auf Demonstrationen in New York. Dann haben sie Aktzeichnen unter professioneller Anleitung organisiert, thematisch jeweils zu einem guten Zweck (z.B. «Ökologie in Israel»), wie immer sich das im Akt dann ausdrückt). Im Frühjahr 2009 wollte ich die Gruppe an die Yale University bringen, eine Ausstellung machen. Doch das Portfolio der Gruppe beinhaltete neben den vielen pro-israelischen Spray-Aktionen auch Bilder von für nicht wenige Amerikaner schockierenden Bodypainting-Events, also bunt bemalte nackte Körper. Das wäre für eine Eliteuniversität in USA dann doch zu riskant, das könnte einen Skandal geben, wurde mir offiziell gesagt, dabei hätte die Gruppe sogar von sich aus auf solche künstlerischen Aktionen mit nackten Körpern verzichtet...

Der Präsident der Gruppe artists4Israel ist der 1977 geborene exzentrische Straßenkünstler Craig Dershowitz aus New York. Er ist reichhaltig tätowiert, auch mit zionistischer Symbolik. Er betreibt ein Programm für Künstlerinnen und Künstler, die sich für Israel einsetzen und das in ihrer Arbeit umzusetzen versuchen, was nicht nur Graffiti betrifft, auch

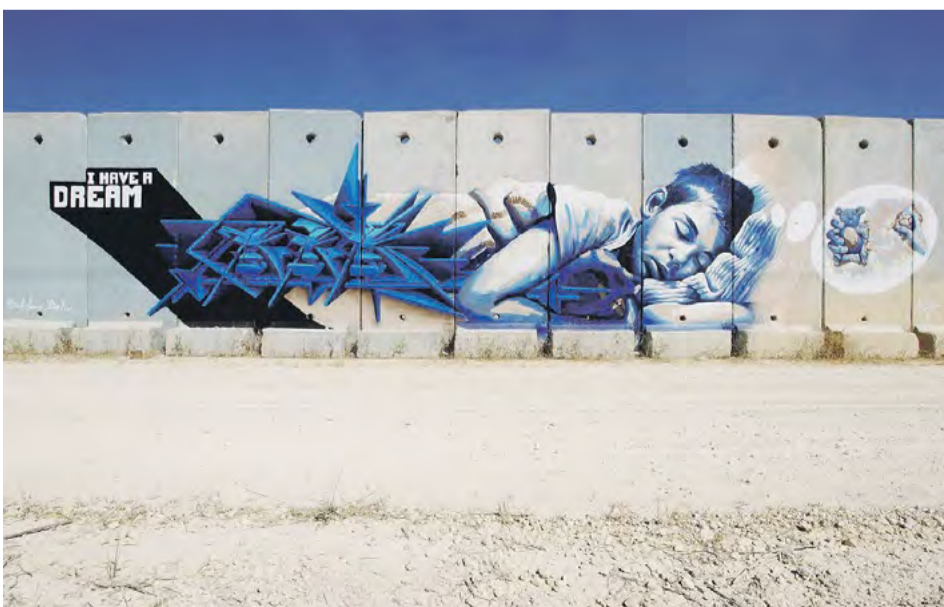
Ölmalerei und andere künstlerische oder bildhauerische Aktivitäten können darunter fallen. Zuletzt wurden artists4Israel durch ihr Programm «Bomb Shelter Museum» über die Grenzen New Yorks hinaus bekannt. Ein in Originalgröße nachgemachter Bunker, den die Gruppe zuerst aus Holz selbst bastelte, zeigt den Besucherinnen und Besuchern, wie eng so ein Bunker ist und was es heißt mitten im Alltag in einen solchen, zudem oft stickigen Raum Schutz suchend gehen zu müssen. Das «Bomb Shelter» Museum ist dazu da, wie Craig in einem Videobeitrag erläuterte, bald wirklich museumsreif zu werden, sprich: Geschichte. Bis es soweit ist, müssen die Menschen in USA oder Europa und anderswo weiterhin aufgeklärt werden, wie gefährlich der Alltag zumal im Süden Israels seit Jahren für die dortige Bevölkerung ist.

Artists4Israel sehen sich in vorderster künstlerischer Front im «kulturellen Krieg» der Bilder und Emotionen, der von Terrorgruppen wie Hamas entfacht wurde und im Westen von vielen antiisraelischen Künstlerinnen und Künstlern geführt wird. Artists4Israel sind eine pro-israelische, kritische Stimme in diesem «kulturellen Krieg», wie sie auf ihrer Homepage betonen (www.artists4israel.org). 2012 wurde Craig Dershowitz vom israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanyahu für seine pro-israelischen Aktivitäten mit einem Preis ausgezeichnet. Artists4Israel machen auch Workshops für Jugendliche aus USA, die zu Besuch in Israel sind oder für is-



raelische Kinder, die vom Bombenterror traumatisiert sind («Gib ihnen ein Lächeln»). Artists4Israel ist eine pro-israelische, aber keine rein jüdische Gruppe. Viele Kolleginnen und Kollegen von Craig sind Nicht-Juden.

Artists4Israel haben viele Bunker und andere Orte in Israel künstlerisch verschönert, einige Beispiele dokumentiert die Jüdische Rundschau mit ausdrücklicher Genehmigung von Craig Dershowitz und artists4Israel.



Asymmetrie zwischen Emotionen und Sachkenntnis:

Dieter und Johannes Hallervorden und eine «offene Stellungnahme»

von Thomas WEIDAUER

Im Deutschlandradio leitete kürzlich die Moderatorin eine Diskussion mit den Worten ein, «seit Wochen» seien Konfliktherde wie «Syrien, Ägypten oder auch Irak aus den Schlagzeilen verschwunden». «Voller Emotionen, aber selten mit Sachkenntnis» werde «ausschließlich über den Krieg zwischen Palästinensern und Israelis» gesprochen.

Bei Dieter und Johannes Hallervorden klingt das dann, publiziert als «offene Stellungnahme» auf Facebook, so: «Israel hat eine Fläche von 20.770 Quadratkilometern. Gaza hat eine Fläche von 360 Quadratkilometern. Allein schon daran erkennt man, wie asymmetrisch der menschenverachtende Krieg Israels ist: Goliath gegen David, 10.000 Mann gegen Einen!»



Dieter Hallervorden

Man muss sich glücklich schätzen, dass Dieter Hallervorden auf solche Vergleiche

nicht gekommen ist, als noch ein «Antifaschistischer Schutzwall» den Westen Berlins umgab. Als die «Mauer» gebaut wurde, lebten in West-Berlin mehr als 2,1 Millionen Menschen auf 481 Quadratkilometern, gut 4.500 Menschen je Quadratkilometer. In Gaza ist die Bevölkerungsdichte ähnlich hoch.

War West-Berlin etwas kleiner als Gaza, so war die DDR, die Dieter Hallervorden drei Jahre vor dem Beginn des Mauerbaus verlassen hatte, mit 108 Quadratkilometern ungefähr fünf Mal so groß wie das israelische Kernland. Und doch wurden von West-Berlin aus keine Raketen auf den Osten der Stadt und die umgebende DDR abgeschossen.

Und auch umgekehrt hielten die Versuche, aus dem Kalten Krieg einen atomaren zu machen, sich doch in Grenzen. Die Abschreckung funktionierte, weil auf beiden Seiten der «Mauer» Menschen

bestimmten, deren Restvernunft am Leben im Diesseits hing. «Wir lieben den



Penelope Cruz

Tod wie ihr das Leben liebt», pries dagegen noch Anfang August ein Hamas-«Führer» sich und seine Organisation. Einen solchen Gegner kann man nicht mit Zugeständnissen zu Kompromissen bewegen. Auch zwei von ihr herausgeforderte Kriege (2008/09 und 2012) scheinen die Hamas nicht davon überzeugt zu haben, dass es nichts bringt, sich mit Israel anzulegen. Bereits damals versteckte die Hamas sich unter und hinter Zivilisten.

Und was bringt Penelope Cruz dazu, sich weltweit öffentlich zu blamieren? Die Schauspielerin zeichnete mit ihrem Namen einen Aufruf, in dem Israel ein «Genozid an den Palästinensern» vorgeworfen wird; Javier Bardem, Cruz' Mann, verfasste zudem einen Meinungsbeitrag für eine spanische Zeitung, in dem er diesen Vorwurf wiederholte.

Man könne, heißt es darin weiter, weder «distanziert noch neutral» bleiben, dieser Krieg sei ein «Vernichtungskrieg gegen ein mittelloses Volk, das auf kleinstem Territorium» leben müsse, in dem

«Krankenhäuser, Krankenwagen und Kinder als terroristische Ziele» gelten würden. Er habe nur etwas gegen solche «Barbarei», aber nichts gegen Juden. Mit einigen sei er sogar befreundet.

Javier Bardems und Penelope Cruz' Zorn hielt allerdings nur wenige Tage an. Distanzierte Bardem sich mit einer Klarstellung, in der er dem «Volk Israels meine Hochachtung» versicherte und «Mitgefühl für seine Verluste» ausdrückte, von sich selbst, entdeckte Penelope Cruz ihre Ahnungslosigkeit: «Ich bin keine Expertin auf diesem Gebiet, ich bin mir der Komplexität der Situation bewusst.»

Drum wäre es auch besser gewesen, sie hätten geschwiegen oder erst überlegt und dann nicht unterschrieben. Denn den Schaden, den Dieter und Johannes Hallervorden im deutschsprachigen Raum und Javier Bardem und Penelope Cruz international mit ihren Stellungnahmen anrichten bzw. anrichteten, macht kein noch so begründeter Rückzug wieder gut – so er denn überhaupt erfolgt.

Selektive Wahrnehmung

Von Karl PFEIFER

Das Blut fließt in Strömen im Nahen Osten, allein in Syrien gibt es schon mehr als 170.000 Tote und Millionen Menschen sind auf der Flucht. In Syrien und im Irak errichtet die ISIS ein Kalifat. Nichtgenehme Muslime werden gekreuzigt oder gesteinigt, schiitische Moscheen gesprengt, Christen, die nicht konvertieren werden mit dem Tod bedroht. Die Kurden erichten ihren eigenen Staat, allein dort fühlen sich Christen sicher. Im Libanon wird ebenfalls zwischen der schiitischen Hizballah und sunnitischen Milizen eine Art Bürgerkrieg ausgefochten. Das Land hat eine Million Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen. In Damaskus belagert die syrische Armee das Yarmouk Lager, in dem bereits mehr als 2000 in Syrien in zweiter, dritter und vierter Generation geborene Palästinenser gestorben sind. In Jordanien leben mehr als eine Million Flüchtlinge aus Syrien. In Libyen tobt ein blutiger Bürgerkrieg, wer kann flüchtet. All dies ist vollkommen unabhängig von dem, was von der Sozialistischen Jugend Österreichs (SJÖ) als Hauptproblem des Nahen Ostens angesehen wird, nämlich «Israel-Palästina». Die SJÖ ist politisch marginal, aber sie mag exemplarisch für sehr viele linke Gruppen in Österreich und Deutschland stehen.

Man kann es kaum glauben, die SJÖ erkennt an: «Israel ist als Staat ein Faktum». Was ungefähr soviel Erkenntniswert hat, wie die Behauptung, die Erde sei keine Scheibe. Der

34. Ordentliche Verbandstag der SJÖ fordert daher, «die palästinensische und israelische ArbeiterInnenbewegung auf jedem Schritt hin zu einer revolutionären Lösung des Konflikts» zu unterstützen. Da kann man nur sagen: die haben vermutlich zu viele trotzkistische Broschüren gelesen. Ohne die darin enthaltenen Phrasen kommen die österreichischen Kaffeehausrevoluzzer nicht aus.

Sie versichern uns, «dass Kritik an der offiziellen, israelischen Politik per se nicht «antisemitisch ist». Was natürlich stimmt, per se ist sie nicht antisemitisch, nur leider wird sie allzu oft in antisemitischer Sprache geäußert. Wenn also junge Österreicher, die sich zur revolutionären «ArbeiterInnenbewegung» bekennen, lediglich einen – und nicht den blutigsten Konflikt im Nahen Osten – als Vorwand benutzen, um Israel alles mögliche zu unterstellen, dann werte ich dies als antisemitische Provokation.

Warum engagiert sich die SJÖ gerade wenn es um diesen Konflikt geht? Wahrscheinlich wegen «der historischen Verantwortung, die wir als ÖsterreicherInnen im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt haben...»

Das bedeutet, die Vorfahren haben ihren Beitrag zur Schoa geleistet, sie haben sich in jüdische Wohnungen gesetzt, oder lediglich als Soldaten «ihre Pflicht» getan, damit sechs Millionen Juden ermordet werden konnten und nun führen ihre Nachkommen das tiefe Bedürfnis, aufzuzeigen, dass sie sich wünschen, die Nachkommen der Überlebenden

sollten sich im Sinne des proletarischen Internationalismus von ihren Nachbarn umbringen lassen.

Ich werde hier nicht auf all die Faktenfehler eingehen, ich will nur den Punkt 2 ihres Forderungskatalogs wiedergeben: «Die Gleichberechtigung von christlichen und muslimischen PalästinenserInnen ist im heutigen Israel nicht gegeben, nicht zuletzt durch den starken Einfluss der Religion auf das dortige öffentliche Leben. Daher sehen wir in einem säkularen Staat Israel eine unabdingbare Vorbedingung für das friedliche Zusammenleben aller Bevölkerungsgruppen in einem gemeinsamen Staat.»

Warum nicht zuerst mit der Säkularisierung in den arabischen Ländern beginnen, wo man noch als Strafe Dieben die Hand abhackt? Warum nicht die Gleichberechtigung der Frauen in Saudi-Arabien einführen, wo Frauen bis heute kein Auto fahren dürfen? Spielt es eine Rolle, dass Christen und Muslime in Israel die vollen Staatsbürgerrechte haben? Dass im Gegensatz zu beispielsweise der Türkei in Israel Christen Kirchen errichten dürfen? Dass es arabische Parteien in der Knesset gibt und die kommunistische Partei legal funktioniert? All das interessiert die SJÖ nicht, die eine komplexe Realität in das Prokrustesbett ihrer trotzkistischen Ideologie zwängt. Sie sieht nicht, dass «Armut, Verzweiflung und Hass» nicht Ursache des Terrorismus sind, sondern das von den palästinensischen Politikern gewünschte Ergebnis ihrer Politik ist. 2005 hat

Israel alle jüdischen Siedlungen im Gazastreifen geräumt und Gewächshäuser hinterlassen. Die wurden abgerissen und es kam dann zu einem Bürgerkrieg, der dazu führte, dass Hunderte Palästinenser sich dort gegenseitig umbrachten.

Wir erleben in Europa eine antisemitische Welle, als deren Vorwand das angeblich kolonialistische Israel und die USA herhalten müssen. Dabei wird vom Gründungsmythos Israels daher geredet, als ob die sehr konkrete Geschichte der Nachkriegszeit unbekannt wäre. Nämlich der Widerstand der mächtigen amerikanischen Öllobby und des State Departments sowie der britischen Sozialdemokraten, die besorgt um ihre strategischen Interessen als Kolonialmacht im Nahen Osten die Errichtung des jüdischen Staates ablehnten. Die Sowjetunion hingegen unterstützte anfänglich den jungen Staat diplomatisch und mit Waffen.

Den SJÖ-Funktionären empfehle ich die eigene Geschichte zu studieren, welche Rolle noch bis in dieses Jahrhundert Antisemitismus in österreichischer Politik und Medien spielen. Die «ArbeiterInnenklasse» hat bislang bei der Lösung irgendeines internationalen Konflikts keine besondere Rolle gespielt. Und Konflikte gibt es zuhauf. Sich von der selektiven Wahrnehmung zu trennen, mit der Realität anstatt mit abgestandenen trotzkistischen Broschüren auseinanderzusetzen wäre ein Bruch mit schlechten Traditionen dieser elitären Jugendbewegung.

Zerstörung und Erlösung

Der 9. Aw ist eine Herausforderung für jede neue Generation

Von Rabbiner Yaacov ZINVIRT

Auch in diesem Jahr, wie in jedem, werden Juden an dem Trauertag Tischa be Aw zusammenkommen, um auf dem Boden sitzend bei Kerzenlicht zu trauern, zu beten und um sich zu erinnern, was dem Volk Israel widerfuhr, als die beiden Tempel zerstört wurden. Sowohl der erste Tempel, der 586 vor der Zeitrechnung durch die Ba-

abwandte, ihn gänzlich verließ, wie Kinder, die ihre Eltern verlassen, den Kontakt abbrechen und einen unendlichen Schmerz hinterlassen.

Der Tempel war zu damaliger Zeit das Zentrum des Glaubens, er war ein Ort der Verknüpfung zwischen G'tt und dem Volk, über Opfergaben näherten sie sich dem Ewigen.

Liest man nur diese vier Verse, so könnte man davon ausgehen, dass der Tempel gar nicht mehr seinen Zweck erfüllte, dass

Taten geben! Das war damals nicht der Sinn und heute erst recht nicht.

Dieses Verhalten war ein Grund für die Zerstörung des Tempels. Unser Verhalten sollte sich den Nächsten gegenüber ändern, ist dies nicht der Fall, wird der Tempel nicht wiedererbaut. Um dies zu verinnerlichen, haben die Weisen uns für Tischa be Aw folgende Rahmenbedingungen Fastentag gegeben. Diese sind u.a. das Fasten, das von Sonnenuntergang bis zum

verboten.

Vor dem Fasten erfolgt die Seuda Maffssekete – das Abschlussmahl, ein karges Essen, ohne jegliche Besonderheiten. Das Fasten erinnert uns an Jom Kippur – den Versöhnungstag. Jom Kippur ist ein Tag der Tschuwa, der Umkehr, ein Tag Bilanz zu ziehen und um sich zu verbessern.

Brauchte denn G'tt eigentlich die Opferkurbanot, was von der Wortwurzel sich nähern bedeutet? Ein Opfer ist nicht dazu da, G'tt zu befriedigen, sondern sich durch die Opfergabe G'tt zu nähern. Wenn wir uns an Jom Kippur erinnern, dann in erster Linie an die Opfergaben im Tempel, nicht an die Materie, sondern an den Prozess der Umkehr. Wir nähern uns durch das Fasten und den Gedanken an Jom Kippur an die Tschuwa.

Wir opfern an Tischa be Aw anders, wir opfern unser Vergnügen, unsere Bequemlichkeit und unsere Nahrung, wir müssen uns zurücknehmen. Wenn wir uns nicht immer im Zentrum sehen, ist dies eine Hilfe für die Tschuwa.

Im Midrasch steht geschrieben, dass bei der Zerstörung des Tempels der Meschiach-Messiah geboren wurde, was ein Synonym für die Erlösung ist. Zerstörung und Erlösung stehen sich gegenüber. Beide sind abhängig von unseren Taten. Schlechte Taten führten zur Zerstörung und Gute werden eine Erlösung zur Folge haben.



Beter an der Westmauer in Jerusalems Altstadt, am Abend von Tischa be Aw.

bylonier, als auch der zweite Tempel, der 70 nach der Zeitrechnung, wurden an Tischa be Aw (9. Tag im Monat Aw) zerstört.

Jedes historische Ereignis, an das wir uns durch Feier- oder Gedenktag erinnern, muss in erster Linie danach hinterfragt werden, was wir daraus für unsere Zukunft lernen können.

Im Talmud steht geschrieben: «Kol Dor sche lo niwna Bejt ha Migdasch be Jamaw Ke'ilu nechraw be jamaw – Jede Generation, die den Tempel in ihrer Generation nicht aufbaut, ist so, als wäre der Tempel in ihrer Generation zerstört worden.»

Dieser Satz ist ein Beweis für den Missstand, der damals existierte, denn es fehlte an Moral und Ethik. Solange der Tempel deshalb nicht wieder erbaut werden kann, ist jede Generation mit der Generation, die zu Zeiten der Tempelzerstörung lebte, gleichzusetzen.

In der historischen Forschung betrachtet man die Vergangenheit oft unter wirtschaftlichen, politischen, militärischen und anderen Aspekten, veranschaulicht mit Hilfe von Statistiken. Im Talmud, der mündlichen Thora und in den Propheten hingegen werden andere Maßstäbe gesetzt, man sucht immer nach spirituellen Gründen, die mit moralischen und ethischen Agitationen der Menschen im Zusammenhang stehen.

In Jesaja, 1. Kapitel, Vers 1-4 lesen wir: «Weissagung Jeschajahus, Sohnes des Amoz, die er geschaut über Jehuda und Jeruschalajim in den Tagen Ussijahus, Jotams, Achas und Jechisskijahus, der Könige von Jehuda. Höret, Ihr Himmel, vernimm Erde, denn der Ewige redet! Kinder habe ich erzogen und heranwachsen lassen, doch sie sind von mir abgefallen! Es kennt der Ochse seinen Eigner, der Esel die Krippe seines Herren, Jisrael erkennt nicht, mein Volk denkt nicht nach! Weh, sündhafte Nation, Volk mit Schuld beladen, Nachkommenschaft von Übeltätern, entartete Kinder! Sie haben verlassen den Ewigen, erzürnt den Heiligen Jisraels, sind rücklings gewichen!»

Betrachten wir nur diesen Abschnitt, erfahren wir dass sich das Volk Israel von G'tt

sich nicht gebühlich um ihn gekümmert wurde. In den Versen 11-12 lesen wir weiter die Worte des Propheten, der im Namen Gottes spricht: «Was soll mir die Menge eurer Opfer? Spricht der Ewige. Ich bin satt der Ganzopfer, der Widder und des Fettes und der Masttiere, das Blut der Stiere, der Lämmer und der Böcke begehre ich nicht. Kommt Ihr, um zu erscheinen vor meinem Angesicht, wer hat solches von euch verlangt, meine Höfe zu zertreten?» Hier erfahren wir, dass die tägliche Tempelarbeit verrichtet wurde, sogar sehr rege. Es wurden Opfer erbracht, es wurde gebetet, es war eine Wallfahrtsstätte, man versammelte sich an Festen und Schabbatot am Tempel.

G'tt jedoch will das nicht. Nicht nur, dass er sich nicht mehr an den Opfergaben der Juden erfreut, nein vielmehr, er hasst sie. Obwohl sie der Opfergabe, was eine Pflicht war, weiter nachgingen. In Vers 15-17 dann: «Breitet ihr eure Arme, Hände aus, so wende ich meine Augen von Euch weg, auch wenn ihr viel betet, ich höre es nicht - eure Hände sind voll Blut! Waschet euch, reinigt euch, schaffet das Böse eurer Werke vor meinen Augen hinweg, hört auf zu freveln; Lernt Gutes tun, forschet nach dem Rechten; helft dem Bedrückten, schafft Recht der Waise, führt den Streit der Witwe!»

Wie sehen also, die Menschen haben den Sinn der Pflichten verfehlt. Aufgrund des Versagens der zwischenmenschlichen Beziehungen, schlechten Umgang untereinander, war der Sinn der Pflichten, die mit dem Tempel in Verbindung standen, verloren gegangen. Es ist sinnlos, sich seinen Nächsten gegenüber schlecht und gemein zu benehmen und anschließend zum Tempel zu gehen, um Opfer zu erbringen, zu beten und zu denken, damit sei alles wieder im Reinen. So geht das nicht. Man kann sich gesellschaftlich nicht unmoralisch verhalten, dann zu G'tt beten und denken, «die Reset-Taste sei gedrückt worden», G'tt hätte alles verziehen. Das wäre scheinheilig. G'tt kann uns Menschen doch keinen Freibrief für schlechte

nächsten Sonnenuntergang dauert. Die Kinot-Klagen und die Megilat Ejcha-Rolle Ejcha werden gelesen. Die Rolle Ejcha wurde vom Propheten Jeremijahu, einem Zeitzeugen zur Zeit des ersten Tempels geschrieben. Des Weiteren ist das Tragen von Ledersohlen untersagt. Rasur, Waschen, Geschlechtsverkehr und Vergnügungen wie das Hören von Musik sind

Rabbiner Yaacov Zinvirt, in Jerusalem geboren, ist ein direkter Nachfahre von Rabbiner Elimelech aus Lischansk. Er amtierte als Rabbiner in Berlin, Mainz-Worms und in der Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen, übte außerdem Lehraufträge an den Universitäten Potsdam und Essen aus. Derzeit ist er als Religionslehrer in Berlin tätig.

Weitere Informationen:

<http://www.lehrhaus-net.de>

Tischa be Aw (der 9. Aw)

Nach der rabbinischen Überlieferung wurden am Tischa be Aw, dem neunten Tag des Monats Aw, sowohl der Erste Jerusalemer Tempel (596 v.u.Z. durch die Babylonier) wie auch der Zweite Tempel (70 u.Z. durch die Römer) und die Festung Betar im Bar-Kochba-



Wikimedia Commons

Aufstand (132-135 n. Chr.) zerstört. Nach Jom Kippur ist Tischa be Aw der wichtigste Fastentag im jüdischen Kalender und ein Datum der absoluten Trauer. Er dauert 25 Stunden, von Sonnenuntergang am Vorabend bis zum Erscheinen der Sterne am nächsten Tag.

Im synagogalen Gottesdienst werden unter anderem die Klagelieder und besondere Kinot gelesen. Zum Verständnis für die Hintergründe der Zerstörung des Zweiten Tempels dient unter anderem die talmudische Erzählung von Kamza und Bar-Kamza. Um die Trauer über den zerstörten Tempel und das lange Exil zum Ausdruck zu bringen, enthalten sich religiöse Juden am 9. Aw sämtlicher vergnüglicher Aktivitäten. Besonders in chassidischen Kreisen gibt es die Vision, dass der Meschiach (Erlöser) ebenfalls am Tage des 9. Aw das Licht der Welt erblicken wird. Fällt der 9. Aw auf einen Schabbat, wird das Fasten um einen Tag verschoben.

Die Vorbereitung zur Trauer beginnt am Nachmittag des 8. Aw mit Gebeten und am Abend desselben mit einem «Abschlussmahl» – einer Trauermahlzeit aus etwas Brot und einem hartgekochten Ei, das zum Zeichen der Trauer in Asche getunkt wird. Zum Abendgottesdienst werden u.a. die Klagelieder Jeremias gelesen. Am Trauertag selbst wird aus der Tora der Abschnitt Deuteronomium 4:25-40 gelesen, welcher über die Zerstörung des Landes Israel berichtet. Als Haftara wird das Kapitel 8:13-9:23 aus dem Propheten Jeremia gelesen, das ebenfalls von der Zerstörung Israels handelt. Am 9. Aw kann gearbeitet werden, doch gilt dies als nicht empfehlenswert. Im Vordergrund des Tages stehen Reue, Trauer und Besinnung. In manchen Gemeinden wird am Nachmittag des 9. Aw auch das Haus geputzt und der Boden gefegt – in Erwartung des Meschiach und der kommenden Erlösung. Mit dem Abend des 9. Aw wird das Fasten beendet – die Trauerzeit jedoch noch nicht, denn der Tempel brannte nach der Überlieferung bis zum Mittag des 10. Aw. Bis in die Nachmittagsstunden des 10. Av unterlassen es religiöse Juden, sich die Haare schneiden zu lassen, sich zu rasieren, Fleisch zu essen, Wein zu trinken, Musik zu hören und zu heiraten. In Israel gehen am Tischa be Aw viele Menschen zur Westmauer in Jerusalems Altstadt, dem Überrest des Zweiten Tempels, um dort die Klagelieder Jeremias' zu lesen.

«Chuppa we Kiddushin»

Jüdische Hochzeiten werden zunehmend beliebter – auch wegen ihrer Symbolik

Von Rebbetzin Julia KONNIK

Eine jüdische Hochzeit in Deutschland ist immer ein besonderes Ereignis, in Berlin aber schon seit Jahren keine Seltenheit mehr. Viele Paare – ob jung oder schon älter – entscheiden sich für eine Chuppa, und es werden zunehmend mehr. Die Voraussetzung dafür ist die Zugehörigkeit beider Partner zum Jüdischen Volk, das heißt, dass man Sohn oder Tochter einer jüdischen Mutter oder erfolgreich zum Judentum konvertiert ist. Entscheidet sich ein glückliches Paar, das die Voraussetzungen erfüllt, zum Großen Schritt und fühlt sich wirklich bereit, dann sollte zunächst ein passender Rabbiner gesucht werden. Er erklärt die genaue Vorgehensweise und begleitet das Paar dann durch die turbulente Zeit der Hochzeitsvorbereitungen.

Etwas ganz Besonderes, das ein integraler Bestandteil einer jüdischen Hochzeit ist, findet bereits am Tag vor der Chuppa statt. Es ist das rituelle Untertauchen der Frau in einer Mikwa – Berliner Frauen haben beispielsweise sogar drei wunderbare Mikwaot zur Auswahl. Mit der Rabbanit sollte die Kalla – so wird eine jüdische Braut genannt – unbedingt die wichtigsten Halachot – die Gesetze des Untertauchens – einige Zeit vor dem Mikwa-Besuch lernen, um das richtige Verständnis für diesen einzigartigen Vorgang zu entwickeln. Nur dann kann sich das großartige und höchst inspirierende Gefühl der Befreiung und des wahren Neuanfangs erst entfalten. Mit dem Gang zu einer Mikwa erreicht die Frau den höchsten Grad der spirituellen Reinheit und ist für den großen Tag bereit.

Im Optimalfall lernt das Paar auch die wichtigsten Regeln für den Umgang miteinander. Um einen Führerschein zu erhalten, müssen wir sowohl schriftliche als auch praktische Prüfungen bestehen. Und obwohl die Ehe wesentlich komplizierter und herausfordernder als Autofahren ist, existieren keine Fragebögen, durch welche ein Paar die Regeln für «vorausschauende Verhaltensweisen» lernen könnte. Die berühmte amerikanische Lektorin Lori Palatnik sagte vor einigen Wochen während ihrem ersten Auftritt in Berlin: «Wenn jedes Paar genau so viel Zeit in die innere Vorbereitung auf das Eheleben wie in die materielle Hochzeitsplanung investieren würde, hätten wir eine wesentlich niedrigere Scheidungsrate.» Mrs. Palatnik deutet hier auf das Lernen über Schalom Bait hin. Schalom Bait ist eine Art tief sinniger jüdischer Beziehungslehre. Es ist ein beinahe verlorenes Wissen, das heute jedoch von immer mehr jungen Paaren neu entdeckt wird, die das Glück, Harmonie und Verbundenheit in der Ehe bewusst zu höchsten Priorität erheben möchten. Für mehr Informationen dazu lesen Sie mehr im Netz oder fragen Sie Ihren Rabbiner.

Der große Tag

Am großen Tag sitzt nun die weißgekleidete, perfekt geschminkte und frisierte Kalla auf einem Ehrenplatz. Ihre Mutter und die werte Schwiegermutter sollten je rechts und links von ihr auf speziell dekorierten Stühlen platziert werden. Das nennt sich Kabbalat Panim – das Empfangen der Gäste. Die ankommenden Gäste sprechen

der Reihe nach allen drei Frauen ihre Glückwünsche gesondert aus, wobei sie mit der Mutter des Bräutigams anfangen sollten. Das traditionelle «Mazal tov» darf hierbei freilich nicht fehlen. Außerdem wünscht man eine gesegnete Ehe, gesunden Nachwuchs, Parnassa und all die anderen guten Dinge.

Die Gäste können außerdem die Kalla um eine Bracha – einen Segen – bitten. Die Braut hat an ihrem Hochzeits-

und es wird gesungen. Der Chatan vergewissert sich nochmals, dass die richtige Dame vor ihm sitzt, nimmt dann den Schleier von ihren Schultern und bedeckt ihr Gesicht. Nun wird er unter die Chuppa geführt.

Jedes Herz flattert, sobald man die schöne Kalla schreiten sieht, die wenige Minuten später zu der blumengeschmückten Chuppa von der Mutter und der Schwiegermutter geführt wird. Im Hintergrund hört man in der Regel

das leise und gefühlvoll gesungene Lied «Hu yivarech et haChatan ve et haKalla» – «ER segnet den Bräutigam und die Braut».

Unter freiem Himmel

Die Chuppa soll traditionell unter freiem Himmel stattfinden und bedeutet wörtlich «schützende Abdeckung». Sie besteht meist aus weißem oder buntem Samtstoff, der an vier Holzstangen befestigt wird. Dieser schöne Stoffbaldachin wurde im 16. Jahrhundert von Rabbi Moses Iseerles (Remo) eingeführt. Das Konzept ist jedoch uralte. Der Talmud betrachtet die Chuppa als eine grundsätzliche Voraussetzung für eine Hochzeit. Die Chuppa ist also keinesfalls nur eine nette Sitte,

die wir durch die Jahrhunderte «mitgeschleppt» haben. Sie hat eine komplizierte und vielfältige Bedeutung.

Zunächst deutet die Chuppa symbolisch an, dass ein jüdisches Haus offen für andere sein sollte: Für Gäste, für arme Menschen und natürlich auch für Kinder. Die erste Chuppa war das Zelt von Awraham und Sara – den ersten Juden. Es hatte Türen in alle vier Himmelsrichtungen. Unter der Chuppa findet aber auch ein entscheidender Akt statt, der formell den neuen Status des Paares anzeigt. Es ist ebenso der rechtliche Abschluss des Heiratsprozesses, der mit der Verlobung begann. Diese beiden Kinyanim – Akte der Aneignung – werden Chuppa we'Kiddushin genannt. Woher genau stammt aber die Idee der Chuppa ursprünglich? Psalm 19,6 spricht vom Bräutigam, der aus seiner Chuppa hervortritt, während in Joel 2,16 gesagt wird: «Lass den Bräutigam aus seiner Kammer hervortreten und die Braut aus ihrer Chuppa». Laut den mittelalterlichen Gelehrten Ran und Rif wurde die Chuppa vollzogen, wenn die Braut das Heim des Bräutigams betrat. Darum reicht zur Darstellung der Chuppa vor einer Synagoge oder einer Halle ein Baldachin aus, es sind keine Wände nötig. Rambam schreibt, dass

nur nach der anschließenden Abschottung – dem sogenannten Jichud – die Heirat als endgültig besiegelt gelten kann.

Tallit des Bräutigams

Es existiert ein schöner aschkenasischer Brauch, das Paar mit dem Tallit des Bräutigams zu bedecken. Dieser Brauch wird von den meisten Sfaradim sowie von manchen deutschen Juden heute noch gepflegt. Der Chatan steht immer als erster unter der Chuppa und erlebt, wie seine zukünftige Frau sieben Mal um ihn herum läuft. Dies versinnbildlicht die behütende Rolle der Frau, die eine großartige Familie durch Liebe, Geduld und Verständnis aufbauen kann. Die Zahl sieben steht für die sieben Tage der Schöpfung, da das Paar ja kurz davor steht, ihre eigene «neue Welt» zusammen zu erschaffen. Es heißt, die «Schaariy Schamaim» – die Himmlischen Tore – sind in diesem Moment geöffnet und das junge Paar kann in diesen einmaligen Augenblicken ganz intensiv um all die wichtigen Dinge bitten. Sowohl für sich als auch für das ganze Jüdische Volk: Um Schalom, um Gesundheit, Parnassa, um eine erfolgreiche und positive Vereinigung von zwei Familien, gesunde Kinder. «Bayt ne'eman beIsrael» – ein wahres jüdisches Haus soll hier gegründet werden und viel Freude für ganz «Klal Israel» und die ganze Welt bringen.

Nun wird die Ketuba vorgelesen und es kommt zum absoluten Höhepunkt, wenn der Chatan sagt: «Harei at mekudeshet li beTaba'at so keDat Mosche ve'Israel» – «mit diesem Ring bist du mir geheiligt nach dem Gesetz von Mosche und Israel». Die Braut wird nun durch einen Ring «erworben» und ist «mekudeshet» – für ihren Mann geheiligt. Unter der Chuppa wird nun eine Bracha über Wein gesungen, von dem beide Brautleute trinken, da sie nun in Zukunft alles teilen werden. Der Wein hat eine ganz besondere Stellung im Judentum. Nicht etwa, weil wir sehr gern Alkohol trinken. Nichts außer Weintrauben verändert sich so sehr und gewinnt an Wert, wenn man es als Einheit zerstört. Für ein Kilo Trauben bezahlt man wesentlich weniger, als für einen Wein. Und gute Weine können sogar wirklich teuer werden. An dieser Stelle kehren wir zu der der Ehe zurück: Eine gute Ehe ist selten und über alle Maße wertvoll. Dafür muss aber der Egoismus eines Individuums – wie die Traube – zerstört werden, damit die Kräfte beider Ehepartner sich vermischen und mit der Zeit, bei richtiger «Lagerung», zu herrlichen Ergebnissen führen.

Ein Leben «be Simcha»

Weitere sechs Lobpreisungen folgen, alle zusammen «Schewa Brachot» genannt. Sie aussprechen zu dürfen, ist eine ganz besondere Ehre. Dazu werden die Namen der Männer mit all ihren Titeln ausgerufen. Es ertönt schlussendlich das berühmte Psalm-Lied «Wenn ich Jeruschalaim vergesse...» und der Chatan tritt auf ein vor ihm hingelagertes, in eine Stoffserviette eingewickeltes Glas. Ohne diese Minute der Trauer ist keine jüdische Hochzeit vollkommen. Als Jude darf man nicht vergessen, dass der Heilige



Hochzeit unter einer Chuppa in Israel.

tag nämlich eine Art «übernatürlicher Kräfte»: Sie darf Menschen segnen. Sie kann darum gebeten werden, für die Genesung eines bestimmten Kranken zu beten oder für ein noch kinderloses Paar. Auch für baldiges Heiraten von noch einsamen Menschen kann sie ein Gebet sprechen. Die Kalla und der Chatan – der Bräutigam – sollten den ganzen Tag weder gegessen noch getrunken haben – für sie ist es ein kleiner Jom Kippur, daher kommt ihre besondere Heiligkeit und die Fähigkeit, Segen zu erteilen. Also das nächste Mal nicht zögern und einfach um eine Bracha bitten!

Während die Damen diese emotionsgeladenen Momente genießen, glückliches Lächeln austauschen und auch mal und die eine oder andere Träne die Rouge-Wange herunter kullert, beschäftigt sich der Rabbiner völlig ernsthaft mit der Ketuba. Die Ketuba ist der jüdische Ehevertrag und wird unter wachsamen Augen der Väter der Braut und des Bräutigams nun nochmals durchgegangen. Zwei männliche Zeugen unterschreiben schließlich die Ketuba. Damit wird den beiden Männern eine besondere Ehre zuteil. Soweit alles fertig ist, führen der Vater und der Schwiegervater den Chatan auf Anweisung des Rabbiners zu der Kalla, hinter ihnen laufen alle Männer,

Paraschot haSchawua

VON GENUSS UND HEILIGKEIT

09. AUGUST 2014
PARASCHA WAETCHANAN
DEUTERONOMIUM 3:23-7:11

Im Wochenabschnitt Waetchanan wird über den letzten Versuch Mosches, G-tt zu überzeugen, ihn in das Land Israel einziehen zu lassen, berichtet. G-tt hat ihm verboten, nochmals danach zu fragen. So darf Mosche nur von Weitem das Land bewundern und muss die Führung des Volkes an Jehoschuah übergeben. Mosche legt drei Zufluchtsstätten für die unabsichtliche Mörder jenseits des Jardens fest. Die Sinai-Erfahrung wird wieder in Erinnerung gerufen, und die zehn Gebote werden wiederholt. Mosche bereitet nun das Volk auf den Einzug in das Land Israel und auf die damit verbundenen kriegerischen Auseinandersetzungen mit den einheimischen Völkern vor.

Im vierten Kapitel von Deuteronomium, Vers 5, sagt Mosche zum jüdischen Volk: «Seht, ich habe euch Gesetze und Rechtsvorschriften gelehrt, wie es mein G-tt mir befohlen hat, damit ihr sie in der Mitte des Landes ausübt».

Viele Menschen meinen, dass man sich komplett von der körperlichen Welt absondern müsse, um ein heiliges Leben führen zu können. In verschiedensten Religionen streben die Menschen nach Heiligkeit, in denen sie sich bewusst von Genüssen trennen und sich Entbehrenge auferlegen. So darf man in manchen Religionen als «Heiliger» nicht heiraten, oder generell keinen Alkohol verzehren. Manche legen ein Schweigegelübde ab, anderen praktizieren sehr lange Fastenperioden. So versuchen die Menschen sich von der körperlichen Welt zu distanzieren, um der geistigen Welt näher zu sein.

Dem Judentum ist dieses asketische Denken jedoch sehr fremd. Das Judentum sagt, dass es unsere Aufgabe ist, die Heiligkeit und das Geistige in die körperliche Welt, in der wir leben, zu bringen. Wir dürfen uns nicht von der körperlichen Welt trennen, wir müssen sie heiligen. Aus diesem Grund ist es für jeden Mann ein Gebot, im Judentum zu heiraten. Alle unsere religiösen Zeremonien, wie Hochzeit, Beschneidung, Kiddusch, Hawdala werden mit Wein begleitet, und es ist ein Gebot, Festmahlzeiten zu den Feiertagen und besonderen heiligen Anlässen wie Beschneidung oder Hochzeit, oder selbst bei einem Sium (Beendigung des Lernens eines Talmudtraktates), zu veranstalten. Diese Idee ist auch im obengenannten Vers enthalten, indem Mosche sagt, dass die Gebote in der Mitte des Landes ausgeübt werden sollen. Das heißt, dass diese Gebote zum Teil des alltäglichen Lebens werden sollen und dass das Judentum nicht nur eine Religion, sondern auch eine Lebensweise sein soll.

Tatsächlich ist es so, dass die Gebote im Judentum sich in jedem Bereich des menschlichen Lebens wiederfinden. Nicht nur in einer Synagoge, sondern auch Zuhause, auf Arbeit oder draußen auf der Straße. Wir werden überall von unseren Geboten begleitet.

Man könnte hier gleichwohl die Frage stellen, was uns die Tora in Numeri 6: 2–11 und der dazugehörige Talmud-Traktat zum Nasir sagen wollen? Die Tora erklärt, dass ein Nasir sich für dreißig Tage vom Wein und anderen körperlichen Genüssen trennen soll und kann.

Also doch ein typisches Beispiel von Asketismus?

Rambam vergleicht diese Situation mit einem Baum. Wenn wir sehen, dass ein Ast in eine falsche Richtung wächst, dann binden wir ihn für eine Weile so, dass er in die entgegengesetzte Richtung geneigt wird. Wenn wir den Ast nach einer Weile wieder losbinden, wird er wieder gerade.

Genauso ist es mit einem Nasir. Wenn ein Mensch sieht, dass er von der körperlichen Welt zu sehr angezogen wird, und dass sie anfängt ihn zu beherrschen, soll er sich für eine Weile von ihr trennen, um den Ausgleich in sich zu schaffen. Doch dem Judentum nach ist das kein Idealzustand, und aus diesem Grund muss ein Nasir, nachdem die Zeit seiner Abstinenz abgelaufen ist, ein Sühneopfer bringen. Doch womit hat er denn gesündigt, er wollte doch nur in Heiligkeit leben? Seine Sünde bestand darin, dass er sich von den Genüssen der körperlichen Welt, die uns von G-tt zur Verfügung gestellt wurden, abwendete.

Wir sollen die körperliche Welt genießen, dafür wurde sie uns gegeben. Und um uns zu erheben, brauchen wir es nicht, uns von der körperlichen Welt zu trennen, denn wir haben die Kraft, die materielle Welt zusammen mit uns zu erheben, indem wir sie heiligen. Aus diesem Grund sagt der Talmud aber auch, dass es verboten ist, von der körperlichen Welt zu genießen, ohne einen Segenspruch zu sagen. Denn mit Hilfe des Segenspruches transformieren wir den körperlichen Genuss in eine Heiligung der materiellen Welt.



KRITIK WILL AUSGEHALTEN WERDEN

16. AUGUST 2014
PARASCHA EKEW
DEUTERONOMIUM 7:12-11:25

Im Wochenabschnitt Ekew beschreibt Mosche die Belohnung, die das jüdische Volk für das Einhalten der Gebote bekommen wird. Mosche warnt aber das Volk, nachdem sie das Land Israel besiedeln und sich dort einleben, nicht zu vergessen, wer sie aus der Sklaverei in das gelobte Land geführt hat und durch welche Wunder das ganze begleitet wurde. Die Sünde des goldenen Kalbes wird noch ein Mal in Erinnerung gerufen. Dem jüdischen Volk wird zum wiederholten Mal versprochen, dass es die einheimischen Völker besiegen und in das Land Israel einziehen werde. Die Grenzen des Landes Israel werden ebenfalls definiert.

In Kapitel 10, Vers 16 sagt Mosche zum jüdischen Volk: «Und ihr sollt eure Herzen beschneiden, und seid nicht mehr halstarrig!»

Raw Simcha Sissel aus Kelm sagt, dass der erste Teil dieses Verses uns lehrt, dass wir die Worte der Zurechtweisung und die Menschen, die uns zurechtweisen, lieben sollen. Der zweite Teil des Verses beinhaltet das Verbot, die Worte der Zurechtweisung zu ignorieren.

Eine Person, die viel zu sehr von sich überzeugt ist und nicht an sich arbeiten möchte, wird die anderen, die ihn zurechtweisen, als Feinde ansehen. Doch diese Person wird niemals in der Lage sein sich zu verbessern. Man kann sie mit einem Menschen vergleichen, dem der Arzt empfiehlt eine bestimmte Diät zu machen oder bestimmte Medikamente zu nehmen, und wenn er das nicht tut, wird er mit schlimmen Folgen rechnen müssen. Doch betreffende Mensch sagt: »Nein, es gefällt mir so wie es gerade ist, und

ich habe nicht vor, irgendetwas an meiner Lebensweise zu verändern». Natürlich versteht jeder, dass so ein Mensch sehr kindisch ist und sich lächerlich verhält, denn nur ein Kind präferiert kurzfristigen Gewinn oder Genuss. Um einen längerfristigen Nutzen oder Gewinn einschätzen und erkennen zu können, fehlt Kindern die Einsicht. Aus diesem Grund möchten sie häufig alles sofort haben, denn das Konzept «später» existiert für sie (noch) nicht.

Genauso verhält es sich mit der geistigen Welt. Ein Mensch, der die wohlmeinenden Zurechtweisungen von anderen ignoriert, läuft Gefahr, einen vollkommen falschen Weg einzuschlagen.

Wir sind auf dieser Welt, um uns geistig zu vervollkommen. Doch wie erfährt man, an welchen Eigenschaften man arbeiten soll? Die tägliche Selbstanalyse ist dafür sehr wichtig. Doch wir sind alle subjektiv denkende Individuen und können uns sehr leicht, insbesondere über uns selbst, irren. Deshalb brauchen wir die Meinung und Rückmeldung von anderen.

Unsere Weisen sagen: Wenn man wissen möchte, was G-tt über einen denkt, muss man darauf hören, was die anderen über einen denken. Doch wenn man wissen möchte, was die anderen über einen denken, muss man seine Frau fragen.

In Pirkej Avot 1:6 können wir lesen, dass Joschua ben Prachja sagt: «Bestimme dir einen Raw (Lehrer), verschaffe dir einen Freund und beurteile alle Menschen zum Guten!» Man braucht einen Raw und einen Freund, weil diese zwei Individuen uns aus zwei unterschiedlichen Blickwin-

keln betrachten können, und wenn wir was Falsches tun, werden sie uns zurechtweisen. Doch wie passt der letzte Teil der Mischna zu dem ersten? Was hat der Freund oder Lehrer damit zu tun, dass wir die anderen zum Guten beurteilen müssen?

Sehr oft, wenn die anderen uns zurechtweisen, gefällt uns das nicht, und wir bekommen negative Gefühle gegenüber demjenigen, der uns zurechtweist. Doch da unser Lehrer und unser Freund uns am Nahesten stehen, kann es durchaus passieren, dass sie uns öfter als die anderen zurechtweisen. Das kann dazu führen, dass wir auf diese Menschen «sauer» werden und unsere Beziehung zu ihnen vielleicht sogar abbrechen. Doch Rabbi Joschua sagt, dass wir insbesondere diese Menschen zum Guten beurteilen und uns eingestehen sollen, dass sie uns nicht zurechtweisen, weil sie Böses beabsichtigen, sondern um uns besorgt sind und möchten, dass wir uns verbessern und noch erfolgreicher werden.

Es gibt Menschen, die nur eine Gesellschaft suchen, wo sie ständig gelobt werden. Sie betrachten lobhudele Bekannte als ihre Freunde, doch die anderen, die produktive Kritik an ihnen äußern, werden automatisch zu Feinden erklärt. In Wirklichkeit haben diese Menschen nur Angst, sich selbst ihre Fehler einzugestehen. Sie laufen prinzipiell von dort weg, wo ihnen ihre Fehler gezeigt werden.

Wahre Freunde sind aber nicht die, die nur loben, sondern die, die zugleich auch den Mut zu einer gegenseitig produktiven und zielgerichteten Kritik aufbringen.

BELEHRUNG TRIFFT DEN EINZELNEN

23. AUGUST 2014
PARASCHA RE'EH
DEUTERONOMIUM 11:26-16:17

In diesem Wochenabschnitt wird dem Volk aufgetragen, das Land Israel von jeglichen Götzen zu befreien. Die Opfergaben dürfen nur im Tempel gebracht werden. Das tierische Blut darf nicht zum Verzehr benutzt werden. Die anderen Speisegesetze und Merkmale für koschere und unkoschere Tiere, Vögel und Meeresbewohner werden aufgelistet. Die Warnung gegen die falschen Propheten wird ausgesprochen. Das Verbot, selbst in der Zeit der Trauer zu verletzen, wird erteilt. Die Gesetze bezüglich eines jüdischen Sklaven werden gelehrt. Das jüdische Volk wird dazu ermutigt, sich gegenseitig aus der finanziellen Not zu helfen, und damit das Gebot der Tzedaka festgelegt. Die Gebote des Schmittajahres, der Abgabe des Zehntels und der Erstlingsfrüchte, werden gelehrt. Die drei Wohlfahrtsfeste und ihre Gesetze werden beschrieben.

Unser Wochenabschnitt beginnt mit den Worten: «Sieh, ich lege vor euch heute den Segen und den Fluch. Den Segen, wenn ihr auf die Gebote des Ewigen, die ich euch heute gebiete, hört, und den Fluch, wenn ihr auf die Gebote des Ewigen nicht höret.»

Der berühmte Kommentator Ibn Ezra kommentiert das erste Wort unseres Wochenabschnittes, Re'eh («Sieh!»). Er sagt, dass das Wort im Singular steht und nicht im Plural, weil Mosche nicht nur zu dem ganzen versammelten Volk gesprochen hat, sondern auch gleichzeitig zu jedem einzelnen von ihnen.

Mein Rosch Jeschiwa in Israel, Raw Binjomin Moskowitz, hat immer behauptet, dass die Definition von Mussar (ethische Belehrung, Zurechtweisung) als eine Belehrung empfunden wird, die ein anderer braucht und nicht ich. Denn immer wenn ein Raw in die Menge Worte der Zurechtweisung spricht, kann jeder denken, dass er zu seinem Nachbar spricht und nicht zu ihm selbst.

Genau das war nicht der Fall bei der Generation von Mosche. Jeder hat seine belehrende Worte auf sich selbst bezogen und nicht auf den anderen. Aus diesem Grund steht das Wort Re'eh («Sieh!») im Singular, denn die Menschen vernahmen seine Worte, als ob er zu jedem einzelnen gesprochen hat.

Wenn ein Mensch an sich wirklich arbeiten und sich vervollkommen möchte, wird er alle Worte der Zurechtweisung und der Belehrung auf sich selbst beziehen und nicht denken, dass es sich dabei nicht um ihn, sondern grundsätzlich um andere handelt. Ein arroganter und selbstverliebter Mensch ist dagegen nur in der Lage, die Fehler bei den anderen zu suchen, und ist zu feige, sich selbst zu hinterfragen.

In diesem Kontext passt die Geschichte eines Rabbiners, der einen anderen, mit ihm befreundeten Kollegen in einer anderen Stadt besucht. Der Stadtrabbiner hat seinen Gast im Vorfeld darum gebeten, ein paar Worte an seine Gemeinde zu richten. Dem Gastrabbiner ist es allerdings aufgefallen, dass einige in der Gemeinde

seines Freundes sehr leichtfertig mit bestimmten Geboten umgegangen sind. Doch bevor er die Gemeinde adressiert, will er sich zuerst mit seinem Freund, der die Mitglieder besser kennt, beraten, ob er diese Themen ansprechen kann, denn er will niemanden verletzen.

Der Gemeinderabbiner antwortet entspannt: «Bei mir in der Gemeinde kannst du so gut wie jedes Thema ansprechen, es wird sich dadurch niemand verletzt fühlen, denn meine Gemeinde besteht fast nur aus Jenemitemn.»

Der Gastrabbiner fragt leicht verwundert nach: «Du meinst doch bestimmt Jemeniter, jemenitische Juden. Und warum sollten sie sich niemals verletzt fühlen? Außerdem habe bis jetzt angenommen, dass deine Gemeinde fast nur aus aschkenasischen Juden besteht.» «Nein, nein», sagt der Gemeinderabbiner, «ich habe mich schon richtig ausgedrückt. Ich meinte Jenemiter und nicht Jemeniter, denn wenn auch immer ich die Worte der Zurechtweisung zu der versammelten Gemeinde spreche, denken alle, dass ich diese Worte zu „jenem“ [jiddisch: zu einem anderen] spreche, und nicht zu ihm. Deswegen bezeichne ich sie als „Jenemiter“.»

Mögen wir es lernen, die Worte der Belehrungen zu verinnerlichen und sie dazu zu nutzen, uns zu besseren Menschen zu erziehen.



EINE FRAGE DER PERSPEKTIVE

30. AUGUST 2014
PARASCHA SCHOFTIM
DEUTERONOMIUM 16:18-21:9

Wochenabschnitt Schoftim beginnt mit dem Gebot, ein unbestechliches und objektives Gerichtssystem aufzustellen. Die Strafe für den Götzendienst wird erläutert. Dem Volk wird geboten, einen König einzusetzen, falls das Volk es so wünscht. Der König soll selbst aus dem Volk kommen. Er soll selbst eine Torarolle schreiben, sie immer bei sich haben und auf dieser Basis das Volk regieren. Gerichtsurteile sollen in der Regel nach Anhörung von mindestens zwei Zeugen gefällt werden. Die überführten falschen Zeugen sollen so bestraft werden, wie sie dem Angeklagten schaden wollten. Die Gebote der Kriegsführung werden erteilt. Bevor man eine feindliche Stadt angreift, muss prinzipiell zuvor noch ein Friedensangebot unterbreitet werden. Ebenso werden die Gesetze im Falle eines Met Mitzwa, einem ungeklärten Mordfall erläutert.

Kapitel 17 Vers 11 in Deuteronomium macht unmissverständlich klar: «... und von ihrem Urteil sollst du weder links noch rechts abweichen». Gemeint sind die Rechtsurteile, aber auch die allgemeinen Belehrungen durch unsere Weisen, nach denen sich, sobald sie ausgesprochen werden, jeder von uns zu richten hat. Es handelt sich ganz klar um eine Pflicht.

Raschi kommentiert darauf, dass sogar wenn die Weisen sagen, dass Rechts – Links ist und das Links – Rechts, wir die Pflicht hätten, ihren Anweisungen zu folgen. Das ist zwar ein sehr schönes Ideal, aber wenn

ein älterer Rabbiner zu uns kommen und uns sagen würde, dass Rechts eigentlich Links ist und dass Links eigentlich Rechts ist, würden wir ihn wohl freundlich darauf hinweisen, dass er nicht Recht hat. Wir würden das vielleicht seinem Alter zurechnen, oder auch einem allgemeinen Denkfehler.

Was aber meint Raschis Kommentar dann? Müssen wir tatsächlich die Anweisungen von unseren Weisen befolgen, selbst wenn offensichtlich ist, dass sie falsch liegen? Widerspricht es das nicht der eigentlich jüdischen Tradition, die uns zur Entwicklung eines eigenen, unabhängigen Denkens ermuntert, und auch dazu, Dinge im Lernprozess kritisch zu hinterfragen? Schließlich fußt der gesamte Talmud auf Fragen und Diskussionen.

Während des Pessach-Seders bringen wir unseren Kindern bei Fragen zu stellen. Damit sie von klein an lernen alles zu hinterfragen, gerade damit ihnen niemand Rechts als Links und Links als Rechts verkauft. Also, was will Raschi uns mit seinem Kommentar sagen?

Rav Berkovits stellt fest, dass Raschi wie immer eine sehr genaue Wortwahl getroffen habe. Raschi sagt nicht, dass, wenn unsere Weisen uns sagen, dass der Osten eigentlich Westen ist und der Westen eigentlich Osten, wir ihnen darin blind folgen sollen. Raschi sagt aber, dass wenn die Weisen sagen, dass Rechts Links ist und Links Rechts, dann müssen wir ihnen folgen.

Wo ist der Unterschied zwischen Osten – Westen und Recht – Links?

Westen und Osten sind objektiv, aber Rechts und Links haben subjektive Implikationen. Egal, wo und wie wir stehen: der Westen bleibt immer im Westen, und der Osten bleibt im Osten. Doch wo Rechts und Links liegen, hängt davon ab, in welche Richtung wir schauen. Wenn eine Person uns gegenüber steht, dann ist unser Rechts sein Links und umgekehrt. Rav Berkovits interpretiert Raschi folgendermaßen: Wenn wir denken, dass irgendwas Rechts ist, unsere Weisen aber erklären, es sei Links, dann heißt das, dass wir diese Sache aus einer falschen Perspektive betrachten und uns schnellstmöglich umdrehen sollen. Sobald wir uns dann in die richtige Richtung drehen, wird es uns auch klar, dass das, was früher für uns Rechts gewesen ist, nun in Wirklichkeit Links, und das, was wir für Links gehalten haben, in Wirklichkeit Rechts ist.

Jeder Mensch denkt und handelt subjektiv, und oft brauchen wir einen Ratschlag von jemandem, der über uns steht und eine größere Übersicht behält. Dessen Ratschlag wird uns helfen, in die Richtige Richtung zu schauen, so dass sich Rechts und Links immer auf der richtigen Seite befinden. Aus diesem Grund hält uns die Mischna in Pirkej Avot (1:6) dazu an, nach einem Rabbiner zu suchen, der uns jederzeit qualitativ gute Ratschläge erteilen und immer in die richtige Richtung lenken kann.



Die Rückkehr des Thorajudentums nach Berlin

Über Yehuda Teichtal, seine Realitäten und die Vision der guten Zukunft

Von Irene RUNGE

An einem Freitagabend saß ich wie so oft auf der Frauengalerie der Synagoge Münstersche Straße. Deutschland stand im Halbfinale, das Männerparkett war dennoch voll. Nach dem Gottesdienst lachte Rabbiner Yehuda Teichtal (42). Seine erste Ansage: «Deutschland 1:0 gegen Frankreich. Und warum? Weil wir gebetet haben.»

Irgendwer hatte ihm das Ergebnis geraunt. Beim Kiddusch fehlte er, diesmal leitete Rabbiner Shmuel Segal den Abend. Er sagte die Segensprüche, das rituelle Händewaschen folgte, gemeinsam wurde gegessen, getrunken, gesungen, geredet und der rabbinischen Deutung des Wochenabschnitts zugehört. Yehuda feierte diesen Kabbalat Schabbat mit Rebbezin Leah, Kindern und Gästen bei sich zu Hause.

Aus dem Leben eines Rabbiners

Yehuda Teichtal kam am 16. September 1972 in Brooklyn, Crown Heights auf die Welt. Es war Schabbat und er noch keine Stunde alt, als der Vater zu seinem Rabbiner, zu Mendel Menachem Schneerson, dem 7. Rebbe, ging und den Segen für das Kind erbat. Vater Teichtal lehrt seit vierzig Jahren an der Yeshiva University, die Mutter ist Direktorin einer riesigen Mädchenschule, Yehuda ist der Zweitgeborene von 13 Kindern. Unvergessen die kleine Schwester Minna, die mit sieben Jahren starb. Aus den sieben Knaben und fünf Mädchen wurden inzwischen jüdische Führungskräfte, die insgesamt 35 Kinder haben. Yehuda erzählt, wie er als echtes amerikanisches Kind Präsident Ronald Reagan schriftlich zu seiner Bar Mitzwa einlud. Ein Jahr später kam der Dank auf vorgedruckter Absagekarte. Der Rebbe, sagt er, hätte jeden Brief sofort beantwortet und sich Zeit für jedes Kind genommen. Ob Jude, Christ,

Muslim oder ohne Religion, wichtig war der Mensch. Yehuda lernte früh, dass Lubawitscher Chassiden die Jüdischkeit in die Welt tragen. Der Rebbe, erklärte ihm der Vater, schickt jemanden auch auf eine winzige Insel, um dort Menschen glücklich zu machen. Für Yehuda wurde der Rebbe Vaterfigur und Vorbild. «Er hat uns vorgelebt, mehr als das zu tun, was wir uns zutrauen, unsere Aktionen zu verdoppeln und zu verdreifachen. Gute Taten verändern die Welt zum Besseren.»

Yehuda Teichtal ist ein Botschafter, ein Shaliach des Rebben geworden. Chabadniks wie er verbreiten Freude, Wissen und Liebe und handeln, denn jede gute Tat, jede Mitzwa ist gottgefällig. Yehuda weiß, dass manche Menschen aus Unsicherheit, Angst vor den Folgen oder Egoismus ihre Führungsstärken nicht ausleben. Für ihn ist das die Herausforderung. Verschlossenheit, Verweigerung und Rückzug widersprechen seiner positiven Lebenshaltung. Reach out! Diese globale Strategie des Rebben steht für Verbreitung und Wahrung jüdischer Traditionen. Der Rebbe sagte, es gibt keine guten und schlechten Juden, sondern nur Juden, egal, wo oder wo sie nicht beten.

1995 wurde Yehuda mit Leah bekanntgemacht. Seine Schwester hatte eine Freundin, die einen Onkel, irgendwie gehört Leah in diese Kette... Yehuda traf sie in New York. Sie sprachen über ihre Lebensziele. Beide wollten dem Judentum dienen. Yehuda hatte einen Traum, in dem Berlin eine Rolle spielte. Berlin, wo der Rebbe und die Rebbezin zwischen 1928 bis 1933 studiert hatten, wohin seit 1990 russischsprachige Jüdinnen und Juden einwanderten. Berlins jüdisches Gemeindeparlament ermächtigte damals Jerzy Kanal, den Vorsitzenden, Rabbiner Yehuda Teichtal und Frau Leah einzuladen. Sie buchten keinen Rückflug.

Warum Berlin?

Am 6. August 1996 um 10.45 Uhr landete das Ehepaar Teichtal mit der El Al in

Schönefeld. Leah war 20 und mit David schwanger, Yehuda 23 Jahre alt. Sie kamen über Jerusalem, wo Yehudas verstorbener «Zeide»

Rabbiner Chaim Menachem Teichtal sel.A. lebte, der sich wie Großmutter Chaya Feigel für alle Vorhaben der über einhundert Kinder, Enkel und Urenkel interessierte. Er war die tragende Säule in Yehudas Leben. Keine Sekunde habe er gezögert, sein Einverständnis für Berlin zu geben: «Yehuda, das Licht ist stärker als die Dunkelheit. Der positive Geist wird immer überleben.»

Dieser Großvater deutscher Muttersprache redete ungern über die Vergangenheit. Einmal aber rief er Yehuda beim Schabbatessen zu: «Oy! Me Haja Lanu! Welch Leid über uns! Wir flohen vor den Klauen der Nazis, wie mein Vater geraten hatte, nach belgischen Arbeitslagern gelangten wir bis nach Vichy in Frankreich. Dort führte ein Cousin des Rebben, Reb Zalman Schneerson, ein Waisenhaus.»

Er versteckte uns, obwohl wir zu alt fürs Waisenhaus waren. Eines Nachts, wir steckten im Keller, hörten wir die SS. „Was ist da unten?“ tönte eine schroffe Stimme. „Nur Bücher“, hörten wir Schneersons Antwort ...» Hier unterbrach die Großmutter mit wischender Handbewegung: «Lasst uns nicht über die dunklen Zeiten sprechen!»

Der Großvater antwortete sanft: «Nur wenn wir zurückschauen, können wir Haschem für das Gute danken.»

Großvater Chaim, 1923 in Pischtian, Slowakei, geboren, war wie sein Bruder von den Nazis geschlagen und gezwungen worden, mit umgehängten Schandtafeln durch die Straßen zu gehen. Die Familie wurde ermordet, viele in Auschwitz. Er entkam und leitete nach der Shoa in Paris ein Waisenhaus, bevor er nach Israel auswanderte.

Für diesen Großvater war Berlin die passendste Antwort auf die Vergangenheit.

Der Lebensmittelpunkt wird gestaltet

Yehuda erinnert sich, wie er in Berlin von der Tora als Fackel sprach und dass Lernen das Dunkel erhelle. Manche sagten ihm, für Thorajudentum wäre Berlin kein Ort mehr, Leah und er hätten hier keine Zukunft. «Wir waren gekommen, um zum jüdischen Leben innerhalb der funktionierenden Strukturen beizutragen, Außenstehende zu integrieren, junge Leuten für ihre jüdische Identität zu begeistern. Wir wussten viel über die Jahre vor und nach 1933, knüpften daran an, kamen mit der Freude am Jüdischen und lebten sichtbar mit der Tradition.»

Heute sind es sieben Rabbiner-Paare, die arbeitsteilig den All- und Festtag leiten, unterstützt von Praktikantinnen, Praktikanten, Religionsstudenten, 50 Angestellten und Ehrenamtlichen. Chabad ist mehr als ein Bildungs- und Familienzentrum, mehr als zwei Kindergärten, Grundschule, Gymnasium, Jeschiwa, Studententreff und vier Synagogen: Chabad ist die Leidenschaft, ist der Lebensinhalt von Führungskräften wie Yehuda Teichtal.

1996 war Berlin im Umbruch. Zwischen Ost und West kollidierten und koexistierten Lebensweisen, neue Selbstverständlichkeiten brachen sich Bahn. Eigenwillig hatte die DDR im Mai 1990 für jüdische Einwanderer aus der Sowjetunion ihre Grenze geöffnet. Als die Teichtals kamen, wurde im jüdischen Alltag viel russisch gesprochen. Für Yehuda kein Problem. er hatte nach Abschluss des Rabbinical College of America in Australien, Neuseeland, aber auch in Moskau gearbeitet. Neben der Smicha und fünf (!) Ordinationen war das sein Startkapital für Berlin. Feivl Kogan und dessen Frau Julia halfen nicht nur bei der Wohnungssuche. Yehuda initiierte Anfängergottesdienste, Lern- und Bildungskurse für alle. Leah und er spürten Freude, Neugier, aber auch das ängstliche Festhalten am Vertrauten, Vorurteile

und Misstrauen. Ihre Wohnung wurde ein offenes Chabad-Haus, ungewöhnlich für Berlin, wo das Jüdische hinter verschlossenen Türen stattfand. Lange Jahre war Sohn David eines der wenigen orthodoxen Kinder in der Stadt.

Bei den Teichtals war das alte Torajudentum zu Hause. Sie luden in chassidischer Weise zu Schabbat- und Feiertagen, zum Beten, Essen, Lernen und Kennenlernen in die Wohnung, organisierten ihr erstes Kinderferienlager. Yehuda gewann verlässliche Verbündete. 2007 eröffnete er das große Familien- und Bildungszentrum in der Münsterschen Straße mit Mikwe und Synagoge. Kindergarten und Schule folgten. Aus Ideen, Worten, Taten und Yehudas argumentativem Überredungsgeschick, dank privater Sponsoren und personellem Zulauf entstand eine neue Berliner Realität. Das jüdische Leben sprengte das enge administrative Korsett.

Drei Räume und ein System

Chabad gilt als weltweite Synagogen-Gemeinde ohne registrierte Mitglieder. Gesetzestreue religiöse Juden treffen auf ihresgleichen und auf Andere, auf Sympathisanten, Freunde, Neugierige. Lokales Sponsoring ist die harte Regel. Yehuda spricht von drei Aktionsräumen. Den äußeren Kreis bilden in Berlin etwa 10 000 Interessenten. Sie schätzen öffentliche Feste wie das große Lichterzünden zu Chanukka am Brandenburger Tor und anderswo, was inzwischen Teil der Berliner Kultur ist, die Laubhütten zu Sukkot, die Straßen- und Kinderfeste. Das wird auch über Facebook und E-Mail kommuniziert. Der zweite Raum ist ein innerer der rund 1700 Familien und Einzelpersonen, die sich regelmäßig einbringen, auch Gottesdienste besuchen, keine koschere Küche haben, aber die Regeln kennen und so ihre jüdische Identität leben. Den Kernbereich bilden mittlerweile etwa 200 Familien und Einzelpersonen, die koscher essen und den Schabbat halten. Sie haben ihr Leben von Grund auf verändert, sie sind religiöse Juden geworden. 170 Kinder gehen in die Chabad Traditionsschule und Kindergärten. Man darf, sagt der Rabbiner, nicht ungeduldig sein, denn der Prozess ist langwierig.

Chabad ist also orthodoxe Gemeinde und offene Gemeinschaft, eine Doppelung, die allen ein lebenspraktisches Judentum bietet. Darin unterscheidet sich diese Bewegung von anderen orthodoxen Gruppen. Bei Chabad heißt es: Die Tora gehört allen. Jüdische Werte sind gut für jeden. Wir sind für alle da. Think Positive! Yehuda sagt: «Unser Ziel besteht nicht darin, Menschen zu Lubawitsch zu bekehren, sondern sie in ihrer jüdischen Identität zu unterstützen.»

Häufig auf Reisen

So wie die meisten Chabad-Schlichim, reist auch Yehuda durch das Land und die Welt. Vor ein paar Wochen war er als Berliner Gemeinderabbiner einer von zehn führenden europäischen Rabbinern, die auf Einladung Präsident Putins im Kreml Strategien gegen Geschichtsrevisionismus, Rassismus, Xenophobie und Antisemitismus in Europa und Russland besprachen. Unter den Anwesenden auch Russlands Oberrabbiner Berel Lazar, Israels heutiger Oberrabbiner Yitzchak Josef und dessen Amts-Vorgänger Meir Lau. Am Rande erwähnte dieser, wie ihm im KZ Buchenwald ein Sowjetsoldat das Leben rettete. Putin erzählte, dass er als Kind neben einer jüdischen Familie wohnte, wo der Vater täglich den Gebetsschal anlegte und die Mutter stets freundlich war, und Yehuda, wie die russischsprachig-jüdische Einwanderung Deutschlands jüdisches Leben seit 1990 verändert hat. Ihn hätte überrascht, dass

Putin vom Traditionsbewusstsein des jüdischen Volkes als dessen historischer Überlebensgarantie sprach.

Die Kernfamilie

Yehuda nennt Leah sein Rückgrat. In New York geboren, wuchs sie in Israel auf, wohin der Rebbe ihren Vater, den späteren Oberrabbiner von Holon, geschickt hatte. Leah kümmert sich in Berlin um die Elternarbeit in Schule und Kindergärten. Sie ist Yehudas Partnerin, Beraterin, Vertraute bei Entscheidungsfindungen, versierte Botschafterin des Rebbe, nicht die Frau eines Botschafters. Zurückhaltende Klugheit und Führungsstärke zeichnen sie aus. Die vier Teichtal-Töchter kamen in Berlin zur Welt, sprechen mehrere Sprachen, kennen sich auch in technischen Dingen und natürlich in Tora und Talmud aus. David lernte in London, jetzt in Israel und Kanada. Vielleicht wird er Rabbiner. Der kleine Mendel ist auch ein Berliner, aber keine zwei Jahre alt.



Yehuda Teichtal winterlich gerüstet, hier beim Kerzenzünden an der großen Chanukka vor dem Brandenburger Tor in Berlin.

Yehuda geht spät ins Bett und steht früh um 6 Uhr auf. Er weckt die Kinder, darunter zwei Mädchen aus Städten ohne jüdische Schule, die bei ihnen wohnen. Die Kinder frühstücken, er geht zur Lerngruppe in die Synagoge, sagt das Morgengebet, frühstückt, macht Selbststudium, dann der Alltagsmarathon: Sitzungen, Schul- und Heimbesuche, Beerdigungen, Hochzeiten, Bar- oder Bat-Mitzwot, Amtshandlungen, Jugendarbeit, Seelsorge bei Kranken und Häftlingen, Sponsorensuche, Gespräche mit Politikern, Staatsgästen, Journalisten, Besuchergruppen, Einzelbesuchern. Rabbinische Schiedssprüche sind zu erarbeiten, Artikel, Vorträge und religiöse Shiurim vorzubereiten. Chabad Berlin ist gut vernetzt, ist aber von der staatlichen Regelfinanzierung ausgeschlossen. Der Rabbiner muss Gelder einwerben, ihm obliegen Sponsorensuche und Kontaktpflege, er erwartet, dass seine verdienstvolle jüdische Gemeinschaft endlich wir andere aus staatlichen Fördertöpfen bedacht wird.

Moralische Lebensqualitäten

Die große Wahrheit des Lebens, sagt Yehuda weise, ist die respektvolle Liebe zwischen Mensch und Mensch. Liebe und Bildung schaffen moralische Lebensqualitäten. Jeder Mensch muss sich selber wertschätzen, damit er Nachbarn lieben kann. Yehuda erklärt gern und viel, muss und kann zuhören und auf Mails, Anrufe, Briefe prompt reagieren. Er öffnet die Tür, wenn es klopft. Es geht nicht um uns, sagt er, sondern um jeden Menschen. Wir suchen in allem das Gute. Für ihn und Leah ist die zwischenmenschliche Lie-

be so wichtig wie das Legen der Tefilin und das Zünden der Kerzen am Schabbat. Als ihn eine Bundestagsabgeordnete zum Fastenbrechen Ramadan einlud, wunderte er sich und ging hin. Er fragte die muslimischen Repräsentanten, ob Armee und Gefängnisse Helal-Essen führten, denn Koscheres gäbe es dort nicht, und wie es um die Friedhöfe stünde. Gemeinsam trugen ihre Anliegen dem ebenfalls anwesenden Bundesinnenminister de Maiziere vor. So wurde für Rabbiner Teichtal aus einer sonderbaren Einladung ein Wink des Himmels.

Rückschau gleich Aussicht

«Die ersten 18 Berliner Jahre sind vorbei. Wir laufen Schritt um Schritt weiter ins Feld.»

Geht Yehuda in die Schulen, ist er gerührt, weil die Kinder Deutsch, Mathematik und gleichzeitig Tora lernen. Hunderte jüdischer Kinder wissen davon aber nichts, sagt er, auch darum gibt es

Chabad setzt auf Wachstum. Auch demographisch. Der Campus-Neubau auf dem Gelände Münstersche Straße wird mehr Lehre, Freizeit und Betreuung ermöglichen. Nächste Generationen formulieren Ansprüche, die Alten werden älter, Chabad will mit der Realität Schritt halten. Am Alexanderplatz haben Rabbiner und Rebbezin Zuckermann das dortige Beth Chabad wegen des steten Zustroms junger Jüdinnen und Juden und israelischer Touristen erweitert und ab Herbst wird der Studententreff Chabad on Campus unter neuer Leitung weitermachen. Alles braucht Zeit, wägt der Rabbiner ab, man beginnt beim Fundament, studiert das Umfeld, nach ein oder zwei Jahren klärt sich, woran man ist. Yehuda denkt in großen Dimensionen.

Der Höchstleistungsmensch

Yehuda sagt, er sei ein Mensch wie alle, müsse wie jeder an sich arbeiten, Stress abbauen, über Probleme reden, Perspektiven klären. Gefragt nach Wut oder Frustration, antwortet er, man müsse lernen, nicht negativ auf negative Erfahrungen zu reagieren und Antworten gelegentlich überschlafen. Das Leben ist eine Herausforderung, sage er Rat suchenden Kindern, ebenso bei familiären, beruflichen und anderen Schwierigkeiten. Yehuda Teichtal gehört dem rabbinischen Schiedsgericht an. Rabbinische sind menschliche Problemlösungen. Über manches wird lange verhandelt, mit anderem muss gelebt werden. Wenn erforderlich, wird auf professionelle Hilfe verwiesen. Yehuda Teichtal redet energisch, ausdauernd, temperamentvoll, er spürt Mängel auf, trennt Unwesentliches von Wichtigem, ordnet klug Beobachtungen und Bemerkungen, betreibt Selbstaubeutung. Er fragt nach, ruft dazwischen, verfügt über ein gutes Gedächtnis, wirbelt durch Gänge, Straßen, Städte und Länder, mailt, twittert, postet, ruft an und wird angerufen. Leute stehen in der Tür, sie halten ihn auf, aber nichts hält ihn von seiner Berufung ab. Seine Lebenslogik ist schlüssig. Er verlangt viel, nicht nur von sich. Wer Hilfe braucht, kann auf ihn bauen. Jemand, der erst seit kurzem in Berlin lebt, beschreibt Yehuda als einen Magneten, dabei sensibel, aufrichtig, voller Lebenslust, Gottesfurcht, starkem Willen und Kraft. Das Team zieht mit, aber für Außenstehende sei sein Tatendrang gelegentlich unfassbar.

Chabad Lubawitsch

Chabad Lubawitsch gehört heute zu den bekanntesten chassidischen Gruppierungen innerhalb des religiös-orthodoxen Judentums. Die Bewegung entstand im späten 18. Jahrhundert, maßgeblich initiiert von Rabbi Schneur Salman von Ljadi (1745-1812). «Chabad» ist ein Akronym aus den hebräischen Worten für Weisheit («Chochma»), Erkenntnis («Bina») und Wissen («Da'at»). «Lubawitsch» rührt vom Namen eines kleinen russischen Ortes in der Nähe von Smolensk, wo die Bewegung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts ihr Zentrum hatte. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts befindet sich das Zentrum von Chabad in New York, im Brooklyner Stadtteil Crown Heights. Die Bewegung ist in ihrer bisherigen Geschichte ganz wesentlich durch ihre sieben Rebbe geprägt worden, von denen Salman von Ljadi der erste war. Sie verkörperten eine tiefe emotionale Frömmigkeit und einen charismatischen Führungsstil. Der siebte Lubawitscher Rebbe, Menachem Mendel Schneerson (1902-1994), wird im Besonderen verehrt. Die Zahl der weltweiten Anhänger von Chabad wird auf rund 200.000 geschätzt. Weltweit sind mehr als 3.000 «Schlichim» (Gesandte) mit ihren Familien unterwegs, um jüdische Menschen wieder zu ihren Wurzeln zurückzubringen und ihr spirituelles Judentum zu stärken.

Aktivisten von Chabad sind heute auch in mehr als 12 deutschen Städten präsent, die von ihnen betriebenen Bildungs- und Sozialprojekte werden vorrangig durch private Spenden finanziert. Das im September 2007 in Berlin-Wilmersdorf eröffnete «Jüdische Bildungs- und Familienzentrum» ist das größte seiner Art in Europa und beherbergt neben der Synagoge unter anderem eine Yeshiva (Talmudschule), Bibliothek, Mikwe, Studienräume, Computerkabinett, koscheres Restaurant und moderne Veranstaltungsräume.

«Sehr viele weinten...»

Aufsehenerregendes Buch über deutsch-jüdische Militärseelsorge im Ersten Weltkrieg

Von Theodor JOSEPH

Im August 1914 hoffte die große Mehrheit der deutschen Juden, durch Betonung ihrer patriotischen Überzeugung die letzten Hindernisse auf dem Weg der Eingliederung in die Gesellschaft zu überwinden. Ausnahmslos sämtliche jüdische Organisationen in Deutschland, quer durch alle Schichtungen und Schattierungen, riefen ihre Mitglieder am Tag der Mobilmachung auf, freiwillig zu den Waffen zu eilen. «Dass jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich». Oder es hieß in religiöser Konnotation: «Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten jüdischen Pflichtgebots mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen Euch dem Dienst des Vaterlandes hinzugeben».

Auch jüdischerseits vernahm man in den Augusttagen des Jahres 1914 national(istisch)e Töne. Derartige Äußerungen wurden in den lokalen und überregionalen Presseorganen, in Kommentaren und Leserbriefen mit Begeisterung registriert. Zitiert wurde auch Leo Baeck, ein Rabbiner und aufsteigender Stern am Himmel des deutschen Judentums, der bislang als überzeugter Pazifist und Gegner des Militärs galt. Er hatte Anfang August 1914 in der liberalen Synagoge in Berlin-Charlottenburg in einer viel beachteten Predigt erklärt, dass «die schweren Tage uns alle haben empfinden lassen, wie das Leben des Vaterlandes unser Leben ist und wie das Gewissen des Volkes in dem unseren widerklingt». Zugleich kündigte er an, er werde als Feldrabbiner seinen Dienst leisten.

Im Kriege von 1870/71 hatte erstmals ein Student des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau um die Erlaubnis zur Ausübung der Seelsorge unter den jüdischen Soldaten nachgesucht. Doch erst im Ersten Weltkrieg nahmen Rabbiner ihren Dienst als Feldgeistliche in großem Stil auf. Dies war ein weiterer patriotischer Schritt und dem Versuch geschuldet, die Judenemanzipation zu befördern.

81 Freiwillige bei Kriegsausbruch

Dem ersten Aufruf des Verbandes der deutschen Juden am 4. August 1914, als Feldseelsorger zu wirken, waren noch im gleichen Monat 81 Rabbiner gefolgt – mehr als benötigt wurden. Die Ausstattung der Feldrabbiner entsprach der Uniform der christlichen Militärseelsorger, anstelle des Kreuzes trugen sie als religiöses Zeichen den Davidstern an der Mütze und der Halskette. Für die Uniform mussten sie anfangs selbst aufkommen, und das führte bei dem einen oder anderen zur Kritik. «Meine Montur, nach der Sie fragen», schrieb Leo Baeck dem Ausschuss des Verbandes der deutschen Juden im Februar 1915, «hat sich, was den Stoff anlangt, wie ich glaube, gut bewährt.» Um dann zu bemängeln: «Ein Mangel liegt nur darin, dass seiner Zeit keine genügende Anprobe stattfand und daher manche Stücke ihre Engen und Weiten haben». Nicht viel anders erging es Feldrabbiner Bruno Italiener, seit 1907 zwanzig Jahre lang Rabbiner der Israelitischen Religionsgemeinde Darmstadt war, der sich in Berlin beschwerte: «Leider muss ich Ihnen [...] mitteilen, dass der von dem Schneider für die Reithose gewählte Stoff miserabel ist; er war nach 6 Wochen durchgeschabt, und

dabei habe ich noch auf keinem Gaul gesessen!»

«Mögen einzelne, mögen Tausende fallen, Deutschland wird leben, Deutschland muss leben! Amen!» Mit diesen Worten endet der Abschnitt der 1918 veröffentlichten Schrift «Jüdische Seelsorge an der Westfront» von Feldrabbiner Dr. Martin Salominski. Die grundsätzliche Beschränkung auf die Zulassung von sich freiwillig meldenden Rabbinern wurde auch im

Als Militärseelsorger im Dienst war Leo Baeck jedwede nationalistische Attitüde abhandeln gekommen. So beharrte er darauf, dass das «Kaisergebet» nicht ins Feldgebetbuch gehöre, da es ein Andachtsbuch für den Soldaten, aber nicht eine «Liturgie für den Rabbiner» sei. Die Neigung, die bei den Gottesdiensten hervortrete, von dem «Kaisergebete einen etwas extensiven Gebrauch» zu machen, kritisierte er, verdiene «keine Nachahmung», schon wegen des

regelmäßigen Feldrabbiner-Konferenzen beschäftigte. Auf antisemitischen Druck war es im Oktober 1916 zu der «Juden-zählung» gekommen, mit deren Hilfe das preußische Kriegsministerium den Anteil der Juden an der Front nachprüfen ließ. Mit der perfiden «Juden-zählung» wurden die deutsch-jüdischen Soldaten stigmatisiert und damit ein Prozess in Bewegung gesetzt, der diese Soldaten in Zukunft langsam, aber unaufhaltsam von ihren Kameraden trennen musste.

Bislang waren der Forschung 30 Feldrabbiner namentlich bekannt. Den Herausgebern ist es gelungen, die Lebensläufe von insgesamt 45 jüdischen Feldgeistlichen nachzuziehen, eine großartige editorische Leistung. Mit der vorliegenden Untersuchung liegt erstmals eine umfassende, kenntnisreich annotierte Dokumentation über die jüdische Militärseelsorge vor, die ergiebig aus den Quellen des Bestands «Gesamtarchiv der deutschen Juden» im Berliner Centrum Judaicum schöpft. Darin fanden die Editoren ein Aktenkonvolut, das sich auf das Feldrabbinat bezieht – ein archivalisches Kleinod. Das Ergebnis ist zugleich ein Gedenkbuch, ruft es doch die Erinnerung an Rabbiner wach, die als Seelsorger ihr Leben eingesetzt haben für ihr Land und die ihnen anvertrauten deutsch-jüdischen Soldaten.

Über seine Aufgabe und die Nachwirkung als Militärseelsorger schrieb der Frankfurter Rabbiner Georg Salzberger nach dem Krieg: «Trotz der späteren bitteren Erfahrungen möchte ich die vier Jahre als Feldrabbiner nicht missen. Sie haben mich nicht nur freier und sicherer, sie haben mich stolz gemacht auf meine jüdischen Kameraden, die aus dem Kriege noch jüdischer hervorgegangen sind als sie bis dahin waren». Das Vaterland hat es ihm nicht gedankt.



Feldrabbiner David Alexander Winter in Russland mit dem evangelischen Divisionspfarrer Johannes Gustav Kawerau (l.) und dem katholischen Feldgeistlichen Dr. Schürmann (re.)

Ersten Weltkrieg beibehalten und galt für Feldrabbiner, die an allen Fronten jüdische Feldseelsorge ausübten.

Ab August 1915 erhielten die Feldrabbiner eine monatliche Aufwandsentschädigung, jedoch nur aus «Billigkeitsrücksichten», weil das preußische Kriegsministerium an dem Standpunkt festhielt, dass ihnen ein Rechtsanspruch auf Gewährung von Vergütung für ihre Tätigkeit nicht zustehe.

Die Tätigkeit der Feldrabbiner erstreckte sich auf die Veranstaltung von Gottesdiensten, auch für Kriegsgefangene, den Besuch von Lazaretten und Sanitätsformationen, die Mitwirkung bei Beerdigungen, Verteilung von religiöser Lektüre und Liebesgaben aus der Heimat, wozu an der Ostfront auf Wunsch oder mit Genehmigung des Armee-Oberkommandos die Mitwirkung bei Hilfsaktionen für die jüdische Zivilbevölkerung im Kriegsgebiete kam.

Einige dieser Feldrabbiner haben ihre Erlebnisse und Erfahrungen als Militärseelsorger in autobiographischen Schriften niedergelegt, u. a. Sali Levi (Jüdisches Feldgebetbuch, 1918), Martin Salominski («Ein Jahr an der Somme», 1917), Aron Tänzer («Brest-Litowsk, ein Wahrzeichen russischer Kultur», 1917) und Leo Baeck («Einblicke in die jüdische Feldseelsorge»).

Euphorischer Hurra-Patriotismus

Auch in den Synagogen wurde für den «Sieg der deutschen Waffen» gebetet, die in ihrem patriotischen Überschwang die Stimmung jener Tage widerspiegeln. Es war Hurra-Patriotismus, oder gar mehr, wenn es bei Feldrabbiner Salominski am Schluss seiner Schrift «Jüdische Seelsorge an der Westfront» heißt: «Wir müssen siegen in einem höheren Sinne, weil mit unseren Bataillonen marschieren der Glaube und das Recht. Und die sind unbesiegbar.»

ungünstigen Eindrucks einer «markierten Absichtlichkeit».

Ebenso differenziert sah er den Gebrauch der Nationalhymne, die seiner Meinung nach schon deswegen nicht in das Feldgebetbuch hingehöre, weil jeder Soldat sie auswendig kenne. Und eine aus dem Buch abgelesene Hymne sei keine Nationalhymne mehr: «Auch bei ihr ist übrigens vor allem auf ausgedehntem Gebrauche zu wahren; sie soll etwas Festtägliches haben».

Feldrabbiner Bruno Italiener erlebte die Hohen Feiertage im September 1914 in einer Brüsseler Synagoge. Darin erinnerte er sich so: «Während der Predigt des Rabbiners [...] herrschte tiefe Andacht, aber der ergreifendste Augenblick war, als nach dem offiziellen Gebet für den König die Orgel leise die Nationalhymne der Belgier zu spielen begann. Sehr viele weinten. Ich mußte unwillkürlich denken: Wie liebt doch der Jude das Land, indem er geboren ist! Tiefer kann in keinem Gotteshaus Belgiens der Schmerz für das unglückliche Land empfunden werden».

Stigma der «Juden-zählung»

Neben einem allgemeinen virulenten Antisemitismus im Militär, war es vor allem die sogenannte «Juden-zählung» im Oktober 1916, womit sich die Feldrabbiner konfrontiert sahen und was sie in ihren



Hank, Sabine/Hank, Uwe/Simon, Herrmann: Feldrabbiner in den deutschen Streitkräften des Ersten Weltkrieges, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin, 2013, 624 S.; 48 €

Feldrabbiner

Feldrabbiner spiegeln die Präsenz deutscher jüdischer Soldaten an den Fronten des Ersten Weltkriegs wider. Bei Kriegsausbruch meldeten sich 81 Rabbiner als freiwillige Feldrabbiner zur Front – mehr, als überhaupt benötigt wurden. Die jüdischen Gemeinden und Organisationen verbanden mit ihnen und den oft heldenhaften Einsätzen der jüdischen Soldaten die Hoffnung auf eine weiter zunehmende Anerkennung der jüdischen Gemeinschaft und ihrer Religion durch die Umgebungsgesellschaft. Zu den zentralen Aufgaben der Feldrabbiner gehörten, neben der eigentlichen religiösen Seelsorge, die Verteilung von religiöser Lektüre und «Liebesgaben» aus der Heimat, die Durchführung von Unterhaltungsabenden und Vorträgen und der Dienst in Lazaretten. Nach der sogenannten Juden-zählung 1916 widmeten sie sich auch verstärkt dem Kampf gegen den Antisemitismus in den deutschen Streitkräften.

«Ein Weib soll nicht Mannesgewand tragen...»

Zur (jüdischen) Kulturgeschichte der Frauenhose vom Mittelalter bis heute

Von Martina BITUNJAC

Seit dem ausgehenden Mittelalter bis zur Emanzipationsbewegung der Frauen im 19. Jahrhundert war das zweigeteilte Kleidungsstück, genannt Hose, in der westlichen Welt ein geschlechtsspezifisches Symbol für Männlichkeit und Überlegenheit. Mit diesen Eigenschaften verknüpft war jahrhundertlang das alleinige Wirken der Männer in der Berufswelt, im Krieg und in der Politik, während sich Frauen der häuslichen Sphäre widmen mussten. Im Unterschied zur christlichen Kultur, übernahmen Frauen im Judentum, wie etwa die im 17. Jahrhundert geborene Gold- und Juwelenhändlerin Glückel von Hameln, neben der Kindererziehung, dem Haushalt und der Handarbeit, zugleich die Verantwortung für das Familiengeschäft. Vom Lernen wurden jüdische (wie christliche) Frauen jedoch ausgeschlossen. Frauen konnten in der Synagoge nur in einem Nebenraum – strikt getrennt von den Männern – beten, und weder den Tallit tragen, noch die Thora lesen, wie dies mit Beginn des 20. Jahrhunderts in der liberalen, aber nicht in der orthodoxen Synagoge, etabliert wurde. Mit der Verfestigung von männlichen und weiblichen Lebens- und Handlungsräumen, setzte sich auch die geschlechtliche Zuordnung von Hose und Kleid durch.

Jüdische Kleidung im Okzident und Orient des Mittelalters

Während in der Antike Frauen und Männer einteilige Gewänder, die griechische bzw. römische Tunika, trugen und sich ihre Kleidung im Wesentlichen nicht von der der polytheistischen Bevölkerung unterschied, kam es im Mittelalter zu einem drastischen Wandel im jüdischen Leben: Der politische und wirtschaftliche Aufstieg der Christen bedeutete mitunter auch, dass Juden ihre Kleidungskultur gezwungenermaßen umstellen mussten. So legte im Jahre 1215 Papst Innozenz III. eine diskriminierende Kleiderordnung für Juden und Jüdinnen fest, um die jüdische Bevölkerung von der christlichen unterscheiden zu können. Da die jüdische Existenz als gefährlich für das christliche Seelenheil betrachtet wurde, mussten Juden in Ghettos leben und wurden kontinuierlich wegen Ritualmord- und Hostienschändungsbeschuldigungen aus ihren Wohnorten vertrieben. Während jüdische Männer zu ihrer Kennzeichnung zunächst einen langen, gelben Hut, den so genannten «Judenhut» tragen mussten, und seit dem Baseler Konzil im Jahre 1431 verpflichtet waren, sich durch einen gelben Ring auf ihren Kleidern kenntlich zu machen, mussten Jüdinnen einen langen blaugestreiften Schleier über ihr Haar legen. Neben dieser speziell jüdischen Kleidung, gab es zwischen Männern und Frauen, Juden und Nichtjuden viele modische Gemeinsamkeiten: So gehörten im Mittelalter Röcke und bodenlange Kleider sowohl für Männer als auch für Frauen zur Garderobe, während die höfischen Damen, genauso wie Männer, Beinlinge, d. h. einzelne Hosenbeine, anzogen. Erst seit dem 14. Jahrhundert, als Aristokratie und Ritterschaft an Bedeutung gewannen, entwickelte sich – im Okzident – das Tragen von Hosen zu einem männlichen Vorrecht.

Der Orient, welcher seit dem 18. und 19. Jahrhundert von den Westeuropäern mit großer Neugier und Bewunderung bereist wurde, bot ein weitaus anderes Kleiderverhalten. Die sephardischen Jü-

dinnen und Juden, die Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien vertrieben wurden und im Osmanischen Reich eine neue Heimat fanden, übernahmen zugleich



Junge Kibbutz-Pionierinnen in Palästina/Israel. Ihre Hosen haben Symbolwert und praktischen Nutzen zugleich.

den orientalischen Kleidungsbrauch. Zum Erstaunen der Europäer waren bei jüdischen und muslimischen Osmaninnen sowohl breite Pumphosen als auch Leggings-artige Hosen, die bis ins 19. Jahrhundert von einem Unterkleid und einem Mantel verdeckt wurden, en vogue. Auch kombinierten jüdische Tunesierinnen Figur betonende Hosen mit enganliegenden Oberteilen, während auf dem Balkan Frauentrachten mit weiten Seidenhosen in Mode waren. Zu betonen ist, dass selbst in China, in einigen Teilen Japans und in kalten Polargebieten Hosen nie als ein geschlechtsspezifisches Kleidungsstück definiert wurden, was zeigt, dass die Hose per se nicht mit Männlichkeit in Zusammenhang gebracht werden kann.

Hosen-Experimente im 19. Jahrhundert

Dennoch mussten sich in der westlichen Kultur Europäerinnen im Zuge der Emanzipationsbewegung das Recht auf das Hosentragen schwer erkämpfen – und sie ernteten dabei viel Spott und Unverständnis. Die in Deuteronomium 22,5 festgelegte Vorschrift: «Ein Weib soll nicht Mannesgewand tragen, und ein Mann soll nicht Frauenkleider anziehen; denn ein Gräueltat ist dem Herrn, deinem Gott, ein jeder, der solches tut», konnte mahrend auf die Frauen gewirkt haben, tat es jedoch nicht langfristig. Bereits im Laufe der Französischen Revolution und der damit verbundenen Einräumung von emanzipatorischen Rechten an Juden und Frauen, fingen die französischen Revolutionärinnen damit an, ihrer Kleidung zu «vermännlichen». Einen weiteren wagemutigen Schritt in der Geschichte des Hosenkostüms leistete die amerikanische Frauen- und Anti-Sklaverei-Aktivistin Amelia Bloomer, als sie in ihrer Zeitschrift «The Lily» die neue Erfindung – ein kurzes Kleid mit knöchellangen Hosen – vorstellte. Bloomer hatte dieses Unterfangen, wenn auch nur für kurze Zeit – sie selbst trug das nach ihr benannte Kostüm nur von 1851 bis 1859 – realisiert und wurde deswegen nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen belächelt und verbal angegriffen. Etwa zeitgleich fielen die ersten Studentinnen an der Züricher Universität durch, wie man meinte, eines so genannte «Zwitter»-Erscheinung auf.

Unter diesen Frauen befanden sich viele russisch-jüdische Einwanderinnen bzw. «Ausreißerinnen», die aus ihrem Heimatort regelrecht geflüchtet sind, nicht etwa

eines Mannes wegen, sondern weil sie ihren Durst nach Wissen stillen wollten. Sie wählten deswegen die Stadt Zürich zum Studieren, weil die dortige Universität – nach Paris – die zweite Hochschule war, die ab 1867 Frauen offiziell zum Studium zuließ. Als «Blaustrumpf» angefeindet wurde mitunter die radikalste Frauenrechtlerin Deutschlands, Hedwig Dohm (ihr Vater war jüdischer Herkunft), die mit ihren emanzipatorischen Schriften «Was die



Else Lasker Schüler, Rebellin der 20er Jahre, in modischen Hosen.

Pastoren von den Frauen denken» (1872) und «Die wissenschaftliche Emancipation der Frau» (1874) für Furore sorgte. Dohm belehrte in dem ersten «Pamphlet» den frauenfeindlichen Pastoren von Nathusius, der u.a. behauptete, alle Völker der Erde würden die geschlechtsspezifische Kleiderregel von Hose und Rock befolgen, des Besseren. Frauenrechtlerinnen wie Hedwig Dohm, Rosa Luxemburg und Anita Augsborg ist es zu verdanken, dass nach dem Ersten Weltkrieg der Frau das Wahlrecht eingeräumt wurde und sie – bis

zur Machterlangung der Nationalsozialisten – ihrer Karriere als Richterin, Ärztin, Juristin und Professorin nachgehen konnte.

Bubi-Köpfe und Pyjama-Parties: Der neue Frauentyp der 20er

Für Intellektuelle, Schriftstellerinnen und Lyrikerinnen, darunter Else Lasker Schüler, Rose Ausländer und Mascha Kaléko, öffneten sich in den 1920ern vielfältige berufliche Perspektiven, die diese Repräsentantinnen des «neuen Frauentyps» gewiss in vollen Zügen nutzten. Die typische «Garçonne» trug den Bubikopf-Haarschnitt, gar eine Männerfrisur, wie etwa die Historikerin Selma Stern, und fiel in kurzen Röcken und Hosen auf. Die Romanprotagonistinnen – allen voran «stud. chem. Helene Willfüer» – der Bestseller-Autorin Vicki Baum verkörperten gerade diesen weiblichen Erfolgstypus der Ära der Neuen Sachlichkeit. Böse antisemitische Stimmen behaupteten, dass vorab jüdische Frauen in ihren Pariser Salons diesen neuen, nach ihrer Auffassung nach, unmoralischen Mode-Trend gesetzt hätten. Dennoch: Frauen genossen in den 1920ern in vielerlei Hinsicht einen bis dahin unbekanntem Freiheitsstatus. Und im Zuge der jüdischen Auswanderung nach Palästina, engagierten sich Frauen schließlich – gemeinsam mit ihren männlichen Mitstreitern – beim Aufbau kollektiver Siedlungsdörfer, der Kibbutzim. Zu ihrer Garderobe gehörten als Zeichen der Gleichstellung gegenüber dem Mann lange, aber auch kurze Hosen, die ihnen ermöglichten besser ihrer Arbeit etwa in der Landwirtschaft nachzugehen. Hosen wurden demgemäß nicht nur aus Modebewusstsein und als Ausdruck der modernen Lebenskultur getragen.

Die Frauenhose in Krieg und Frieden

Der Aufstieg der konservativ geprägten, nationalistischen Ideologien im 20. Jahrhundert bedeutete zum einen die unfreiwillige, wenn auch kurzzeitige Zurückdrängung von Frauen in konservative Lebensmuster. Zum anderen schlossen sich Tausende Jüdinnen und Nichtjüdinnen der Résistance bzw. der antifaschistischen Partisanen-Bewegung an und kämpften Seite an Seite mit ihren männlichen Genossen gegen ausländische Besatzer und einheimische Kollaborateure. Neben dem Gewehr fiel die kämpferische Partisanin auch durch die Hose auf – eine kriegsbedingte Ausnahmeerscheinung. In der Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit sehnten sich Frauen, wie Männer, nach einem intakten Heim und einem starken Familienrückhalt, wurden doch alle Familien durch den Krieg getrennt; Millionen kehrten nicht mehr zurück. Diese Realität versetzte Frauen wieder in ihre traditionelle Geschlechterrolle. Statt Hosen, trug die tüchtige Hausfrau breite Röcke, die die Knie verdeckten. Mit der Frauen- und Hippie-Bewegung der 1960er und 1970er wurde der jahrhundertlange Streit über das Tragen eines zweigeteilten Kleidungsstücks nun endlich passé, jedenfalls fast: Erst 2013 hob man in Frankreich die längst vergessene post-revolutionäre Hosen-Verordnung von 1800 auf. Endlich darf jetzt die Französin ganz legal und offiziell die Hosen anhaben.

Osten ist Osten und Westen ist Westen

Unterschiedliche jüdische Kulturen und eine spezielle «östliche» Form des heutigen Antisemitismus

Von Dovid KATZ

Viele Hundert Jahre lang waren die beiden Hälften der europäisch-jüdischen aschkenasischen Zivilisation getrennt. Es gab den Westen mit seinem Zentrum in Deutschland und Ablegern in Holland und dem Elsass im Westen, der Schweiz und Italien im Süden sowie Ungarn im Osten. Diese westlichen aschkenasischen Juden sprachen das westliche Jiddisch, in dem zum Beispiel die Wörter für Großvater und Großmutter *harle* beziehungsweise *fraale* waren. Im östlichen Jiddisch, den slawisch dominierten Ländern Osteuropas, heißen sie *bobe* und *zeyde* (sehde). Letztere sind in der Tat moderne jiddische Wörter, da das heutige Jiddisch das östliche Jiddisch ist.

Das kommt daher, dass das westliche Jiddisch bereits im 18. Jahrhundert weitgehend ausgestorben ist. Damals war die westliche aschkenasische Zivilisation im demographischen Verfall begriffen, die traditionelle jüdische Kultur verschwand immer mehr, die Assimilation und die Angleichung ihrer Sprache an das Deutsche taten ein Übriges. Die deutsch-jüdische Aufklärung, angeführt von Moses Mendelssohn, versuchte die Juden in «Deutsche mosaïschen Glaubens» zu verwandeln. Die dahinter stehende Idee war, antijüdische Gefühle der Deutschen ein für allemal zum Verschwinden zu bringen.

Der Holocaust zerstörte die traditionelle jiddische und aschkenasische Kultur vollkommen. Fast die gesamte jüdische Bevölkerung wurde vernichtet. Heute besteht die jüdische Gemeinschaft in Deutschland ironischerweise hauptsächlich aus «Russen» – Juden aus osteuropäischen Ländern, die lange Zeit Teil der sowjetischen Sphäre waren.

Im Fall von Osteuropa haben wir es mit einer Art Mosaik zu tun. In Polen besteht die Gemeinde aus jüdischen Polen mit unterschiedlich starkem jüdischen Familienanteil. In Lettland und Estland kommt ein erheblicher Teil der jüdischen Bevölkerung aus einer «internen» sowjetischen Migration und sie ist somit Teil der Russisch sprechenden Minderheit, die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg dorthin ging. Hier in Litauen besteht die jüdische Gemeinde hauptsächlich aus Nachfahren litauischer Juden aus der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, als es die Republik Litauen gab. Ungarische

Juden sind eine wiederum eigenständige Gruppe wie auch ukrainische Juden.

Die Zahlen der Juden in Osteuropa werden ganz unterschiedlich angegeben, wie zum Beispiel auf der Seite des World Jewish Congress. Weissrussland: über 45.000, Estland: 2.500, Ungarn: zwischen 35.000 und 120.000, Lettland: über 11.000, Polen: zwischen 5.000 und 20.000, Russland: über 330.000, Ukraine: über 250.000. Für Litauen werden gar keine Zahlen angegeben,



Professor Dovid Katz

aber es leben ca. noch 3.000 Juden dort.

Nicht nur die Juden Osteuropas haben jeweils ganz eigene kulturelle Profile. Das trifft auch auf die Antisemiten zu. Ganz besonders deutlich wird das im «antisowjetischen» oder «antirussischen» Teil der Region, also vor allem in jenen Ländern Osteuropas, die bereits EU-Mitglied und NATO-Mitglied sind oder es werden wollen wie die (westliche) Ukraine. Die Konturen des osteuropäischen Antisemitismus in diesen Gegenden in den letzten 25 Jahren seit dem Ende der Sowjetunion sind für Juden und Nichtjuden im Westen durchaus überraschend.

In westlichen Ländern kommt der Antisemitismus von der äußersten Linken und der äußersten Rechten. Der linke Antisemitismus tarnt sich oft als antiisraelisch und kann soweit gehen, Juden in allen möglichen Institutionen wie Universitäten unwillkommen zu heißen. In manchen Ländern kann der Antisemitismus auch gewalttätig werden, wie in Frankreich. Die extrem rechte Variante des Antisemitismus, häufig in der Form des Neonazismus, wie auch die jihadistische Variante sind für eine ganze Reihe von blutigen bis hin zu

mörderischen Anschlägen verantwortlich, wie zuletzt in Brüssel.

Wie sieht nun die Spezifik des Antisemitismus in Osteuropa aus? Er ist bislang fast ausschließlich ein rechtes Phänomen. Dabei kann man mittlerweile in einer mitunter vergifteten antirussischen politischen Atmosphäre unter «rechts» auch «Mitte-Rechts»-Bündnisse verstehen. Zudem ist es weitgehend kein gewalttätiger Antisemitismus. Aber was ist es dann? Es ist ein Antisemitismus, der ganz eng mit der Art und Weise, wie die Geschichte des Holocaust präsentiert wird, verbunden ist. Wir müssen uns ins Gedächtnis rufen, dass wir es hier mit einer Region zu tun haben, in der die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in den Köpfen und Herzen der unterschiedlichen Völker noch sehr lebendig ist, unabhängig davon, auf welcher Seite sie stehen.

Zuerst möchten diese nationalistischen Länder eine Geschichte als unbelastete Opfer haben. Sie wollen die Kollaboration ihrer nationalistischen Eliten mit den Nazis weißwaschen. In den baltischen Ländern und der westlichen Ukraine begannen Demütigung, Schikane und die Ermordung jüdischer Nachbarn in vielen Fällen schon Tage vor der Invasion der Wehrmacht am 22. Juni 1941. Nachdem die Nazis das Kommando übernommen hatten, wurden viele Tausende dieser nationalistischen «Helden» zu freiwilligen Mördern.

Diese Länder haben tatsächlich auch ihre verdienten Helden, Schriftsteller, Künstler, Denker und Gerechten unter den Völkern, die das Richtige getan haben und einen jüdischen Nachbarn vor den eigenen Nazi-Marionetten wie auch vor den Nazis selbst retteten. Aber vor allem wollen diese Nationen Osteuropas ihre Nazi-Kollaborateure auf eine geradezu obsessive Weise als «Helden für die Geschichte retten».

Warum? Weil praktisch alle diese Mörder antisowjetische Nationalisten waren, denen zugute gehalten wird, «die Kommunisten aus dem Land getrieben zu haben.» Das ist natürlich völliger Nonsens. Die Sowjets flohen vor dem Ansturm der Deutschen, dem Unternehmen Barbarossa, der größten Invasion in der Geschichte der Menschheit.

In der lettischen Hauptstadt Riga gibt es jährliche Paraden am 16. März, mit denen die lettische Waffen-SS geehrt wird. In Estland gibt es ähnliche Veranstaltungen zu Ehren der estnischen Waffen-SS. 2012 hat Litauen die Überreste des Nazi-

Marionetten-Premierministers Juozas Ambrazevičius Brazaitis überführt, und zwar mit vollen militärischen Ehren. Brazaitis kollaborierte mit den Deutschen bei der Ermordung der Juden in Kaunas (Kovno). Der Nobelpreisträger Elie Wiesel und der Historiker Randolph Braham gaben Auszeichnungen und Medaillen an die ungarische Regierung zurück, um gegen deren Politik der Ehrung von Nazikollaborateuren wie Jozsef Nyiro zu protestieren.

Schließlich ist die alte Lüge der jüdisch-bolschewistischen Verbrüderung in diesem Teil der Welt noch sehr lebendig. Demnach waren es die Juden, die alles angingen, indem sie den Kommunismus und die Sowjetunion möglich machten. Der Nazismus sei lediglich eine Art «Reaktion» darauf gewesen.

Jeder wird in der Öffentlichkeit diffamiert, sobald er oder sie betont, dass nur aufgrund der Sowjets überhaupt ein paar wenige Juden überlebt haben. Ebenso wird die Erinnerung an den Sieg über Nazi-Deutschland am 9. Mai 1945 weggewischt und sowjetische Veteranen und jene, die an sie erinnern, werden scharf attackiert.

Es ist wirklich eine merkwürdige Art Antisemitismus, welche auf die lokalen Juden in Osteuropa zielt, aber nicht auf die Juden Westeuropas oder Israels. Mir wurde unzählige Male von Besuchern der baltischen Staaten gesagt, «wir lieben euch, Leute, aber mit den lokalen Juden haben wir ein Problem». Die Sache wird also immer problematischer. Die Glorifizierung von Nazikollaborateuren und das Fortleben von deren rassistischen Ideen in der High Society wären im Westen undenkbar. Das musste in einer modischen neuen Theorie verpackt werden, die versteckt, worum es eigentlich geht. Diese Theorie behauptet, dass die Verbrechen der Nazis und der Sowjets völlig «gleich» seien. Das ist der Kern der sogenannten «Doppelter-Genozid-Bewegung», die mittlerweile als revisionistische Theorie über den Holocaust in den Westen exportiert wird. Aber das ist ein anderes Mal Thema.

Dovid Katz ist ein in New York-Brooklyn geborener unabhängiger Jiddisch-Forscher und Holocausthistoriker. Er gibt die Internetseite <http://defendinghistory.com/> heraus. Von 1999 bis 2010 war er Professor für jiddische Sprache, Literatur und Kultur an der Universität von Vilnius, Litauen. Seine persönliche Webseite ist www.dovidkatz.net.

TuS-Reisebüro – Ihr Partner für Reisen nach Israel

Ein erfahrener Israel-Spezialist lädt Sie ein, an einer Gruppenreise «HEILIGES LAND ISRAEL» teilzunehmen. Die Reisen dauern eine bzw. zwei Wochen (vom 11. bis zum 18. bzw. 25. November 2014).

Im Programm enthalten: Besuch der Städte Jerusalem, Zefat und Tiberias – drei der vier heiligen Städten der Juden; Begehen des Schabbat in Jerusalem; Besuch der sagenumwobenen Festung Masada und der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem; Tagesausflug zum Toten Meer u. v. m.

Eine Wochenreise kostet ab 999 € p. P. (Flug, Übernachtungen in Zweibettzimmern mit Frühstück und Abendbrot, geführte Touren und Busservice). Eine zusätzliche Woche der Erholung in Eilat ist für 551 € buchbar.

Für einen Aufpreis sind auch eine Reise zum Grab der Erzmutter Rachel und ein Bootsausflug auf dem See Genezareth buchbar.

Für weiterführende Informationen und Buchung wenden Sie sich bitte an das TuS-Reisebüro:

- Kantstr. 97, 10627 Berlin
- Telefon: 030/217 61 17, 375 911 31 • Fax: 030/218 38 56
- Web: www.tus-reisen.com • E-Mail: info@tus-reisen.com

Die Firmeninhaberin Yael Frankfurt und ihre Mitarbeiterin stehen Ihnen bei der Planung und Durchführung Ihrer privaten oder geschäftlichen Israelreise gerne mit Rat und Tat zur Verfügung.



JÜDISCHE RUNDSCHAU

Erscheint jeden Dienstag-Freitag. Bezugspreis beider Expedition monatlich 2,- Goldmark, vierteljährlich 5,75 Goldmark. Auslandsendungen werden in der Währung der jeweiligen Länder berechnet. Anzeigenpreis: 7.50 pro Spaltenzelle 0,50 G. M. - Sonntagszettel 0,25 G. M.

Redaktion, Verlag und Anzeigen-Verwaltung:
Jüdische Rundschau G. m. b. H., Berlin W15, Meinekestr. 10.
Telefon: J 1 Dismarck 7165-70.
Anzeigenfrist: Dienstag und Freitag nachmittags 4 Uhr
Redaktionschluss Sonntag und Mittwoch nachmittag.

Postcheck-Konten: Berlin 173 92, Basel V 9155, Budapest 650 32, Brüssel 394 33, Budapest 590 93, Danzig 1373, Haag 160 425, Prag 594 40, Wien 4155, Straßburg 164 30, Warschau 100 709, Wien 156 030. Bank-Konten: Deutsche Bank, Depositen, Kassa Berlin, Kurpfälzisches Bank, Rumänische Kreditbank, Cernaux (Romänien), Anglo-Palästina Co. in Haifa, Jerusalem, Tel-Aviv.

Nummer 27

Berlin, 4. IV. 1933

ה' ניסן תרצ"ג

XXXVIII. Jahrg.

Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. „Baseler Programm.“

DIE «JÜDISCHE RUNDSCHAU» VOR 100 JAHREN

An dieser Stelle bringen wir Auszüge aus der «Jüdischen Rundschau» von vor genau 100 Jahren und erinnern damit zugleich an eine jüdische Medienlandschaft in Deutschland, die sich Ende der 1930er Jahre unter nationalsozialistischer Repression unwiederbringlich auflöste. Die «Jüdische Rundschau», die 1902 erstmals erschien, war damals nur eine unter vielen jüdischen Zeitungen und Zeitschriften, aber sie besaß ihr unverwechselbares Profil. Sie erschien wöchentlich, bisweilen auch zweimal in der Woche, erreichte zeitweilig eine Auflage von fast 40.000 Exemplaren und spiegelte vor allem die Meinung der zionistischen Bewegung in Deutschland wieder. Maßgeblich geprägt wurde sie von dem berühmten Journalisten, Publizisten, Philosophen und Bibliothekar Heinrich Löwe, der 1933 selbst nach Tel Aviv emigrierte. 1938 wurde die «Jüdische Rundschau» von den Nationalsozialisten verboten. Wie andere Blätter auch, vermittelt die «Jüdische Rundschau» uns heute interessante Einblicke in die spezifische Situation der Juden im Deutschen Kaiserreich, während der Weimarer Republik und im NS-Staat. Wir erfahren von innerjüdischen Debatten, dem Kampf um Emanzipation im Alltag, politischen Aktivitäten, Prominenten und weniger Prominenten, von Deutschlands «Sonderweg» wie häufig auch von Entwicklungen in Palästina und in der jüdischen Diaspora.

Aufruf in der «Jüdischen Rundschau» vom 7. August 1914. Seit wenigen Tagen ist der Erste Weltkrieg im Gange, und die jüdischen Dachverbände ermuntern die männlichen Juden im wehrfähigen Alter, freiwillig zu den Waffen zu greifen – als ausdrücklicher Dienst am Vaterland.

«Deutsche Juden!

In dieser Stunde gilt es für uns aufs Neue zu zeigen, dass wir stammesstolzen Juden zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören. Der Adel unserer vieltausendjährigen Geschichte verpflichtet. Wir erwarten, dass unsere Jugend freudigen Herzens freiwillig zu den Fahnen eilt.

Der Reichsverein
der Deutschen Juden

Zionistische Vereinigung
für Deutschland

Deutsche Juden!

Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten jüdischen Pflichtgebots mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen, Euch dem Dienste des Vaterlandes hinzugeben.»

Nachfolgend ein Auszug aus der Nachrichtenkolonne der 33. Ausgabe der «Jüdischen Rundschau» vom 14. August 1914. Mehrere Hundert Juden trafen sich damals in der Hansestadt, um über effektive Möglichkeiten zur Unterstützung des Vaterlandes zu beraten.

Kriegshilfe der jüdischen Jugendvereine in Hamburg

«Am Mittwoch abend versammelten sich in der großen Turnhalle des Eimsbütteler Turnverbandes an der Schlangkreye die Mitglieder der hiesigen jüdischen Jugendvereine, um über ihre Teilnahme an der Hilfe für das Vaterland zu beraten. Vertreten waren die nachstehenden Vereine: Jüdischer Jugendbund Hamburg, Jüdischer Wanderbund Blau-Weiß Hamburg, Jüdischer Turnverein von 1902, Jugendgruppe des Israelitischen Humanitären Frauenvereins u.a., im ganzen etwa 300 bis 400 Personen. Den Vorsitz führte Herr Dr. Auerbach. In einer kurzen Ansprache betonte er u. a.: Die wichtigste Frage sei die Einbringung der Ernte. Kein Korn und kein Halm dürfe verloren gehen, damit Deutschland während der schweren Zeit aus eigener Kraft sich erhalten könne. Ebenso wichtig sei der Transport und die Pflege der Verwundeten. Ferner handele es sich um eine planvolle wirtschaftliche Unterstützung der zurückgebliebenen Frauen und Kinder, deren Ernährer zu den Fahnen einberufen sind. Die Pflicht eines jeden sei es, einzutreten, wo er könne, um mitzuhelfen, in dem heiligen Kampfe den Sieg herbeizuführen. Nach dieser mit begeistertem Beifall aufgenommenen Ansprache ließen sich viele Damen und Herren in die Meldebogen einzeichnen. Jeder wird von dem leitenden Komitee den seinem Können und seinen Fähigkeiten entsprechenden Platz angewiesen erhalten. Weitere Meldungen nehmen die Vorstände der obengenannten Vereine entgegen.»

In der «Jüdischen Rundschau» vom 24. August 1914 werden Auszüge aus verschiedenen anderen Zeitungen vorgestellt, so aus den «Hamburger Jüdischen Nachrichten» und aus der «Frankfurter Zeitung». Die ebenfalls zitierte «Vossische Zeitung» beschäftigt sich gerade höchst kritisch mit dem Kriegs-Aufruf des russischen Zaren an die dortige jüdische Bevölkerung:

«Der Selbstherrscher aller Rußen hat die Juden seines Reiches an das allerhöchste Wohlwollen erinnert, das er ihnen stets entgegengebracht habe, und hat sie vermahnt, der Dankbarkeit eingedenk zu sein, die sie dem Hause Romanow schulden. Das Wohlwollen von dem Kaiser Nikolaus spricht, dürfte wohl zum Ausdruck gekommen sein in den von der Kaiserlichen Polizei begünstigten oder selbst organisierten Pogromen, in Maßregeln der Knechtschaft, Unterdrückung und Ausbeutung, die immer wieder bewiesen, daß die schmachvolle Institution der Sklaverei nur auf geduldigem Papier gelöscht ist, in Wahrheit aber noch immer, und zwar in ihren grausamsten Spielarten besteht.

Die Nachkommen des Wüstenwanderstammes sind stark und zäh von Gedächtnis. Das

„Wohlwollen“ des russischen Zaren hat sich ihnen zudem mit der untüchtigen Schrift von Blut und Tränen in die Seele geschrieben, es ist also anzunehmen, daß die befremdlichen Ausdrucksformen der Allerhöchsten Gnade von den russischen Juden nicht vergessen worden sind. Die Juden werden dieses Huldbeweises eingedenk sein, wie Nikolaus II. befiehlt; nur vielleicht in anderer Art, als Nikolaus II. wünscht und hofft. Jeder, dem die „echt russischen“ Männer Vater und Mutter gemordet, Frau und Schwester entehrt, Haus und Heim verwüstet, Brot gestohlen und Trank vergiftet haben, wird heute durch kaiserliches Manifest aufgefordert, freiwillig die Waffen zu ergreifen für jene, die an ihm zu Räubern, Mördern und Schändern der Familienehre geworden (...) Die europäische und außereuropäische Welt um Rußland funkelt heute im Waffenglanz. Der Kronenträger von der Nawa ist genötigt, an den Gehorsam und den guten Willen seiner Untertanen zu appellieren. Vergißt Nikolaus II., daß er – oder die schwarzen Schreckensmänner seiner und seiner Vorfahren Regierung – sich drei Feinde im eigenen Reich gezüchtet haben: den Polen, den Finnen und den Juden? ...»

In der «Jüdischen Rundschau» vom 31. August 1914 wird über Schmarja Levin berichtet, der auf seiner Tour durch Amerika für die zionistische Bewegung agitiert. Seine abenteuerliche Reise an Bord der «Kronprinzessin Cecilie» hatte damals die Leser am Atem gehalten, eine Rückkehr nach Deutschland erweist sich als schwierig:

Schmarja Levin in Amerika

Das Mitglied des Engeren Actions-Comités, Herr Dr. Schmarja Levin, befindet sich bekanntlich seit Monaten in Amerika, wo er eine rege Propagandatätigkeit für unsere Bewegung und insbesondere für das hebräische Schulwerk in Palästina entfaltet. Herr Dr. Levin hatte die Absicht, seine Tournee Ende Juli zu beenden und nach Europa zurückzukehren. Er hatte sich auch bereits auf dem Dampfer «Kronprinzessin Cecilie» des Norddeutschen Lloyd eingeschifft, der am 28. Juli die Fahrt nach Europa antrat. Die Geschichte der Ausfahrt dieses Dampfers und seiner Rückkehr nach Amerika ist aus den Berichten der Tagespresse bekannt. Die «Kronprinzessin Cecilie» hatte eine größere Goldsendung nach Deutschland an Bord und befand sich bei Ausbruch des Krieges zwei Tagereisen von Southampton entfernt. Von englischen und französischen Kriegsschiffen verfolgt, gelang es ihr,

unter großen Fährlichkeiten auf Umwegen die nordamerikanische Küste wieder zu erreichen. Wie uns aus New York berichtet wird, ist Dr. Levin an Bord der «Kronprinzessin Cecilie» wieder in den Vereinigten Staaten eingetroffen. Die Tournee Dr. Levins gestaltete sich, wie wir den Berichten der jüdischen Presse in Amerika entnehmen, zu einem außerordentlichen Erfolge für die zionistische Sache. Kurz vor seiner Einschiffung veranstaltete die Federation of American Zionists eine Massenveranstaltung in dem Seebade Arvorn, Long Island, in der unser bekannter Gesinnungsgenosse Mr. Nathan Straus den Vorsitz führte und Dr. Levin eine zündende Rede im Interesse des hebräischen Schulwerks hielt. Mr. Straus verlas einen Brief seines Bruders Mr. Oscar Straus, in welchem der bekannte Politiker und ehemalige amerikanische Botschafter in Konstantinopel sich als warmherziger Freund des jüdischen Kolonisationswerkes in Palästina bekennt und seinen Sympathien für die zionistische Bewegung Ausdruck gibt. In dem Briefe von Mr. Oscar Straus heißt es unter anderem: «Palästina ist der Mittelpunkt nicht nur religiöser Welt, sondern auch der Empfindungswelt der gesamten Judenheit. Jede nutzbringende Arbeit, die dort geleistet wird, beleuchtet das jüdische Firmament in allen

Ländern der Zerstreuung. Das Heilige Land ist gleichsam der Horizont nicht nur der historischen Erinnerungen, sondern auch der Zukunftshoffnungen aller Juden.»

Mr. Nathan Straus wies in seiner Ansprache darauf hin, daß bei der gegenwärtigen Lage des jüdischen Volkes alle Meinungsverschiedenheiten zurücktreten müßten und daß es Ehrenpflicht aller jüdischen Organisationen sei, die Bestrebungen des Zionismus, durch die der Fortbestand des jüdischen Volkes gesichert werden soll, zu fördern. Mit einer deutlichen Anspielung auf das bekannte Brief von Mr. Jacob H. Schiff an den «American Hebrew» hob Mr. Nathan Straus hervor, daß auch diejenigen Juden, die sich aus irgendwelchen Gründen an der zionistischen Arbeit nicht aktiv beteiligen wollen oder können, gleichwohl Respekt vor dem ehrlichen Willen der Zionisten empfinden und sich sehr in acht nehmen müßten, die Anhänger der zionistischen Sache zu entmutigen.

Hierauf hielt Dr. Schmarja Levin einen von stürmischen Beifallskundgebungen begleiteten längeren Vortrag über das Thema: «Der Orient und die Judenfrage». Auch Dr. Levin kam in seiner Rede auf die Angriffe Jacob H. Schiffs zurück, die er in sehr geistvoller und vornehmer Art widerlegte.

Wahnkranke und solche, die es werden wollen

Von Jennifer Nathalie Pyka,
24.07.2014 Publiziert auf
dem Blog «Achgut.com».

Abdruck mit freundlicher Genehmigung
der Autorin.

Die Bundesrepublik atmet auf. Sie hat gerade noch Glück gehabt. Denn fast sah es so aus, als hätte sich das Land zum ersten Mal seit siebzig Jahren wieder ein Antisemitismus-Problem eingehandelt. «Jude Jude feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein» hieß es zum Beispiel in Berlin, « Hamas, Hamas, Juden ins Gas » in einigen anderen Städten, wo derzeit vor allem Besitzer eines Migrationshintergrunds auf der Straße für ein freies Palästina kämpfen.

Das ging anscheinend zu weit. Denn anders als bei Zionisten versteht das Land, das sich in puncto Antisemitismus-Bekämpfung einen Namen gemacht hat, bei Juden keinen Spaß. Darum gibt es jetzt in der Hauptstadt der Nie-Wieder-Nation eine Auflage, wonach das Herauskommen von Juden in genau dieser Satzkonstellation bei Demonstrationen nicht mehr gefordert werden darf.

Und ein paar Straßen weiter sind sich Thomas de Maizière, Frank-Walter Steinmeier, Joachim Gauck und auch Angela Merkel einig: Antisemitismus hat in Deutschland keinen Platz.

Damit wurde das Antisemitismus-Problem in letzter Sekunde bravourös beseitigt. Ab sofort möge der Mob also differenzieren und darauf achten, nicht mehr die Vergasung hiesiger Juden, sondern nur noch die Vernichtung von Juden mit einem eigenen Staat zu fordern. Kippa-Träger können wieder entspannt auf die Straße gehen, solange sie ihrem Angreifer noch rechtzeitig mitteilen, wie sie es mit dem Judenstaat halten.

Dazu passen Statements wie die des Antisemitismus-Forschers Wolfgang Benz, der zwar antiisraelische Demonstration ausgemacht haben will, die Rede von «antisemitischen Ausschreitungen» aber für «übertrieben» hält. Warum es weltweit noch nie antinordkoreanische, antinordkoreanische und antisudanische Ausschreitungen gab, hat er in 30 Jahren aktiver Forschung leider nicht herausgefunden.

Die Bekenntnisse aus Berlin und die Auflagen der Polizei sind zweifellos gut gemeint und noch besser gegen das schlechte Gewissen geeignet. Gleichzeitig verfügen sie über die Schlagkraft einer Feuerwehr, die bei einem Hausbrand nur das Feuer im Dachgeschoss löscht und das brennende Gebäude anschließend sich selbst überlässt.

Denn wenn es sich bei den seit zwei Wochen stattfindenden Demos um Friedensprojekte oder eine «Zusammenrottung erlebnisorientierter Jugendlicher» (Islamwissenschaftler Hannes Bode) handelt, dann besteht auch kein Unterschied zwischen einem Kindergeburtstag und einer Pädophilenparty.

Was derzeit auf europäischen Straßen passiert, sind groß angelegte Treffen von Wahnkranken und solchen, die es werden wollen. Die überwiegende Mehrheit von ihnen geht professionell schwanger mit der Vorstellung, Opfer einer jüdischen, pardon, zionistischen Weltverschwörung zu sein.

Und die funktioniert so: Die Zionisten kontrollieren die Medien, weshalb auch nie über die Toten in Gaza (außer auf CNN, ARD, BBC, Al Jazeera und Co.), sondern ausschließlich negativ über Muslime berichtet wird. Sie haben die Macht über das Geld, darum haben die 99%-Palästinenser-Freunde keines. Daneben dirigieren sie US-Unternehmen wie Coca Cola und Burger King, weshalb man ersteres boykottiert und letzteres in Nürnberg stürmte. Und wenn die Zionisten dann noch Zeit haben, diktieren sie nicht nur die Politik der USA und Deutschlands, sondern schüren auch Konflikte zwischen Schiiten und Sunniten, um derweil unbenutzt den Völkermord in Gaza zu vollenden.

Wer all das erfahren will, muss nicht interdisziplinäre Antisemitismus-Forschung studiert haben. Es reicht, eine der sich exponentiell vermehrenden Facebook-Plattformen* zu besuchen, wo der Wahn Prinzip ist. Die Palästinenser-Freunde hängen an ihrer Obsession wie der Junkie an der Nadel. Wenn gerade keine Demo stattfindet, planen sie voller Eifer die nächste. Man sammelt Spenden für Gaza, bemalt Banknoten mit «Free Palestine»-Sprüchen, bejubelt jeden toten IDF-Soldaten, verbreitet antisemitische Karikaturen und Bilder, auf die der Herausgeber des Stürmers neidisch gewesen wäre und beweint das Scheitern der Endlösung vor knapp siebzig Jahren, deren Vollendung nun angestrebt wird. Ob der Mob bei der Gelegenheit zwischen Israelis in Berlin und Juden mit deutschem Pass differenzieren würde, bleibt abzuwarten.

Das Resultat dieses Wahns lässt sich anschließend auf jeder Demo begutachten. Auf Plakaten und in Sprechchören präsentieren die Teilnehmer zuverlässig alle Klassiker, die der angewandte Antisemitismus seit über 2000 Jahren hervorgebracht hat. Ob Ritualmordlegende (Kindermörder Israel) oder jüdische Medienkontrolle (bedrohte Journalisten) – für jeden ist etwas dabei. Und da die jüngsten Aktivisten noch Windeln tragen, wird bei der Gelegenheit auch gleich für frühkindliche Bildung gesorgt. Wer es wagt, dagegen Einwände vorzutragen, gilt als Zionist, zumindest aber als im Sinne der Zionisten handelnd. Social Media-



Artists4Israel.

Imame haben Hochkonjunktur. Für Lippenbekenntnisse aus Berlin interessieren sie sich in der Regel weniger.

Dass Wahn, Kollektivismus und Propaganda mühelos in physische Gewalt umschlagen können, hält Deutschland hingegen für unwahrscheinlich. Zum einen, da die Täter keine Springerstiefel tragen und für die neuen Juden gehalten werden. Zum anderen, weil der aufrichtige Deutsche sich mehr um sein Grundrecht auf Israelkritik sorgt, als er sich an «Jude, Jude feiges Schwein» stört.

Gegen ein «befreites» Palästina hätte er zudem nicht viel einzuwenden. Derlei antisemitische Parolen gingen gar nicht, aber was Israel in Gaza praktiziert, sei wirklich nicht zu akzeptieren – so der Grundton, der Facebook und Leserbriefdominiert. Jürgen Todenhöfer, Ulrike Putz, Jakob Augstein und traditioneller Nahost-Desinformation sei Dank.

Stattdessen glaubt man lieber an einen als legitim eingestuften «Hass auf Israel», der ab und an auf Juden umschlage.

Betriebsunfälle können schließlich überall passieren. In Wirklichkeit ist es umgekehrt. Das Argument, wonach die

Demonstranten ob des Schicksals ihrer palästinensischen Glaubensbrüder eben aufgebracht wären, ist ebenso hinfällig. Denn das Morden in Syrien und im Irak treibt die Umma nicht einmal bis zur Haustür. Trotzdem ist es bequemer, randalierenden Fanatikern keine, Israel hingegen die gesamte Verantwortung zuzugestehen.

Auch das Gerücht von den «friedlichen» Demos erweist sich als ebenso beliebt wie wenig überzeugend. Sie werden lediglich als «friedlich» etikettiert, solange es nur Verletzte, fliegende Steine und bedrohte Israel-Befürworter, aber keine Toten gibt. Die Eskalation als solche ist eine israelische Erfindung. Auf deutschem Boden findet sie dagegen nicht statt. Hier existieren nur «Pro Palästina Demos» mit partiell auftretenden «antisemitischen Ausfällen».

Man dürfe nicht von wenigen Störenfriedern auf alle Partygäste schließen, deren Anliegen als edel eingestuft wird. Dass die Partys a priori antisemitisch konzipiert sind, da sie Israel mindestens das Recht auf Selbstverteidigung absprechen und Hamas-Kritik niemals auf dem Programm steht, ist eine Tatsache, die man zuverlässig leugnet.

Es hat gute Gründe, weshalb geschlossene Anstalten nicht von ihren Insassen, sondern von Gesunden geführt werden. Gegen Wahnkrankheiten helfen zwar weder Auflagen noch Gesetze. Allerdings könnte man sich abgewöhnen, die Patienten zur Nutzung des Rechts des Stärkeren einzuladen. Die Polizei dagegen hält es für eine brillante Strategie, den Mob mit Steinen, Hamas-Flaggen und Polizeilautsprechern spielen zu lassen, um ihn so langfristig zu beruhigen.

Vater Staat sorgt zwar für alles Gute, von der Unisex-Toilette in Kreuzberg bis hin zur Mütterrente. Nur bei der Verteidigung seines Gewaltmonopols und seiner Verfassung hapert es ein wenig. Ob sich diese Haltung auch bewährt, sobald es um «zionistische Einrichtungen» wie koschere Metzgereien und Synagogen geht, wird sich noch zeigen.

* Digitale Spielplätze für erlebnisorientierte Jugendliche (Auswahl): <https://www.facebook.com/Killuminati.for.Wakeup>
<https://www.facebook.com/pages/FREE-PALESTINE/1636922599866612>
<https://www.facebook.com/officialfreegaza>
<https://www.facebook.com/FreePalaestinaBerlin>

Von Thomas Weidauer / tw_24:
blog, 29. Juli 2014

Abdruck mit freundlicher Genehmigung
des Blogs.

Niemand hat Hamas und Co. gezwungen, Gaza zu untertunneln, niemand zwingt Hamas und Co., Israel mit Raketen zu beschießen. Seit 2005 hat kein Jude Gaza freiwillig betreten. Es gibt keine «Siedlung» mehr in Gaza, keine Synagoge. Es gibt eine international anerkannte und von Israel respektierte Grenzziehung, trotz offener Rechnungen liefert Israel Strom, versorgt kranke Palästinenser.

Krakeelt der Prediger im Hamas-Fernsehen am Freitag, «unsere Doktrin ist es, die Juden komplett auszulöschen», dann meint er es bitterernst. Raketen, die in Tel Aviv Alarm auslösen, verschwommene Gestalten, die auf Aufnahmen zu sehen sind, wie sie aus Tunnelöffnungen kriechen und von IDF-Soldaten in Empfang

genommen werden, belegen es: Dieser Krieg ist notwendig, ist gerecht.

Ja, Gaza mag «eine entsetzliche Bombennacht» erlebt haben, wie eine deutsche Illustrierte auf ihrer Website schreibt, «die die Bewohner in Angst und Panik versetzte». Doch beschwert sie sich gleich darauf, «für Ministerpräsident Netanjahu ist Israels Offensive nur ein erster Schritt», vergisst sie da nicht etwas? Vergeblich sucht man nach einem Hinweis darauf, ob es Panik gab in Israel.

In Deutschland, scheint's, leiden nur Palästinenser. Da klagt ein als «Experte» vorgestellter Michael Lüders, er habe von einem UN-Vertreter gehört, ein sechsjähriges Kind in Gaza erlebe derzeit seinen dritten Krieg. Dass ein sechsjähriges Kind in Sderot in seinem bisherigen Leben kaum eine Woche ohne Raketenalarm erlebt haben dürfte, wird er, wenn über-

Notwendiger Krieg

haupt, allenfalls auf Nachfrage einräumen.

Noch immer wird von «selbstgebauten» oder «-gebastelten» Raketen der Hamas gesprochen, als seien die irgendwie harmlos. Sie treffen – beim «Basteln», beim Transport, als Fehlkonstruktion – nicht selten Palästinenser. Dass sie in Schulen gelagert werden, wäre nur dann ein Beleg für ihre Harmlosigkeit, beschwerten die zwielichtigen Vereinten Nationen sich nicht lautstark darüber.

Wer die Frage wagt, wohin denn «Palästinenser» sich nach Warnungen der israelischen Armee vor ihren Einsätzen in Sicherheit bringen sollten, möge sich die Gegenfrage stellen: Wohin sollen Juden flüchten, kündigen Hamas- und andere Prediger ihnen die Vernichtung an? Nach Europa? Nach Deutschland, wo Staatsan-

wälte nichts Beleidigendes am Ruf «Kindermörder Netanjahu» finden?

Israel ist mehr denn je eine Notwendigkeit. Nur die jüdische Demokratie ist gewillt und in der Lage, das jüdische Recht auf Selbstbestimmung zu gewährleisten und, wenn es sein muss, zu verteidigen. Gäbe es Israel nicht, ist zu befürchten, lebte schon längst kein Jude mehr in Paris, London oder Berlin. Nur weil es Israel gibt, sehen sich die Europäer genötigt, manchmal über ihren Antisemitismus zu erschrecken.

Die Hamas hat Israel den Krieg erklärt. Sie will alle Juden weltweit ermorden. Wer ihr wie Rene Wildangel von der Heinrich-Böll-Stiftung nachsagt, sie sei doch «auch eine politische Partei», sie zum Vertragspartner für eine Waffenruhe hochstapeln will, verrät die Zivilisation, macht sich zum Fürsprecher mordgeiler Barbarei, wo es gilt, auch und gerade die Palästinenser von der Hamas zu befreien. Judenmord ist keine politische Option mehr.

Kleines ABC des Gazakrieges

22. Juli 2014 von Claudio Casula, vom Blog <http://spiritofentebbe.wordpress.com/>
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

A wie Angstpsychose
Seelische Störung, die sich laut Jürgen Todenhöfer Millionen täglich von Raketen bedrohte Israelis von ihrem Regierungschef einreden lassen

A wie Angaben,
offizielle palästinensische Lügen

B wie Besorgnis
Vom UN-Generalsekretär und hochrangigen Politikern ausgedrücktes Gefühl, wenn Israel sich gegen den Terror der Palästinenser zur Wehr setzt

C wie Cui bono?
Frage, die sich deutschen Online-Kommentatoren aufdrängt, wenn Palästinenser drei israelische Jugendliche entführt und ermordet haben

D wie Drohung
Vom israelischen Ministerpräsidenten angekündigte politische oder militärische Reaktion auf den Terror der Hamas

E wie Experte
Durch die Medien gereichte, deutschsprachige Person, die TV-, Radio- und Zeitungsredakteuren erzählt, dass am ganzen Nahost-Schlamassel Israel schuld ist

F wie Friedensdemonstration
Einzigartige Veranstaltung, auf der radikale Islamisten, Neonazis und Linke gemeinsam ihren Hass auf den jüdischen Staat artikulieren

G wie Gazastreifen
2005 von Israel geräumter Küstenstreifen, von dem aus Hamas und Islamischer Jihad den Staat Israel angreifen; «Ort aus der Endzeit des Menschlichen» (Jakob Augstein)

H wie Hamas
Radikalislamische Organisation, die Kinder zu Kanonenfutter erzieht, Schulen, Krankenhäuser und Moscheen als Raketendepots missbraucht, Juden als Feinde Gottes betrachtet und sich deren Vernichtung ins Programm geschrieben hat, daher auf Bombenattentate in Cafés und Bussen setzt und Tausende von Raketen auf israelische Städte abfeuert, die eigene Bevölkerung als menschliche Schutzschilde rekrutiert, ihre Kämpfer in Ambulanzwagen herumfahren lässt und politische Gegner von Hochhäusern stürzt; «legale Partei» (KenFM), «Widerstandsbewegung» (Evelyn Hecht-Galinski)

H wie Hardliner
Israelischer Politiker, der die abscheuliche Ansicht vertritt, man dürfe sich nicht von Terroristen erpressen oder beschießen lassen.

I wie Iron Dome
Israelisches Raketenabwehrsystem, dem zu verdanken ist, dass man ein eklatantes Missverhältnis bei den Opferzahlen auf beiden Seiten beklagen kann

J wie Jerusalem
Drittheiligste Stadt des Islam, die von den gläubigen Muslimen der Hamas mit Raketen beschossen wurde

K wie Krankenhaus
Idealer Munitionsaufbewahrungsort und Operationsbasis für die Hamas-Führung; als solches zwar nunmehr legitimes militärisches Ziel, das sich hinterher aber erstklassig für den Vorwurf eines Kriegsverbrechens eignet

L wie Lüders, Michael
Experte für Selbstdarstellung und angewandte Ressentiments; kann in den Abendnachrichten behaupten, in Israel habe sich der Mainstream der Gesellschaft in Richtung Ultrationalismus entwickelt, ohne dass die Interviewerin vor Lachen vom Stuhl kippt

M wie Moschee
Islamisches Gotteshaus; Rest: siehe Krankenhaus

N wie Nahostkonflikt
Unter den militärischen Konflikten seit dem Zweiten Weltkrieg auf Platz 47 rangierender regionaler Kleinkrieg, der aber den Großteil der Menschheit zu erregen vermag wie sonst nur Sex

O wie Opferstatistik
Wertvolles propagandistisches Werkzeug, das es erlaubt, durch die Miteinbeziehung von Zivilisten in einen militärischen Konflikt den Eindruck zu erwecken, die Seite mit den meisten Toten sei die moralisch überlegene; in die Opferstatistik gehen selbstverständlich auch alle Kombattanten ein

P wie Palästinenser
Ende der 1960er-Jahre erfundenes Volk, das im Gegensatz zu anderen, wirklich nach Unabhängigkeit strebenden Völkern wie den Kurden in jeder Hinsicht privilegiert behandelt wird, obwohl es seit jeher den Kampf gegen den jüdischen Staat der friedlich erreichten Eigenstaatlichkeit vorzieht; immer Opfer, nie für eigenes Handeln verantwortlich; «Verdammte dieser Erde» (Jürgen Todenhöfer)

Q wie Qualitätsjournalismus
Ignorierung des Bruchs einer Feuerpause durch die Hamas, Formulierung der Schlagzeile «Israel greift wieder Ziele im Gazastreifen an» für die anschließende Reaktion der israelischen Armee, Illustration der Meldung mit dem Foto einer Raketenabwehrbatterie in Aktion und Wahl der Bildunterschrift «Raketenabschuss Richtung Gazastreifen»

R wie Raketen
Auch «selbstgebastelte Raketen» oder «Kleinraketen»: mit Sprengköpfen bestückte militärische Flugkörper, mit denen die Hamas jahrelang Ortschaften im Süden Israels terrorisierte und heute zwei Drittel des Landes, ohne dass die Weltge-

meinschaft ein Problem damit hatte oder hat

S wie Selbstverteidigung
Dem jüdischen Staat theoretisch zugestandenes Recht, das infrage gestellt wird, sobald dieser es anzuwenden wagt

T wie Tunnel
Künstliche Passage unter der Erdoberfläche, die nach Erklärung von Jürgen Todenhöfer dazu dient, die Verdammten dieser Erde ein paar Stunden lang Freiheitsluft schnuppern zu lassen; für den Fall der Fälle lagern in Tunneln Waffen und Sprengstoff sowie Tranquilizer und Plastikhandschellen

U wie unverhältnismäßig
Ausnahmslos jede Reaktion Israels auf palästinensischen Terror

U wie UNRWA
Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, das in einer von ihr betriebenen Schule in Gaza 20 dort deponierte Raketen entdeckt und anschließend an die Hamas zurückgibt

V wie Völkermord
Im üblichen Sprachgebrauch: Absicht, eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu vernichten; für Recep Tayyip Erdogan: wochenlange israelische Militäroperation, bei der einige hundert Menschen zu Tode kommen

W wie Waffenruhe
Von nahöstlichen Kriegsparteien vereinbarte Feuerpause, stets nach wenigen Minuten oder Stunden von der Hamas gebrochen

Z wie Zivilist
Jeder Palästinenser, der in Kämpfen mit der israelischen Armee getötet wird

«Was für eine Schlagzeile»: «Nur ein toter Palästinenser ist ein guter Palästinenser!»

Ein Gastkommentar von David Klein auf dem Blog <http://estherstagebuchauszichronyaacov.blogspot.de/> vom 29. Juli 2014
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Was für eine Schlagzeile, Sie sind zurecht empört. Aber es kommt noch schlimmer: «Neger, Neger, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein!», «Wir müssen die Muslime ausrotten!» oder «Die Schwulen brauchen einen Hitler!».

Mittlerweile ist Ihr Puls auf Hundert, aber keine Bange, Abhilfe naht. Ersetzen Sie einfach Palästinenser, Neger, Muslime und Schwule durch Juden und Sie lesen die Beschimpfungen und Parolen, die im Rahmen der pro-palästinensischen Aktivitäten anlässlich des aktuellen Gaza-Konflikts im Netz gepostet und weltweit an antiisraelischen Demonstrationen skandiert werden.

Sogleich werden Sie Erstaunliches beobachten: Ihr Puls wird ruhiger, die Empörung ebbt ab und macht einer heiteren Gelassenheit Platz: Das sind ja bloß Juden, die hier beleidigt, verhöhnt und mit dem Tod bedroht werden, deren Geschäfte, wie in der Pariser Vorstadt Sarcelles, niedergebrannt und deren Synagogen und Gemeindezentren attackiert werden.

Und die sind schliesslich selbst schuld, so wie diese zionistischen Kriegstreiber mit den Palästinensern umspringen.

Lehnen Sie sich also ruhigen Gewissens zurück und ergreifen Sie als Mitglied der westlich-demokratischen «Wertegemeinschaft», weiterhin Partei für die mörderische islamistische Hamas, in deren Charta die Vernichtung der Juden festgeschrieben steht. Verteidigen Sie störrisch das «Recht auf legitimen Widerstand» einer theokratischen Terrororganisation, die seit Jahren in flagranter Verletzung des humanitären Völkerrechts Raketen auf unschuldige israelische Zivilisten regnen lässt. Raketen, die sie nachweislich in denselben Schulen versteckt, in denen sie bereits die Kleinsten zum antisemitischen Jihad erzieht.

Lauschen Sie verzückt den Medien, von denen die meisten in trautem Einklang Israel als Schuldigen der jüngsten «Eskalation» ausgemacht haben. Lassen Sie sich anhand der unausgewogenen Berichterstattung über die selbstgebastelten «Kleinraketen» und «Feuerwerkskörper» der «Freiheitskämpfer» der Hamas und die «unverhältnismässige» Reaktion Israels, in Ihrem friedensbewegten Mitgefühl bestärken.

Saugen Sie begierig die antiisraelischen Voten der sogenannten Alibi-Juden auf, vor-

zugsweise Holocaust-Überlebende wie Reuven Moskovitz, Moshe Zuckermann (immerhin Sohn von Holocaust-Überlebenden) oder Avraham Burg, die in den uniformen Medien als «authentische Stimmen Israels» feilgeboten werden. Juden, die sich nicht zu schade sind, sich als sogenannte «Kronzeugen» dem Entschuldigungsbedürfnis jener anzudienen, die den Massenmord an den europäischen Juden betrieben und zugelassen haben. Und wenn Ihre, als Palästina-Solidarität getarnte Abneigung gegen Juden, quasi von höchster Instanz legitimiert wurde, ist es Zeit für die nächste pro-palästinensische Veranstaltung.

Aber wo waren Sie, als König Hussein von Jordanien 1970 während des «Schwarzen September» in einem Monat mehr Palästinenser umbringen ließ, als in Jahrzehnten im Konflikt mit Israel umkamen? Wo demonstrierten Sie, als 1991 in Kuwait Tausende Palästinenser abgeschlachtet und fast 400'000 vertrieben wurden? Wo bleibt Ihre Empathie mit den unzähligen palästinensischen Todesopfern im Bürgerkrieg, der hier und heute in Syrien tobt?

Und wie steht es mit anderen gewaltsamen Konflikten? Der Genozid in Darfur, mit geschätzten 300'000 Toten und mindestens 2.5

Millionen Flüchtlingen, der blutige Krieg im Kongo, in dem vier Millionen Menschen starben und vertrieben wurden oder Tschetschenien, wo das russische Militär an die 160'000 Menschen umbrachte. Haben Sie damals auch Ihre «Stimme erhoben»?

Nein, für Ihre selbstgerechte Empörung sind ausschließlich die von der Weltgemeinschaft mit Milliarden alimentierten Palästinenser gut genug, aber eben nur dann, wenn sich diese in einer Auseinandersetzung mit Israel befinden.

Sie können trotzdem stolz auf sich sein: Ihre Entrüstung ist die beste Garantie, dass die menschenverachtende Taktik der Hamas aufgeht, die Zivilbevölkerung zu opfern, indem Männer, Frauen und Kinder als menschliche Schutzschilde missbraucht werden, um Israel für diese Taten verantwortlich machen zu können.

Denn für die Hamas, die Israelkollaborateure auf offener Strasse erschießt, Frauen steinigt, Homosexuelle lyncht, Christen verfolgt und ermordet und die Bevölkerung im Gazastreifen im islamistisch-totalitären Würgegriff hat, während ihr Führer Khaled Meshal in Qatar im Luxus schwelgt, ist ein toter Palästinenser tatsächlich ein guter Palästinenser.

Vorausgesetzt, er wurde von einem Juden umgebracht.

Abenteurer zwischen den Welten

Der Schriftsteller Walter Kaufmann zieht Bilanz über 90 Lebensjahre

Von L. Joseph HEID

Im Rückblick auf sein inzwischen 90 Jahre währendes Leben kann Walter Kaufmann sehr zufrieden sein: Er hat wer weiß wie viele Bücher veröffentlicht, ist mit zahlreichen Literatur-Preisen ausgezeichnet worden - unter denen nicht zuletzt der Heinrich-Mann- und der Theodor-Fontane-Preis (beide 1967 verliehen) herausragen. In seinem zuletzt erschienenen, autobiographisch eingefärbten Buch *Schade, dass du Jude bist* (Kaleidoskop eines Lebens (Prospero Münster, Berlin, 2013)) blickt er noch einmal auf sein abenteuerliches Leben zurück. Vieles davon ist gekennzeichnet durch die Tyrannei des 20. Jahrhunderts. Kaufmanns Bücher in der Tradition der anglo-amerikanischen Short Stories fußen oft auf eigenem Erleben in Europa und Übersee. Dabei behandeln seine Reportagen vor allem die von ihm bereisten Länder USA, Irland und Israel. In *Schade, dass du Jude bist* reiht Kaufmann autobiographische Geschichten nun auf wie Perlen an einer Kette. Sie führen von seiner Heimatstadt Duisburg weit in die Welt des vergangenen Jahrhunderts und immer wieder zurück in die Gegenwart. Duisburg ist der Mittelpunkt seines jungen Lebens und ist die Stadt geblieben, die für ihn - neben Sydney und Berlin, wo er heute lebt - die größte Bedeutung hat.

Bürgerliche Kindheit

Walter Kaufmann, geboren am 19. Januar 1924 in Berlin, wächst als Adoptivsohn von Sally und Johanna Kaufmann in Duisburg auf. Doktor Sally Kaufmann ist renommierter Anwalt und Vorsteher der lokalen Jüdischen Gemeinde, dem es später gezwungenermaßen zufällt, die letzten Juden seiner Heimatstadt «auf Transport» zu bringen. Der Junge Walter erlebt in seiner frühen Jugend alle möglichen Diskriminierungen, die ihren Höhepunkt im Novemberpogrom 1938 erreichen. Die Wohnung der Eltern wird verwüstet, der Vater als «Schutzhäftling» nach Dachau verschleppt. Es ist Zeit für den 15-jährigen Walter, mit einem Kindertransport in das sichere England geschickt zu werden, was ihm das Leben retten wird.

Walter Kaufmann ist das uneheliche Kind einer jungen Ostjüdin aus dem Berliner Scheunenviertel. Die ledige Mutter ist nicht in der Lage, ihren Sohn zu versorgen, gibt ihn zur Adoption frei. So erhält das Kind ein Zuhause, kommt in eine gut bürgerliche, vornehme Familie. Erst als Erwachsener beginnt Kaufmann, nach seiner leiblichen Mutter zu forschen. In seinem Roman *Im Fluss der Zeit* (2010) erzählt er von seinen Begegnungen in der Mulackstraße im Berliner Scheunenviertel, dort wo seine Mutter, Rachel, in einer Kellerwohnung gewohnt hatte. Viel bekommt er nicht über den «Verbleib» der Mutter heraus, aber immerhin, dass er einmal «Jizack Schmeidler» geheißen hatte. Für Walter Kaufmann war es sehr wichtig, dass er bis zum Jahre 1938 - in der Adoptivfamilie - eine wohl behütete Kindheit erleben durfte. Dann aber erfassen sein Leben schwere Brüche und Zäsuren.

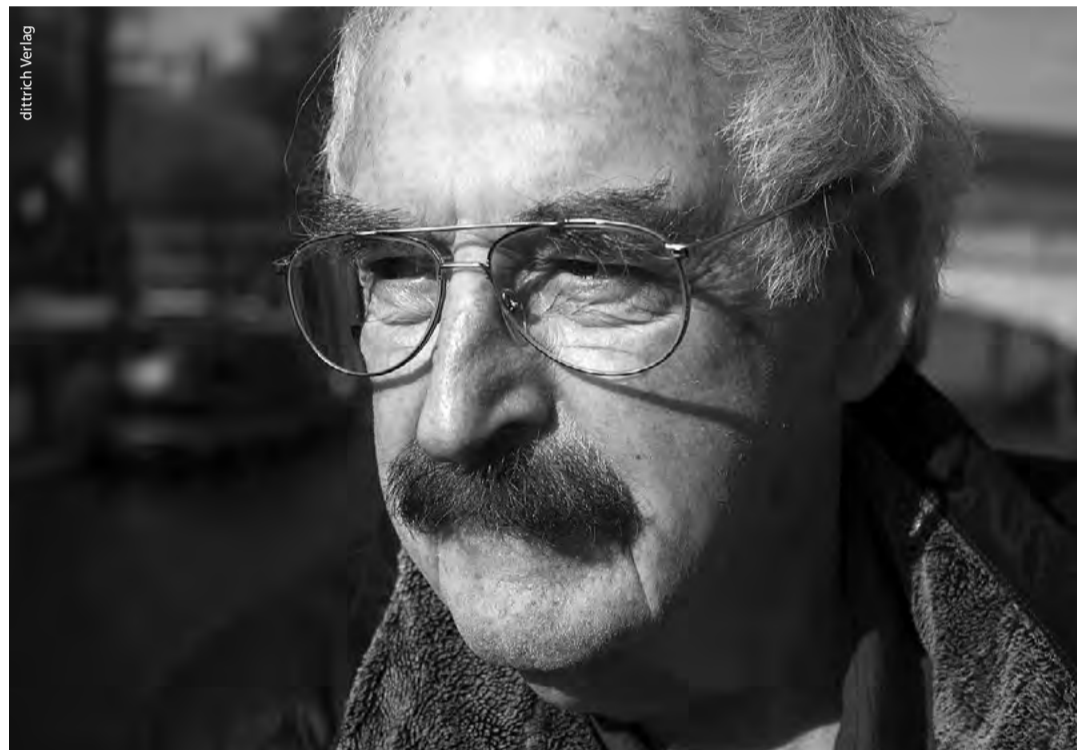
Geflohen und interniert

Nur wenige Monate nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wird der Teenager im Mai 1940 von der britischen Polizei als «feindlicher Ausländer» interniert und mit vielen anderen deutschen Juden nach Sydney, Australien, verbracht. 18 Monate

verbringt er in Wüstencamps, Holzbaracken, umgeben von Stacheldraht und Wachtürmen.

Er ist siebzehn Jahre alt, als er das Internierungslager verlassen kann. Mit Gelegenheitsjobs schlägt er sich durch und wartet doch nur auf eine Nachricht von den Eltern - bis er erfährt, dass sie im Gas von Auschwitz erstickt sind. Und die Nazis haben ihn längst ausgebürgert. Mit Datum vom 25. November 1941 gilt er als «staatenlos».

Das erzwungene Exil ist zwar schwer, aber als «bitter» hat Walter Kaufmann es nicht empfunden. Er erfährt nun viel Solidarität und lebt sich gut ein, besonders auf See. Der junge Emigrant schlägt sich in Australien mit allen möglichen Arbeiten durchs Leben, meistens im Bereich des



Hafens, auf Schleppern und Frachtern. Dann aber auch als Straßenphotograph, Schlachthausarbeiter, Obstpflücker, Docker und lange Jahre als Seemann. Die einfachen Menschen, denen er - zur See und zu Lande - begegnet, outcasts wie er, ihre sozialen Nöte regen ihn zum Schreiben an. Seine Kurzgeschichten, seine realistische Prosa «treffen», wie er sagt, «den Nerv der Zeit». Das Schreiben wird zu Profession. Und noch während seiner Armeezeit (bis 1945) - zuletzt als «education officer» - erhält er den ersten seiner zahlreichen Literaturpreise.

Neue Heimat Ostberlin

1956 siedelt Walter Kaufmann mit seiner Frau, einer Australierin, nach Ostberlin über. «Ich entschied mich für die DDR, weil ich am Aufbau eines sozialistischen Deutschlands teilhaben wollte. Eine andere Alternative gab es damals für mich nicht», bekennt er im Rückblick. Vorausgegangen war die Einladung zu einem Schriftstellerkongress in der DDR. In Ostberlin wurde Kaufmann mit offenen Armen aufgenommen und erhielt die Einladung, in der DDR zu bleiben. Er blieb, behielt gleichwohl seinen australischen Pass. Im Arbeiter- und Bauernstaat wurde er Präsidiumsmitglied des P. E. N.-Zentrums, der Schriftstellervereinigung, und von 1985-93 war er Generalsekretär des Deutschen P. E. N.-Zentrums (Ost). Hier setzte er sich vor allem für inhaftierte Autoren («Writers in prison») ein - was er noch heute tut. Probleme mit dem SED-Staat blieben nicht aus. Auch Kaufmann als Generalsekretär des P.E.N. wurde von

der Staatssicherheit angegangen, Auskünfte über Schriftstellerkollegen zu geben. Er soll mit seinem Rücktritt gedroht haben, sollte dies nicht aufhören. Der beauftragte Stasi-Offizier kam nie wieder.

Als australischer Staatsbürger, der er bis heute ist, und als Korrespondent einer britischen Zeitung behält Kaufmann in der DDR eine geschützte und privilegierte Position. Einer der großen Vorteile: Er kann frei reisen, und dies setzt er literarisch sehr erfolgreich um. Vornehmlich seine Reise-reportagen erreichen in der DDR hohe Auflagen, manche werden in zahlreiche Sprachen übersetzt, so etwa *Far Eastern Kaleidoscope* (1957) und *Drei Reisen ins Gelobte Land* (1980). Insgesamt vier Amerika- und zwei Irland-Bücher bringt Kaufmann heraus. Sein Roman *Kreuz-*

unbequem und nicht berechenbar. Denn «staatsnah» ist Walter Kaufmann in der DDR nie gewesen. Im Gegenteil: Die Stasi behielt ihn beharrlich im Visier. Beim späteren Einblick in seine eigene Stasi-Akte stößt er auf mindestens 20 Decknamen und Ungewöhnliches. Er muss feststellen, dass auch Prominenz über ihn berichtete. Aufsehen im deutschen Blätterwald erregte nach der Wiedervereinigung der «Fall Christa Wolf»: In den 1950er Jahren hatte sie, die Gallionsfigur der DDR-Identität und eine der bekanntesten, auch in der Bundesrepublik viel gelesenen ostdeutschen Schriftstellerinnen, als «IM Margarete» ihren Schriftsteller-Kollegen Walter Kaufmann bespitzelt. Vom 1. Juli 1959 datiert ein handschriftlicher, mit dem Decknamen unterzeichneter Bericht über ihn, den Wolf zwar für «talentiert», wenn auch menschlich «labil» einstuft, gleichwohl sei sein Talent aber «gefährdet» durch «mangelhafte theoretische Kenntnisse» sei. Was mag sich hinter dem Begriff «mangelnde theoretische Kenntnisse» wohl damals verborgen haben? War Kaufmann ideologisch nicht «auf Parteilinie» oder bezog sich das einfach nur auf Literatur? Wie dem auch sei, man kann es auch, wenn man will, als Kompliment interpretieren. Walter Kaufmann verwahrte sich übrigens dagegen, dass man die «Margarete» Wolf von einst gegen die Christa Wolf von später ausspielte. Das mag ihn ehren.

Nochmals auf Reisen

Längst erfolgreich und populär als Autor, fährt Kaufmann auch in späten Jahren noch einmal auf verschiedenen Frachtern zur See, erkundet mit der Entdeckerlust eines Jack London oder Somerset Maugham fremde Ufer, schreibt darüber voller Leuchtkraft und Lebendigkeit. Mit demselben neugierig-kritischen Blick durchmisst Walter Kaufmann dann die Spanne von neun Jahrzehnten in seinem packenden Lebensreise-Bericht.

Im Februar 2008 kam Kaufmann wieder einmal nach Duisburg, um im Rahmen der rollenden Ausstellung «Zug der Erinnerung» aus seinen autobiographischen Büchern zu lesen. Dabei betonte er - wie stets - kein «Opfer» (gewesen) zu sein. Er habe in seinem Leben die Welt erleben können. Aber es vergehe kein Tag, an dem er nicht an seine Eltern denke, die in Auschwitz ermordet wurden. Über die deportierten jüdischen Kinder, die in der Ausstellung im «Zug der Erinnerung» zu sehen waren, bemerkte er, er hätte sehr wohl einer der dort abgebildeten Mädchen und Jungen sein können.



wege (1979) hat besonders großen Erfolg. «Seine Bücher», sagt sein Schriftstellerkollege Walter Panitz, «haben den Atem der weiten Welt, einen Hauch von Exotik, doch nicht die mindeste Traumschiffromantik.» Und weiter zu Kaufmanns Arbeit: «Er ist immer auf der Suche und in der Nähe von Menschen gewesen, über die sich packende Geschichten schreiben ließen, und die fand er überall auf der Erde».

Schwierigkeiten mit dem Regime blieben Kaufmann dennoch nicht erspart. Er konnte und wollte sich nicht mit den subtilen Repressionen, Kontrollen und staatlich verordneten Bespitzelungen abfinden. Bei einer Versammlung des P.E.N. war es für ihn an der Zeit, sich öffentlich zu empören. Er sprach von guten Leuten, unentbehrlichen Leuten, die dem Land in Scharen wegliefen. «Was haben wir falsch gemacht, was müssen wir tun, um das zu stoppen?», war seine unmissverständliche Frage an die Runde, die mit langem Applaus bedacht wurde. In diesem Moment kam ihm in Erinnerung, wie schwer er sich getan hatte, die Ausbürgerung von Wolf Biermanns zu missbilligen, dessen «pfauenhafte Eitelkeit» ihm ansonsten gegen den Strich ging. Doch selbst einmal ausgebürgert und wissend, wie sich das anfühlt, wollte, ja musste er es tun und war im Reinen damit.

Talentierte und bespitzelt

Auch wenn sich seine Romane und Reise-reportage-Bücher gut verkaufen, stoßen sie doch an die Grenzen der Zensur. Für die Machthaber im SED-Staat bleibt er

Liebe Leserinnen und Leser,

die antisemitischen Ereignisse der letzten Wochen sind schockierend. Selten fühlten sich Juden so bedroht und alleine gelassen in diesem Land, 69 Jahre nach dem Ende der Schoah. Gerade in diese so schrecklichen Tage im Sommer 2014 fällt nun die Herausgabe einer ganz neuen Monatszeitung – der Jüdischen Rundschau (JR). Die Idee ist, einer pro-israelischen und den Antisemitismus in all seinen Facetten analysierenden wie kritisierenden Zeitung eine Chance zu geben. In Zeiten des Internets ein neues Printmedium zu wagen, ist sicherlich für viele überraschend.

Diese Monatszeitung möchte den interessierten Leserinnen und Lesern Material an die Hand geben, insbesondere, aber nicht nur, um dem neuen Antisemitismus und Israelhass argumentativ entgegenzutreten. Ebenso will die Jüdische Rundschau in diesem Land weniger bekannte Stimmen international herausragender Autoren, Forscher oder Aktivisten und Künstler erklingen lassen sowie ausgewählten Blogs eine papierne Stimme geben.

Die Leserinnen und Leser sollen darüber hinaus über aktuelle Tendenzen des jüdischen Gemeindelebens, von Kunst und Kultur wie auch historische Ereignisse informiert werden. Auch die Geschichte des Judentums, von Religion und Kultur, des Zionismus wie auch die israelische Vielfältigkeit heutigen jüdischen Lebens spielen eine große Rolle. Diese ruhigeren, weniger tagespolitischen Texte sollen in Zukunft auch ein Zeichen der Hoffnung sein, mit einer Zeitung die Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens in Deutschland, Europa und anderswo sowie in Israel zu betonen. Das ist nicht leicht, da nicht nur in Frankreich Tausende Juden die gepackten Koffer bereits zum Flughafen geschleppt haben.

Dabei gibt es ein breit gefächertes jüdisches Leben in Europa, worüber die Jüdische Rundschau auf unterschiedliche Weise berichten wird.

Wichtig für dieses Zeitungsprojekt sind nun Abonnements – wer hätte das gedacht? Viele wohlwollende Leserinnen und Leser denken vielleicht, der Kauf der Zeitung am Kiosk wäre ausreichend, um das Projekt am Leben zu halten. Doch das ist leider nicht richtig. Ein so kleines publizistisches Projekt lebt von Abonnements, da wir beim Kioskverkauf viel zu viel vom Verkaufspreis an den Handel verlieren...

Also werden Sie doch Abonnentinnen und Abonnenten der Jüdischen Rundschau. Dann kommt die Jüdische Rundschau direkt nach Hause und die Zeitung hat eine sicherere ökonomische Grundlage für die Zukunft. Eine tolle «Win-win-Strategie». Die Jüdische Rundschau kostet nur 39€ im Jahr, Studierende zahlen 32€! Für das ganze Jahr, zwölf Ausgaben.

Wir freuen uns auf Ihr und euer Feedback und verbleiben mit herzlichen Grüßen,

Ihre Redaktion der «Jüdischen Rundschau»

Unsere Kontaktadressen

-  J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin
-  (030) 54 71 02 50 (Mo.-Mi. von 10.00 bis 16.00)
-  redaktion@juedische-rundschau.de
-  (030) 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)
-  www.juedische-rundschau.de
-  www.facebook.com/jrundschau
-  @jrundschau

COUPON ABO-BESTELLUNG

Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von

39 € für ein Jahr (Preis gilt für Deutschland, in anderen EU-Ländern und Schweiz - 58 €)

73 € für zwei Jahre

32 € für ein Jahr als Student (mit Nachweis).

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen von dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift **X** _____

Ich zahle:

- gegen Rechnung
- per Lastschrift (als Dankeschön dafür erhalten Sie 13 statt 12 Ausgaben der Zeitung)

Kontoinhaber: _____

Konto-Nummer: _____ BLZ: _____

Kreditinstitut: _____ Unterschrift: _____

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

GESCHENK-ABO

Ich möchte ein Jahresabonnement für die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» zum Preis von 39 € schenken an:

Name, Vorname _____
 Strasse, Hausnummer _____
 PLZ _____ Wohnort _____
 Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Die Lieferung endet automatisch nach einem Jahr, wenn entweder ich oder der/die Beschenkte (auf eigene Rechnung) nicht das Gegenteil verfügen. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift **X** _____

Ich zahle

- gegen Rechnung. Die Rechnung schicken Sie bitte an:

Name, Vorname _____

Strasse, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

- per Lastschrift (als Dankeschön dafür erhalten Sie 13 statt 12 Ausgaben der Zeitung)

Kontoinhaber: _____

Konto-Nummer: _____ BLZ: _____

Kreditinstitut: _____ Unterschrift: _____

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

BESTELLUNG DES PROBE-EXEMPLARS

Empfehlen Sie unsere Zeitung Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden oder bestellen Sie einfach für sie ein kostenloses Probeexemplar. Wenn Sie mehrere Coupons brauchen, können Sie diesen kopieren oder uns einfach die entsprechenden Angaben per Telefon, Fax oder Mail mitteilen.

Ich möchte die Zeitung «Jüdische Rundschau» einmalig und unverbindlich kennen lernen. Schicken Sie mir bitte ein kostenloses Probeexemplar an:

Name, Vorname _____

Strasse, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Mir ist bekannt, dass es dabei um eine freiwillige Aktion des Verlags geht und die wiederholte Beteiligung von ein und demselben Haushalt daran frühestens in sechs Monaten möglich ist. Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Datum _____ Unterschrift **X** _____

Jeder neuer Abonnent der Zeitung «Jüdische Rundschau» erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.

Lattkes, Simcha, Kunst und Promis

Im Chemnitzer «Schalom» wird mehr als nur lecker jüdisch gespeist

Von Olaf GLOECKNER

Chemnitz, 250.000-Seelen-Stadt im tiefsten Sachsen, hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Industrie ist gegangen, Mittelstand und Tourismus sind gekommen. An der lokalen Uni studieren Kommilitonen aus einem Dutzend verschiedener Länder. Osteuropäisch-jüdische Maler und Grafiker befeuern die lokale Kunst-Szene, aber auch die etablierte Hochkultur macht neue Schlagzeilen. Kunsthistorikern Ingrid Mössinger, deren Management den Städtischen Kunstsammlungen 2010 ganz wesentlich zu «Deutschlands Museum des Jahres» verhalf, schaffte es sogar, die erste Ausstellung mit Zeichnungen von Bob Dylan zur Premiere nach Chemnitz zu holen. Jazz- und Ska-Festivals locken junge Leute aus Nah und Fern, und in der mondänberühmten «Villa Esche» geben literarische Berühmtheiten ihre neueste Lyrik zum Besten. Doch der kleine «Rundumschlag» wäre unvollständig, bliebe unerwähnt, dass hier, am Fuße des Erzgebirges, gut und gepflegt gespeist werden kann – gerade auch aus jüdischer Küche. Mehr noch: Das in der Heinrich-Zille-Straße gelegene Restaurant «Schalom» ist das einzige jüdische im gesamten Freistaat Sachsen. Betrieben wird es von zwei Kippträgern, die in der Stadt so ziemlich jeden Menschen und jeden Winkel kennen, den Wandel der City hautnah miterleben und sich auch von Vandalismus und Anfeindungen nicht aus der Ruhe bringen lassen.

«Kein Präsentierteller»

Uwe und Lars Dziuballa sind – zusammen mit ihrer Mutter – die Gründer und Seelen des «Schalom», das seit vierzehn Jahren von Einheimischen und Auswärtigen gut angenommen wird und inzwischen Kult-Status genießt. Ins «Schalom» kommen einheimische Juden – die hiesige Gemeinde zählt heute wieder um die 700 Mitglieder-, Geschäftsreisende aus aller Welt, Intellektuelle, Künstler, Israelis und jede Menge Neugierige. Unweit vom Chemnitzer Hauptbahnhof und nur ein paar Steinwürfe entfernt vom renommierten Opernhaus, grenzt das das Lokal nun an einen Stadtteil, der seine architektonische und sozio-kulturelle Identität erst noch finden muss. In den 80er und 90 Jahren war der Chemnitzer Brühl eine beliebte Adresse für Shopping-Freunde, Flaneure und Touristen, derzeit herrscht die große Stille vor der Sanierung. «Uns macht das nichts aus», meint der hochgewachsene und stämmige Uwe Dziuballa, Jahrgang 1965. «Wir können ganz gut damit leben, nicht auf dem absoluten Präsentierteller zu sitzen. Es gibt ein lokales Stammpublikum, und über Mangel an auswärtigen Gästen können wir uns auch nicht beklagen. Wer uns finden will, der findet uns.» Im früheren Karl-Marx-Stadt geboren, war für Uwe und den fünf Jahre jüngeren Bruder Lars keineswegs vorgezeichnet, dass sie eines Tages Gastronomie mit jüdischer Note betreiben würden. Uwe, der noch zu DDR-Zeiten Elektrotechnik studiert hatte, ging nach der politischen Wende erst einmal nach New York, jobbte dort über Jahre hinweg als erfolgreicher Unternehmer. Gut möglich, dass ihn Amerika völlig «aufgesogen» hätte, wäre der Vater der Familie während der 90er Jahre nicht schwer erkrankt. Für Uwe gab es keinen Zweifel, was zu tun sei, er kehrte nach Chemnitz zurück.



Wohlfühl-Ambiente: Blick ins Innere des neuen «Schalom»-Restaurants.

New York und Jerusalem

Kurze Zeit später starb der Vater – ein Einschnitt, der die restliche Familie hart traf, sie aber auch umso stärker zusammenrücken ließ. Gemeinsam mit der Mutter und vielen Freunden, besannen sich die Dziuballas auf sich selbst. Den Wandel in der Stadt und im Land, das Wachstum der jüdischen Gemeinschaft durch russisch-jüdische Zuwanderung, die neu entstandenen Möglichkeiten, Judentum offen und selbstbewusst zu leben, das alles hatten sie als Geschenk und Chance begriffen. Lars hatte inzwischen an einer Yeschiva in Jerusalem studiert und ein Leben im Einklang mit der Halacha begonnen. Die Beachtung der jüdischen Speisevorschriften, der Kaschrut, bekam eine ganz praktische Dimension. Uwe seinerseits faszinierte die Vitalität und Vielfalt der jüdischen Szene in New York. Warum sollte nicht auch Chemnitz etwas davon abbekommen? Es war Zeit für Visionen – und für Taten!

Im September 1998 gründeten die Dziuballa-Brüder zusammen mit einem Dutzend weiterer Enthusiasten den Verein «Schalom. Deutsch-israelisch-jüdische Begegnungsstätte». Rasch erreichten sie unterschiedlichste Zielgruppen, schoben soziale und kulturelle Projekte an, stellten eine Plattform für interkulturellen Dialog her und halfen russischsprachigen Juden, die ihre ersten Schritte in der Stadt taten. «Es war und ist uns wichtig», so Uwe Dziuballa, «dass Judentum eben nicht nur aus Erinnerungsarbeit und ritualisierten Gedenkveranstaltungen besteht. Judentum hat heute und hier Potential und Zukunft, man muss es nur eben gestalten.»

Bald war «Schalom» beteiligt an den Chemnitzer Tagen der Jüdischen Kultur, lud Künstler und Israel-Experten ein, stellte Kontakte zu Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften her. Deutschkurse, Sozialberatung für Migranten und Schülerprojekte zu lokaler jüdischer Geschichte und Kultur komplettierten das Angebot. «Die Gründung unseres Restaurants mit gleichem Namen», sagt Uwe im Rückblick, «war untrennbar mit dem Verein verbunden. Das eine war ohne das andere nicht denkbar, und so ist das bis heute geblieben.»

Lattkes und «Rothschild»

Im März 2000 ist es soweit: Die beiden Brüder wagen die Eröffnung des «Schalom» – ein Restaurant mit jüdischer Küche, die der orthodoxe Berliner Rabbiner Yitzhak Ehrenberg zertifiziert. Das «Schalom» schließt eine spürbare kulinarische Lücke in der Region, Neugier wird allorts geweckt. Damit Berührungsgängste bei den neuen Gästen gar nicht erst aufkommen, sind die Mahlzei-

ten auf der Menükarte ausführlich erklärt. Traditionelle jüdische Speisen wie Lattkes und Matzemehlkloßchen stehen dort neben delikaten Vorspeisen, israelischen Salaten und hauseigenem Falafel. Zu den aktuellen «Klassikern» des Hauses gehören Lammkeule in Rotweinsauce, Lachs, Rinderragout und Scharwama. Auch Nudelgerichte und Couscous erfreuen die Besucher-Mägen im «Schalom». Selbst vegetarische Speisen kommen nicht zu kurz – ein untrügliches Zeichen, dass eine «gastronomische Schmalspur» bewusst vermieden wird.

Dennoch neigen viele der nichtjüdischen Gäste dazu, beim Erstbesuch «vor allem etwas Israelisches» probieren zu wollen, weiß Uwe Dziuballa mit amüsiertem Ton zu berichten. «Das gilt übrigens auch für die Getränke. Israelische Weine, gerade solche, die vom Carmel oder aus dem Galil kommen, sind hier sehr gefragt. Es kam aber auch schon vor, dass Besucher

Maßstäben erfüllt das Bier natürlich auch die Anforderungen des Deutschen Reinheitsgebots von 1516. «Simcha», im Geschmack eher mild und süffig, hat es nicht nur in verschiedenste Teile Deutschlands, sondern auch bis zu Makkabiaden in Israel geschafft.

Seit dem «Simcha»-Erfolg häufen sich bei den Dziuballas nun auch die Nachfragen nach Catering-Diensten, denn Konferenzen, Tagungen, Kultur-Veranstaltungen und Israel-Tage sind ebenfalls auf den Geschmack gekommen. «Wir kommen dem im Rahmen unserer Möglichkeiten nach und lernen vor Ort dann selbst viel hinzu», freuen sich Lars und Uwe. Inzwischen ist das «Schalom» auch beliebt als Ort für Familienfeiern und Firmen-Treffen.

«Übereck-Wohnzimmer»

Seit der Eröffnung im Jahr 2000 wurde zweimal umgezogen, nun befindet sich das «Schalom» in einem schicken Altbau-Eckhaus mit gut frequentierter Sommer-Terrasse. Inzwischen wird in der Woche auch ein Mittags-Imbiss angeboten, der nicht zuletzt Schüler und Studenten anzieht und bei dem der hauseigene Falafel ganz oben auf der Beliebtheitskala steht. Die Atmosphäre im Inneren des neuen Restaurants ähnelt der eines etwas zu groß geratenen Übereck-Wohnzimmers mit weltoffenem und warmem Flair. Dunkelrote Markisen, Piano, große Fenster und moderne Licht-Fluter passen «wie gegessen» zu den dunklen Holztschen und den Dielen aus echter Eiche. Hinterm Tresen ragt ein großformatiger Bildschirm hervor, auf dem sich Reportagen über Israel, Baseball- und Fußballspiele munter abwechseln. Uwe Dziuballa ist nicht nur ein bekannter Bayern-München-Fan, sondern dort obendrein auch Club-Mitglied, und wenn die Müllers oder Schweinsteigers ein



Koscheres Erfolgsbier «Simcha» für alle. Rechts Rabbiner Yitzhak Ehrenberg, der auch die Küche des «Schalom» zertifiziert hat. Links Mitbegründer Uwe Dziuballa.

aus der Oberschicht einen Rothschild-Wein für mehrere Hundert Euro bestellen. Natürlich haben wir auch dafür das Passende im Keller», lacht der Wirt mit breiter Miene.

«Simcha» und Catering

Vor acht Jahren gelang den Dziuballas zudem ein kleiner Coup bei den Getränken. Eine Brauerei in der nahe Chemnitz produziert seither ein koscheres Bier namens «Simcha» («Freude»). Das gesamte Produktions-, Ernte- und Verarbeitungsverfahren steht unter der Kontrolle des Rabbiners. Während der Bierherstellung werden sämtliche Prozesse autark geführt, protokolliert und dokumentiert. Eine Vermischung mit anderen Produkten ist somit ausgeschlossen. Neben den koscheren

Tor schießen, kann es gut passieren, dass er für Momente selbst seine Gäste vergisst. An den Innen-Wänden des Restaurants hängen markante historische und heutige Aufnahmen von Israel, aber auch Fotos von prominenten Besuchern, unter ihnen Dieter Hildebrand, Henryk M. Broder und – last but not least – der in Deutschland viel gelesene Autor Amos Oz.

Derzeit sind im 40 Plätze zählenden Lokal Konzerte und Lesungen eher eine Seltenheit. Gleichwohl ist der «Schalom»-Verein sich treu geblieben und lädt regelmäßig zu Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen ein. «Wir sind ein offenes Haus», betont Uwe Dziuballa noch einmal, «und es gibt wenig, das interkulturelle Schwellenängste besser abbaut als eine gute Gastronomie.»